Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/1
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/2
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/3
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft

A. 191

Hinc: ~~634~~

N 243.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/4
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Allerneueste Reisen

eines Portugiesen,

Innigo von Biervillas,

Nach

denen Malabarischen Cüsten, Goa, Batavia, und andern Ost-Indianischen Orten.

Worinnen

eine genaue Beschreibung der Sitten, Gewohnheiten, und Religion der Indianer; die unterschiedene Wohn-Plätze derer Europäer; eine umständliche Nachricht von der Handlung zu Batavia, nebst vielen untermengten sonderbahren und annuthigen

Begebenheiten

enthalten sind.

Aus dem Frantzösischen übersetzet.

BERLIN,
bey Johann Peter Schmid. 1736.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/5
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/6
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Vorrede des Verfassers.

NAch meiner Zurückkunfft aus Indien faßte ich aus eigner Bewegung ohne das geringste Anhalten meiner Freunde, womit sich die meisten Bücher-Schmiede rühmen, zu meinem eigenem Vergnügen den Schluß, die Nachrichten von meiner Reise in Ordnung zu bringen, und in Franckreich drucken zu lassen, weil ich wichtige Ursachen hatte sie nicht in Portugiesischer Sprache und vornemlich in Lissabon ans Licht zu bringen. Am meisten brachte mich die von dem Julius Cäsar in seinen Schrifften angegebene Neubegierde derer Frantzosen nach fremden Dingen zu diesem Entschlusse; und ich zweiffelte also nicht, daß viele un-

ter ihnen diese meine Nachrichten wohl aufnehmen würden.

Zu diesem Ende übergab ich den schrifftlichen Aufsatz einem Landsmanne, welcher solchen an einen von seinen Freunden nach Paris schickte, denselben zum Druck zu befördern; und dieser Freund, welcher denselben gantzer fünff Viertel Jahr bey sich behalten hatte, schickte denselben nebst folgenden Briefe wieder nach Lissabon zurück.

Ich habe mich nicht schuldig gehalten, mein Herr, die Nachrichten eures Freundes des Herrn von Biervillas zur Erlangung der Erlaubniß des Druckes vorzuzeigen, nicht daß selbe solches nicht verdienten oder mit merckwürdigen Anmerckungen angefüllet seyn sollten: Die Historien, welche an unterschiedenen Orten mit eingebracht, sind so wohl mir als denen Kennern sehr angenehm vorgekom-

kommen; vornehmlich der Chinesischen Printzeßin ihre mit Kiambu ihrem Liebhaber ist mit solchen wunderbaren und gleichwohl natürlichen Zufällen angefüllet, daß man nicht zweiffeln darff, es werde solche iedermann mit Vergnügen mehr als einmahl überlesen. Fast gleiche Bewandniß hat es mit denen meisten Stellen dieses Wercks, welche gewiß die Aufmercksamkeit eines Lesers unterhalten müssen; allein bey allem diesen, mein Herr, ist sich gar keine Rechnung zu machen, daß solche iemals allhier in Druck kommen werden, wofern ihr den Verfasser nicht beweget eine Vorrede beyzufügen: Denn dieses ist der herrschende Geschmack der heutigen Welt, und ein Buch kan sich nicht den Titul eines Buches erwerben, wenn es nicht vorne an eine schöne und weitläufftige Vor-

rede zeiget, die nach denen Regeln der Kunst mit schönen Rednerischen Figuren ausgeschmücket ist.

Unter diesem rühmlichen und sicherm Geleite, kan sich ein Buch bey allen Gesellschafften von der gantzen Welt einfinden; ausser demselben ist ihm bey iedermann der Ein- und Zutritt versaget, und man weiset selben unter denen schönen Büchern der Eulenspiegel, Melusinen und dergleichen vortrefflichen Wercken einen Platz an, welche denen Laquayen und Mägden zum gewöhnlichen Zeitvertreib dienen. Ihr sehet also mein Herr wie nöhtig es ist, daß euer Freund seinem Buche diesen nothwendigen Frey-Brief verschaffe, welcher ein Stücke seiner Vollkommenheit ausmachet. Hierbey ist noch nötig, daß sich der Verfasser an unter-

terschiedenen Orten seiner Vor-
rede selbst lobe, als zum Exempel,
er muß sagen, daß er vielen Nöti-
gungen seiner Freunde sich nicht
länger widersetzen können, daß sie
ihm den schrifftlichen Aufsatz da-
von heimlich entwendet, und den-
selben wider seinen Willen dem
Drucke übergeben, weil anderer
Gestalt der Leser dieses gelehrten
und seltsamen Wercks beraubet
blieben wär, welches die Demut
und Bescheidenheit des Verfassers
nicht würde haben ans Licht kom-
men lassen.

Uberdieses muß er gantz unver-
schämt rühmen, daß man dieses
Buch, wenn es nicht gut wär, nie-
mals würde heraus gegeben haben;
man legte es nur deswegen vor Au-
gen, weil es die allgemeine Aufmer-
samkeit der gantzen Welt verdiene;

daß

daß es voller Gelehrsamkeit; daß der darinne gebrauchte Schertz auf eine gantz neue Art mit Ernsthafftigkeit gewürtzet sey, daß es also mehr ergötzend als verdrießlich wär, und daß die alten ja auch die neuern Reise-Beschreiber sich niemals einer solchen Lehr-Art bedienet, noch die Sachen so kürtzlich mit einander zusammen gehangen, und mit einem Worte, daß es ein so vollkommenes Werck sey, von dem man eine vielfältige Auflage auch in denen ausländischen Sprachen zu hoffen habe.

Mit diesen und dergleichen Ausdrückungen wird euer Freund viele bewegen dasselbe eiferig zu kauffen; das Frauenzimmer selbst wird es zum Aufputze ihrer Nacht-Tische haben wollen, und ausruffen: Ach! wie angenehm ist die Histo-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/12 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

rie des Sanct Felix nicht, wie beweglich sind nicht die Geschichte des Kiambu, der Palicama und des Tamilo! und also auch von denen andern. Vielleicht werdet ihr einwenden, mein Herr, daß euer Freund niemals darein willigen werde einen Marckschreyer abzugeben, und daß er mit Herausgebung seiner Reise-Beschreibung nicht so ruhmsüchtig sey, sich einzubilden, daß er ein Meisterstück der Beredsamkeit und eine Sammlung nie gehörter Seltenheiten an Tag lege; so muß er doch zum wenigsten in einer Vorrede die vornehmsten Materien seiner Abhandlung gantz kurtz erklären. Ich hätte ihm wohl dieser Mühe überheben können, weil wir allhier eine grosse Menge halbgelehrter Müßiggänger haben, welche gegen eine kleine Vergeltung die Ver-

fertigung einer Vorrede nach der heutigen Art über sich genommen hätten, allein ich befürchtete, es möchte euer Freund damit nicht zu frieden seyn, und sich wohl gar nicht zu derselben bekennen, welches dem Buchhändler zum grossen Schaden gereichet wär, welcher die Unkosten des Druckes übernommen, und den Vertrieb gehoffet.

In übrigen will ich nichts von einer Zuschrifft erwehnen, euer Freund kan eine vorsetzen, wenn er will. Es ist ein Umstand, welchen man darzu thun und auch weglassen kan: und euch die Wahrheit zu sagen, so ist solches nicht mehr allzu gebräuchlich, vornemlich seit dem man wahrgenommen, daß das Geschlechte der Mecenaten ausgestorben ist. Also darff ein armer Schrifft-Steller deswegen

nicht

nicht mehr so viel Schweiß vergüssen, und sich den Kopff zerbrechen seinen Helden alle Tugenden und schöne Eigenschafften beyzulegen, die er billich haben sollte, aber offters gar nicht hat. Ich bin . . .

Paris den 10 Decembr. 1725.

Nach-Schrifft: Daß man die wahren Namen unter erdichteten versteckt, ist sehr wohl gethan, auf diese Art tritt man niemand zu nahe.

Nach Mittheilung dieses Briefes, halte ich es vor unnützlich dem Leser eine längere Beschreibung zu machen, welche ihm nicht anders als höchst verdrüßlich fallen müßte. Ich will mich daran begnügen ihm mit wenig Worten zu eröffnen, was mich bewogen die Reise nach Indien zu unternehmen.

Mein Vater war ein Frantzose von Geburt, ursprünglich aus einer Provintz,

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/15 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

vintz, welche die Normandie heisset: Er hieß Prelin von Bierville, und war, weñ man ihm hierinne Glauben beymessen will, ein Edelmann aus dem alten Geschlecht la Roche; darunter einer von seinen Vor-Eltern Wilhelm dem Sieger seinem Fürsten zur Eroberung Engellands behülfflich gewesen war. Bey allem diesem besaß er kein grosses Reichtum, sondern befand sich vielmehr nach der Landes-Gewohnheit, welche denen jüngsten in einer Familie bey nahe nichts übrig lässet, bey einem sehr mäßigen Vermögen, daher nahm er Kriegs Dienste, und erhielt erstlich einen Lieutenants-Platz und endlich eine Compagnie Fuß-Volck.

Der Krieg hatte sich durch Verschwörung derer wider Franckreich verbundenen Nachten mehr als iemals entzündet; mein Vater hatte tausend Gelegenheiten sich durch seine Tapfferkeit hervor zu thun; Die Feld-Schlachten bey Fleuri, Steinkirchen und Neerwinden unter der Anführung des Marschalls von Luxenburg, wurden wie ich

glaube,

glaube, mit seinem Blute gefärbet, so wohl als in der Folge die Ebene bey Almanza in Spanien unter dem Hertzog von Vendome, allwo mein Vater eine gefährliche Verwundung empfing, daran er zu bleiben vermeinte. Nichts desto weniger kam er davon, und weil er die Kriegs-Dienste aus einem ihm darinne aufgestossenen Miß-Vergnügen verlassen hatte, so verließ er auch Franckreich und Spanien, und suchte seine Zuflucht in Lissabon.

Er befand sich nicht lange an diesem Orte, so machte er Bekanntschafft mit meiner Mutter, welche eine junge, schöne, angenehme und dabey ziemlich reiche Wittwe ohne Kinder war. Mein Vater hatte nicht lange Ursache zu seuffzen, und seine verliebten Martern zu erzehlen, er war wohl gemacht von Person und vor sein Alter ziemlich belebt, meine Mutter gab ihm Gehör, sie liebte ihn, und die Heirat ward vollzogen.

Weil mein Vater ein Edelmann, meine Mutter aber eine Kauffmanns-Wittwe war, so hatten sie Ursache ihren Ehestand einige Zeit verborgen zu halten, und dieser geheimen Verbindung bin ich meine Geburt schuldig. Mein Vater und meine Mutter liessen mich als eine Standes-Person erziehen, und als ich mich im Stande befand mein Studieren und die Leibes-Ubungen fortzusetzen, so sparte mein Vater nicht das geringste mich darinnen vollkommen zu machen: er unterrichtete mich in der Frantzösischen Sprache, und wie man gemeiniglich eine natürliche Zuneigung vor sein Vaterland hat, so wollte er mich in meinen sechzehenden Jahre nach Franckreich schicken, daselbst Kriegs-Dienste zu nehmen.

Meine Mutter, welche eine gute ehrliche Frau war, widersetzte sich ihm unter den Vorwande, daß ich ihr eintziges Kind wär, welches sie nicht von sich lassen könnte. Endlich mußte die Gottes-Furcht ihren Gründen Beystand lei-

stet,

sten, sie sagte zu meinem Vater, daß es etwas grausames wär, hinzugehen und denenjenigen das Leben zu nehmen, welche man niemals gesehen, und welche uns niemals etwas zu Leide getan hätten, wobei dieses noch eine rechte Narrheit wär, das Seinige in Gefahr zu setzen: endlich brachte sie ihn zu dem Entschlusse, daß ich in Lissabon bleiben sollte, allwo ich mein Glück eben so gut als anderwerts finden könnte.

Zwey Jahre hernach verstarb mein Vater: ausser diesem Verluste hatte meine Mutter noch andere an ihrem Vermögen erlitten, daher hielte sie zur Herstellung unseres Wohlstandes, welcher ziemlich in Abnahme zu kommen anfing, vor nötig mich nach Goa zu ihrer Schwester zu schicken, welche eine sehr reiche Wittwe war, mich bey derselben beliebt zu machen und einigen Beystand von ihr zu erhalten.

Und

Und eben diese Reise nach Goa und andere Orte lege ich hiermit an Tag. Ich will kein Lob davon machen, denn ich habe nicht Ruhmrätigkeit genung die Frantzösische Schreib-Art vor rein und vollkommen zu halten. Man muß einem Soldaten, und einem jungen Ausländer, als ich bin, etwas zu Gute halten. Dieses ist alles, was ich zu sagen habe. Lebe wohl geneigter Leser. Ich schreite zum Wercke selbst.

Reise
des
Hrn. Inigo von Biervillas,
eines Portugiesen,
Nach der Malabarischen Küste, Goa, Batavia, und andern Ost-Indianischen Orten.

Da ich mich nach dem Tode meines Vaters ohne Vermögen befand, wie man in der Vorrede ersehen hat, so hielt ich mich verbunden dem gegebenen Rate meiner Mutter zu folgen, welche mir lange Zeit zugeredet hatte eine Reise nach Goa zu unternehmen, allwo sie eine hoch betagte, sehr reiche Schwester hatte, welcher, über ihr eignes Vermögen, zwei Männer einen unzähligen Reichtum aber keine Kinder hinterlassen hatten, daß ich solchergestalt vor ihren vornehmsten Erben anzusehen war.

So bald mich meine Mutter entschlossen sahe diese Reise anzutreten, so handelte sie mit einem Hauptmanne eines Schiffes, so fertig lag unter Seegel zu gehen, wegen meiner Reise-Kosten, machte mir ein kleines Reise-Geräte zusammen, und ließ mich nach von beiden Seiten genommenen sehr zärtlichen Abschiede auf das Schiff steigen, welches auf weiter nichts als guten Wind wartete.

Abreise des Verfassers.

Nachdem sich der Wind nach Verlauff dreier Tage gewendet, so lieffen wir auch in der That, an der Zahl zwei Schiffe, von dem Baume des Havens zu Lissabon aus. Dieses, darauf ich mich befand, führte den Namen unserer Lieben Frau vom Schnee, wurde von dem Hauptmann Dacunha de la Paz geführet, und war mit sechs und zwantzig Canonen versehen, darunter zwantzig metallene die übrigen sechs aber von Eisen waren, die übrige Ladung bestand bei nahe in zwei hundert Personen, teils Boots- teils Kauf-Leuten und Reisenden, zwei Jesuiten und so viel Capuciner ohngerechnet. Uber dieses hatten wir Lebens-Mittel im Uberflusse, und ein kleines reichlich versehenes Zeug-Hauß. Das andre Schiff hieß der Printz von Brasilien, war gantz neu erbauet und mit vielen Vergoldungen und schönen Mahlereien ausgezieret; weil es uns aber auf einer gewissen Meer-Höhe verlassen sollte, so will ich mich nicht aufhalten eine längere Beschreibung davon zu machen. Der Tag unserer Abreise, als der andere Mertz des

siebenzehen hundert und siebenzehenden Jahres wurde durch einen Zufall, der sich auf dem Schiffe, der Printz von Brasilien ereignete, merckwürdig. Ein junger Mensch, der beim Abschiede etwas über Durst getruncken haben mochte, setzte sich in Kopff die Boots-Leuts Arbeit zu thun, und ohngeachtet ihres Zuruffens und ihrer Vorstellungen, ein Seil so von einem Seegel des Schiffes herunter hieng, anzupacken; der Wind war gleich ein wenig hefftig, und warff ihn auf einen Stoß ins Meer über zehen Schritte vom Schiffe, da er wie ein Stein zu Grunde sanck.

Einige Stunden drauf hatte sich der Wind ein wenig geleget, das Meer war in keiner grössern Bewegung als wir zu leichterer Fortschiffung nöthig hatten: allein sieben oder acht Stunden hernach gab uns dieses Element gar deutlich zu erkennen, wie gefährlich die Würckungen seiner Unbeständigkeit sind. Die Winde, welche anfänglich nur deswegen zu wehen schienen, unsere Seegel sanffte anzublasen, fiengen gantzer vier Tage so gewaltsam zu sausen an, daß auch die allerstärckste Maste des Printzens von Brasilien dererselben Blasen nicht länge Widerstand thun konnten: Der erste, der dem Sturme weichen mußte war der von denen See-Leuten genennte Bögspriet, welcher bei dem Falle ein solches geprassel machte, daß sich der Hauptmann verbunden achtete ohnverzüglich die Flagge wehen zu lassen, und uns durch einen Canon-Schuß die Losung zu geben, daß er sich in

Hefftiger Sturm.

Gefahr befände. Unser Hauptmann hatte diese Losung kaum gehöret, als er mit Beysetzung aller Seegel durch die See stach ihm zu Hülffe zu kommen; allein sein guter Wille war ohne Würckung; weil es ohnmöglich war, daß ein so grosses Schiff, als das unsrige war, sich dem andern von gleicher Grösse ohne Gefahr zusammen zu stossen und sich beiderseits zu überseegeln, nähern konnte; Man konnte bei ieder Auftürmung derer Wellen den Kiel dieses prächtigen Schiffes sehen. Das See-Wasser gieng auf einer Seite desselben hinein und auf der andern wieder heraus und zwar mit solcher reissenden Hefftigkeit, daß die darauf sich befindende Menschen alle Minuten befürchteten von denen Wellen verschlungen zu seyn. Sie rufften uns auf eine so erbärmliche Art um Beistand an, welche der allerempfindlichste Abscheu eines ihrer Meinung nach unvermeidlichen Schiffbruchs, und die Furcht eines wahrscheinlichen Todes erwecken kan: allein alles ihr Anhalten und Flehen war vergeblich, weil es nicht in unserm Vermögen stand, ihnen auch so gar mit der grossen Chaluppe, weil sie nicht See halten konnte, Hülffe zu leisten. Unser Unvermögen vermehrte ihre Verzweifflung, der Schiffs-Hauptmann, als er keine Hülffe von uns zu erlangen vermochte, ließ sich den Zorn dergestalt übermeistern, daß er in Begrif stand uns eine gantze Lage zu schencken, und uns dadurch wo möglich in Grund zu bohren, auch solches ohne allen Zweiffel ins Werck gerichtet ha-

haben würde, wenn er nicht durch die Geistlichen und zwei Capuciner, welche Schiffs-Prediger waren, daran wäre verhindert worden; Welche ihm deswegen vorstelleten, daß uns bloß die Furcht vor der Gefahr abhielt ihm tätlichere Kennzeichen unseres Mitleidens bei einer Gelegenheit zu geben, dabei wir eben so viel Gefahr lieffen, es fehle uns ja an guten Willen nicht, allein unser Verlust könne zu seiner Erhaltung nichts beitragen.

Diese Vorstellungen beruhigten ihn endlich, er änderte seine Meinung, er befahl der gantzen Besatzung ihr Gebet zu verdoppeln, und überließ das Schiff dem Sturme, welcher hefftiger als zuvor stürmete, und sich über den Widerstand dieses Schiffes gleichsam zu erzürnen schien: als er aber sahe, daß das Schiff an unterschiedenen Orten Wasser schöpffte, so ließ er die meisten Kauffmanns-Güter, und viele Lebens-Mittel, absonderlich alles Gewehr, welches durch die allzustarcke Bewegung von seinen Lager war herunter geworffen worden, nebst zehen Canonen und vielen gefüllten Tonnen und kleine Fäßgen mit Wein, Oel, süssen Wasser, Rosolis, und Brandtewein über Boord in See schmiessen. Nachdem er sein Schiff auf diese Art ein wenig erleichtert hatte, und der Sturm ein wenig nachzulassen anfing, sprach er seiner aufhabenden Besatzung einen Mut zu, Hoffnung zu schöpffen, und eilig einen halben Mast mit einem gros-

sen Seegel wieder in Ordnung zu bringen, solches war kaum geschehen, so stand das Schiff wieder aufrecht auf dem Kiel. Das unsrige folgte ihm so nahe, daß wir ganz gemächlich miteinander reden konnten, bei welcher Gelegenheit uns der Hauptmann des Printzen von Brasilien zuruffte, daß er uns verlassen und nach Portugall zurück gehen, oder in den nächsten Haven, den er erreichen könnte, einlauffen wolle. Weil dieses des Abends geschahe als er uns sein Vorhaben entdeckte, so versprach ihm unser Hauptmann den folgenden Morgen was er brauchte zu geben, allein diese Nacht entstund so ein dicker Nebel, daß man die Mast-Feuer kaum sehen konnte, und solchergestalt mit anbrechendem Tage dieses Schiff aus dem Gesichte verlohr. Wir begaben uns alle Tage etliche mal am Bord, konnten aber nichts davon entdecken, welches uns zu glauben bewog, es müsse zu Grunde gegangen seyn. Wir giengen auf unsern Borde zu Rathe, ob wir dasselbe annoch weiter suchen, oder unsern Weg verfolgen wollten, der Schluß fiel, daß es vorteilhafftiger wäre, sich des guten Wetters zu Nutzen zu machen; als wir uns also wieder auf die Höhe gemachet, und befanden, daß wir durch den Sturm ein wenig von unserm Wege waren verschlagen worden, so seegelten wir mit vollem Winde nach dem grünen Vorgebürge zu, allwo wir den folgenden 13. Mai, nach einem ausgestandenen hefftigen Sturme, davon wir geredet haben, und der uns viel Schaden

Verlust des Schiffes, der Printz von Brasilien.

durch

durch zerbrochene Stangen und zerrissene Seegel-Tücher verursachet, mit vier, mehr vor Schrecken als Kranckheit todt scheinenden Personen ankamen.

So bald wir bei dem grünen Vorgebürge angelanget waren, warffen wir Ancker, und eine Minute drauf sahen wir ein Indianisches Canot an unser Schiffe ankommen, welches das Haupt-Schiff auf dem Landes-Gewässer seyn sollte. Der Befehlshaber sagte, daß er von Seitē des Königs abgeschicket wär, uns zu fragen, was wir verlangten, und was vor Landes-Leute wir wären, weil er unsern Flaggen allein nicht zu trauen schien. In währender Zeit sich dieser Officier seiner aufgetragenen Verrichtung entledigte, so schlugen die Mohren, welche sehr furchtsam sind, in denen Höltzern die Drommeln zum Versammlungs-Zeichen, welches bei ihnen mit einer solchen Geschwindigkeit geschiehet, daß nicht so lange, als ich davon rede, anstand, so war das Ufer mit lauter Schwartzen besetzet; allein es herrschet eine solche Verwirrung unter ihnen, daß man nicht die geringste Ordnung noch Zucht bei ihnen gewahr ward. Man sahe Alte und Junge, Weiber und Kinder unter einander lauffen, daß dieser Hauffen einer Heerde Vieh nicht ungleich sahe, am wenigsten aber Menschen, die sich zu verteidigen zusammen gekommen waren. Einige darunter waren mit alten verrosteten Säbeln bewaffnet, andere mit Zagayen, andere trugen Pfeile und Bogen, eine

Beschreibung derer Einwohner.

andere Sorte führte in einer Hand einen Bogen, und in der andern eine Art eines Schildes. Endlich erblickte man auch welche darunter, welche nichts anders als lange Stöcke, nach Art der halben Piquen hatten, an deren obersten Ende entweder eine alte Messer-Blemme oder eine Spitze von einem verrosteten Degen gantz plump angemachet war.

Diese schöne Armee führte der König des Landes selbst; er saß auf einer liederlichen mit dem armseeligsten Sattel und Zeug versehenen magern Schind-Mehre, und damit er von seinen Untertanen desto besser unterschieden war, so war er mit alten Lumpen bekleidet, welche ein Hemde mit Spitzen noch abscheulicher machte. Es erzählte uns ein Schwartzer, daß er dieses Hemde von einen Frantzösischen Schiffs-Hauptmann vor die Erlaubniß in seinem Lande Holtz und Wasser vor sein Schiff zu laden, geschencket bekommen. Uberdieses trug er einen gantz abgetragenen Hut mit einer Schnure von allerhand Bändern. Sein unterster Anzug kam mit seinem übrigen Aufputze überein, und seine Waffen konnten seine Armut nicht verläugnen. Sein Ansehen kam mit seiner Ausstaffirung überein, und ob er gleich bereits ziemlich bei Jahren war, so konnte man doch gar wohl sehen, daß er niemals diejenige Miene gehabt, welche Personen von seiner Eigenschafft von andern zu unterscheiden pfleget. Um die Person dieses armseeligen Printzens befanden sich zwölff grosse gantz nackigte

ckigte Mohren als seine Wache, sie hatten dasjenige bloß mit einem schmutzigen Lappen bedecket, welches die Schaam frei zu zeigen verbietet. Jeder davon hatte einen elenden Säbel, einen Bogen und Zaggaye. Zwei davon trugen einige Speisen vor des Königs Mund, welche aus einigen von Honig bereiteten Kuchen, und einer Flasche mit Palmen Wein bestanden.

Nachdem der See = Hauptmann, welchen die Schwartzen Claßis nennen, seinen Besuch zu Ende gebracht, gab ihm der Hauptmann Dacunha de la Paz statt der Belohnung seiner Verrichtung einige Gläser guten Wein und zwei Pfund Zwieback, womit er sehr vergnügt war, und versprach uns in allen, was ihm nur möglich wär, zu dienen, kam auch in der Hoffnung dergleichen Beschenckung, als ich erzehlet habe, von uns noch mehrmal zu erhalten, gar offters zu uns, und wiederholte die Anbietung seiner Dienste. Endl. aber schickte der König seinen Salam abzuholē. Dieses ist eine Art eines Zolles, welchen man zu entrichten verbunden ist, dafern man ungestört in ihrem Lande sich mit Holtze und Wasser versehen will. Dieses Geschencke bestand in vier grossen gläsernen Flaschen voll Brandewein; wobei doch bedungen ward, daß Ihro Majestät die Flaschen wieder zurück geben sollten. Dieser ehrliche Printz wollte von dieser Bedingung lieber nichts wissen, weil ihm ausser Zweiffel die Gestalt und Materie dieser Flaschen gefallen haben mochten; seine Hof-Leute hatten sich eben dergleichen

so fest in Kopff gesetzet, daß sie sich einbildeten wir suchten durch Zurückgebung dieser Flaschen Gelegenheit einen Streit anzufangen, und sie unter diesem Vorwande zu bekriegen. In dieser Einbildung rüsteten sie sich uns anzugreiffen, wenn wir an Land steigen würden, daß unser Hauptmann sich dadurch genötiget sahe, sich zu ihm tragen zu lassen, und dem König seine Meynung zu erklären, welcher auch die Zurückgebung derer Flaschen mit vieler Höfflichkeit nach seiner Art, und Anerbietung seiner Dienste begleitete.

Nach beigelegten diesem Mißverständniß, ersuchte unser Hauptmann den König, welcher wohl aufgeräumt schien, um Erlaubniß, daß einige von seinen Leuten nur vier oder fünff Stunden jagen möchten, dieses wurde ihm nicht allein gantz willig vergönnet, sondern man gab auch denen Jägern, darunter ich mich befand, überdieses noch einen Schwartzen zum Geleits-Manne mit. Unserer viere machten uns den folgenden Tag bei anbrechenden Tage mit einer guten Flinte und einem ziemlichen Vorrate von Pulver und Blei auf den Weg. Wir folgten unserm Anführer, der uns in die Moräste führte, allwo wir innerhalb einer Stunde ein Dutzend Wasser-Hünner, und in denen Höltzern eben so viel Turtel-Tauben, die grosse Anzahl Papagoien ohngerechnet, schossen. Wir trugen alles in Eil zur Mittags-Mahlzeit nach unsern Schiffe, und hätten so viel Vogel-Wildpret, als wir gewollt hätten, bekommen können, wenn wir

uns

uns länger hätten aufhalten wollen, denn das Land wimmelt von dergleichen Thieren. Unser Anführer warnete uns nicht allzuweit auseinander zu gehen, damit wir nicht etwann in einen Hinterhalt derer Wilden geraten und von denenselben überfallen werden möchten. Diese Wilden haben einen immerwährenden Krieg mit denen Mohren, weil diese letztern allein mit denen Ausländern Handlung treiben, und solche denen Wilden nicht erlauben wollen, wodurch diese wider die Mohren so aufgebracht sind, daß sie alle, die sie ertappen können, umbringen, wie sie auch denen Fremden tun, und darauf so wohl die einen als andern auffressen: es ist wahr daß die Mohren nicht so grausam, aber eben so gefährlich sind. Wenn man nicht bestolen werden will, muß man ohne Unterlaß ein Auge auf sie haben, denn sie sind die allerfeinsten Beutelschneider und Spitzbuben, daß sie so lange auf eine geschickte Art um euch herum gehen, biß einer von ihren Gefährten Gelegenheit gefunden in euern Schieb-Sack zu fahren, und etwas heraus zu holen.

Wir blieben fünff Tage daselbst liegen, und warteten auf guten Wind unsere Reise weiter fortzusetzen. In währender Zeit hatte ieder die Erlaubniß wechselsweise an Land zu gehen, allwo gar nichts merckwürdiges zu beobachten war. Es befanden sich auf unsern Schiffe Personen, welche wie ich nach Indien reiseten, allein sie waren nicht von Schiffe zu bringen, so furchten sie

sich

sich verfolget zu werden, daher wir uns nachgehends auf ihre Unkosten ziemlich lustig machten. Das Land überhaupt ist wild und unfruchtbar, daß kaum ein wenig Reiß darinne wächset, woraus die Einwohner, ein sehr schlechtes Brod entweder auf glüenden Kohlen oder heissen Aschen von Kuh oder andern Miste zu bereiten. Sie trocknen deshalben den Mist an der Sonne und verbrennen ihn hernach, denn sie wollen lieber diese Materie darzu brauchen, als sich Holtz abhauen, ob solches gleich gantz häufig verhanden ist, welches eine Würckung ihrer angebohrnen Träg- und Faulheit, welche so gar groß ist, daß sie auch das in denen Wäldern abgefallene dürre Holtz nicht einmal auffammlen. Man findet beim Eingang des Landes einige Palmen-Bäume, aus deren Frucht sie einen Wein machen, den sie ziemlich teuer verkauffen, und sehr angenehm von Geschmack, aber dem Magen desto schädlicher ist. Es giebet unterschiedene Oerter darinne die zu Pflantzung derer Weinstöcke und Säung des Getraides gantz geschickt sind, die aber wegen der übermäßigen Müßiggangs Liebe derer Einwohner unbrauchbar liegen bleiben. Die Cüste hat einen Uberfluß von allerhand guten Fischen, die Einwohner des Landes können fischen so viel sie wollen, trocknen sie an der Sonne und essen sie an statt Brodes. Die Handlung hat wenig zu bedeuten, und wird allein von denen Mohren doch plump genung und ohne einige Treue und Glauben getrieben. Gleichwohl muß man be-

ten,

kennen, daß sie, da sie überhaupt einen guten Verstand besitzen, und so wohl Mannes als Frauens Personen vom Leibe wohl gewachsen sind, mit leichter Mühe besser gezogen werden könnten, allein ihre Faulheit, daran sie ihr einziges Vergnügen finden, machet sie unfähig einige Gesetze so zu Ausbesserung derer Sitten abzielen, anzunehmen, denn sie sind durchgängig so viehisch, daß ein ieder seine Frau und Tochter oder seines Nachbars seine vor etwas weniges schänden lässet. Vor Steck-Nadeln oder andere nichtswürdige Dinge, geben sie die schönsten und leicht zahm zu machende Papagoien, oder die artigsten Muscheln, welche sie Porcellinene heissen, ja wohl gar den kostbarsten grauen Amber; allein von diesem muß ihr König nichs erfahren, sonst würde derjenige, so über diesen Handel ertappet wird, in Gegenwart aller Mohren ums Leben gebracht. Der König hat keine andere Einkünffte, als von der Jagd und Fischerei, die seinen Untertanen gemein sind, und die Geschencke derer bei ihm anländenden Ausländer; daß man ihn also mit allem Recht einen der allerärmsten Fürsten nennen kan.

Wir bedienten uns des guten Windes und giengen unter Seegel, allein nach Ablauff einiger Tage hatten wir gantzer vier und zwantzig Stunden eine gäntzliche Wind-Stille. Als unser Hauptmann das Meer ansahe, welches so eben als ein polirter Spiegel von Cristall war, erblickte er nicht weit von uns eine Sand-Banck,

die

die ungemein bequem zum fischen war, weil sich das Wasser daselbst bewegte und von Zeit zu Zeit kleine Bläßgen in die Höhe warff, welche untrügliche Merckmale vieler Fische sind, so munterte er uns auch auf uns mit der Fischerei ein Vergnügen zu machen. Jedermann war unverzüglich fertig dazu, und so bald die Seegel eingezogen, und das Schiff queer vorgeleget war, so nahm ein ieder seine angewiesene Stelle ein. Die Leinen waren kaum in Wasser, als wir sie bereits wieder zurück ziehen mußten; der Fisch war so begierig, daß sie sich recht drum schlugen an die Angel zu beissen, daß wir solchergestalt in weniger als zwei Stunden Fische genung, nemlich ohngefehr eine halbe Schaluppe unterschiedener Arten, deren Schuppen roth und breit wie ein Frantzösischer Liard waren, gefangen hatten. Sehr viele darunter wogen zehen biß zwölff Pfund, wir hatten vor die ordentliche Speise des Schiffes genung, hernach fischten wir noch welche einzusaltzen und in die Tonnen zu schlagen.

Die Stille hatte sich in einen angenehmen Wind verwandelt, wir spannten unsre Seegel wieder auf, und schifften biß an die Wiederkehre des Steinbocks fort. Als wir nach dem Uberschlage derer Schiffs-Leute daselbst angelanget waren, so nötigten sie uns die gebräuchlichen Ceremonien zu begehen, mehr von denenjenigen, so noch nicht über diese Wiederkehr gekommen waren, etwas Geld zu erlangen, als zur beständigen Erinnerung, und Veränderung aller derjenigen

jenigen Zufälle, damit sie abergläubischer Weise die Reisenden bedroheten. Es ist ein Recht derer Steuer-Leute, so sie von Alters her besitzen, und ob gleich diejenigen, so sich solchen unterwerffen müssen, darüber beklagen, so lassen sie solches doch endlich auf der Genehmhaltung derer Schiffs-Hauptleute und Bedienten geschehen. Dieser wunderliche Gebrauch bestehet ohngefehr in folgenden Ceremonien.

Der älteste Boots-Mann lässet auf das Verdeck des Schiffes eine grosse hölzerne Kuffe bringen, welche man biß auf die Helffte mit See-Wasser anfüllet. In der Kuffe kan ein Mensch, so lang er ist, liegen; nach diesem wird allen, so noch niemals über die Wiederkehr des Steinbocks gekommen, anbefohlen zu erscheinen, und einer nach dem andern auf eine grosse Stange gesetzet, welche zwei Boots-Knechte an denen Enden über den Rand der Kuffe halten, wobei er an die sitzenden eine verdrüßliche und übel zusammen hangende Rede hält, und sich den Eid der Treue und Dienstfertigkeit leisten lässet, folgends ihn mit einigen absonderlich zu dieser Ceremonie bestimmten Worten, Wasser über den Kopf güsset, und ihn nötiget den Kopf hinterwärts zu drehen, darauf denen Boots-Leuten ein Zeichen giebet, die Stange darauf er sitzet, unter ihm weg zu ziehen, welches sie auch so unvermerckt bewerckstelligen, daß der Neu-Getauffte der Länge nach, ehe er sich es versiehet, im Wasser lieget, und es ihm wegen der, queer über

die

die Kuffe gelegten Stange, nicht möglich daraus zu kommen, biß er sich verglichen und versprochen hat, den auf diese Ceremonie gelegten Impost zu bezahlen. Die Summe ist nicht gewiß bestimmet, sondern man schätzet einen ieden nach seinen Umständen, und man ist gehalten dasjenige, was einmal gesetzet ist, genau abzutragen, wovon auch niemand, ausser die Officirer und Krancke, welche aber davor bezahlen müssen, befreiet sind. Wenn eine Hinter-Thüre auf dem Schiffe befindl. würde man ohne Zweiffel durch die gegebene Faust-Schläge hinaus flügen, allein man muß dieses alles gantz gelassen und ohne böse zu werden, verschlucken, weil der Hauptmann alle Aufwiegler, und die sich mit Worten dawider setzen, in die Eisen schlagen, und sie länger, als ihnen lieb wär, darinne liegen lassen würde. Ich hatte einige Tage vor unserer Ankunfft an diesem Orte von dieser Ceremonie Nachricht erhalten, deswegen wollte ich eine würckl. Kranckheit vorwenden, allein meine Jugend, und die grosse Lust zum Essen, nebst einem gesunden Gesichte konnten die See-Leute nicht überreden, mir zu glauben, sondern ich muste nach ihrer Verordnung gleichfalls durch, das ist, ich wurde vor mein Geld gebadet. Dieser Auftritt wird auch unter der Linie gespielet, welche die Welt in zwei gleiche Teile teilet, welches daher leichtlich zu erkennen, weil man allda die Sonne bleiecht über dem Kopffe hat, und ein in die Erde gesteckter Stock, Nagel oder Messer,

Messer, nicht den geringsten Schatten um sich wirfft.

Die Linie ist noch an die drei hundert Meilen von der Wiederkehre abgelegen, wir legten dieselbe glücklich zurücke, ohne durch die von der übermäßigen Hitze verursachte Wind-Stille aufgehalten zu werden, welche gemeiniglich die Schiffe etliche Monate da zu bleiben nötiget, ohne daß sie weder vor noch hinter sich können. Wir erblickten daselbst einen Wallfisch von ungemeiner Grösse und Dicke, welcher bei denen Sonnen-Strahlen zu schlaffen schien. Ein Teil seines Rückens lag frei über dem Wasser, und war mit so vielen Schnecken, Muscheln und Austern bedecket, daß die Schiff-Leute solches anfänglich mit Entsetzen vor eine Felsen-Spitze hielten; als wir aber, ohne daß er sich rührte, näher hinzu kamen, so fanden wir, daß er an dem Kopffe ein sehr grosses und tieffes Loch wie eine Feuer-Esse hatte, welches ohngefehr anderthalb Fuß breit und zwei Fuß tief war. Viele von unsern Leuten behaupteten, daß dieses Thier kein Wallfisch, sondern eine Art von Mißgeburten sey, welche man Blaser nennet, weil sie gemeiniglich durch dieses Loch eine grosse Menge Wasser von sich sprützen, dem sey nun wie ihm wolle, unser Hauptmann nahm einen mit grossen Kugeln geladenen Mußqueton, und schoß selben auf einen Pistolen-Schuß weit auf dieses Ungeheuer loß. Weder der Knal noch die getroffene Kugeln brachten dieses Thier zu einiger

Ankunft der Linie.

Wallfisch- und Blaer.

ger Bewegung, er tat den andern und zwar viel stärckern Schuß auf selbiges, hierauf ermunterte sich dieses Ungeheuer plötzlich, und machte ein Geräusche bei nahe wie das Brüllen eines Ochsen, wobei es als ein Pfeil unter unsern Schiffe fortfuhr, dasselbe über einen Hauffen zu werffen. Es war so lang und dicke, daß es, ob es gleich ziemlich tief im Wasser gieng, einem blauen aufgewickelten Tuche ähnlich sahen.

Wir verliessen dieses Ungeheuer und verfolgten unsere Reise, wurden aber nach Ablauf einiger Tage in nicht geringe Verwunderung über eine grosse Wind-Stille gesetzet, daß wir in zwei mal vier und zwantzig Stunden kaum zwei Meilen zurück legen konnten, ob wir gleich bereits eine ziemliche Weite von der Linie entfernet waren. Als unser Hauptmann die See betrachtete, deren Farbe sehr durchsichtig schien, wurde er vermittelst eines Fern-Glases eine Schildkröte gewar, deren Schale viel breiter als der Boden eines grossen Scheffels war. Sie hatte wegen einer Wunde nicht zu Grunde kommen können, und schwamm nur hin und wieder, daß man sie vor einen schwimmenden Menschen hätte halten sollen. Einer von unsern Boots-Leuten, Namens Sayavedra, war sie gleichfalls inne geworden, und ruffte den Quartier-Meister und die Boots-Leute von der kleinen Schaluppe, welche sogleich in See gelassen wurde; als sie aber die Schildkröte starck auf sich zu rudern sahe, so gieng sie unterschiedene

male

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/38
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

male unter ihrer Schaluppe hin nnd wieder, ohne daß sie gäntzlich zum Grunde kommen, noch von denen Schiffs-Leuten gefangen werden koñte, sie verfolgten dieselbe so lange biß sie sie matt machten, fingen, und noch lebendig am Bord brachten, da sich ein ieder über den Anblick einer so grossen Schildkröte verwunderte, allein nachher verlohr sich unsere Verwunderung da wir noch grössere antraffen. Unsere Schiffs-Leute beschmierten sich das Gesichte und die Schenckel mit dem Blute, als einen kostbarem Mittel, wie sie sagten, wider die Geschwülsten und das Land-Ubel, darauf wurde sie gekochet und war zur Abend-Mahlzeit vor die gantze Schiffs-Ladung genung.

Sind gleich die Reisen zur See gefährlich und beschwerlich, so sind sie doch nicht allzeit ohne Vergnügen, und die aufstossende Ergötzlichkeiten bringen die Reisenden zur Vergessung ihrer Beschwerligkeiten. Unter die Zahl dieser Ergötzligkeiten kan man die flügenden Fische, und diejenigen, so man Baniten heisset, rechnen. Es ist nach meinem Geschmack keine grössere Lust als diese. Die See wimmelt von diesen zwei Fisch-Arten jenseits der Linie, vornemlich bei starcken Winde; denn alsdann verfolgen die Baniten die flügende Fische, deren abgesagte Feinde sie sind, mit solcher Hefftigkeit, daß sie sich gezwungen sehen, aus dem Wasser zu machen und darüber hinzuflügen biß ihre Floß-Federn, die ihnen an statt derer Flügel dienen, trocken sind, und sie sich ae-

Flügende Fische und Baniten.

nötiget finden, dieselben wieder anzunetzen, einen neuen Flug anzufangen, der Piquen hoch über dem Wasser fortgehet. Man siehet daselbst eine so grosse Menge dieser flügenden Thiere, daß sich viele in denen Seegeln fangen und in die Schiffe fallen. Diese Fische sind sehr wohlschmeckend und vortreflich zu essen; sie sind lang, wie die Heringe, allein etwas dünner; ihre Floß-Federn sind sehr schmal, aber desto länger, ihr Schwantz ist sehr klein und gepüncktelt, daß sie in Flügen denen Raqueten ähnlich kommen.

Die Baniten sind groß wie Carpen, ohne Schuppen, von einer glatten und grünlichen Haut; sie haben einen gedoppelten Kopf und sind auserlesen gut zu essen. Sie sättigen leicht, haben keine Gräten, als eine Stachel auf den Rücken wie der Lachs, und wenn sie gekocht seyn, ist ihr Fleisch bei nahe so harte, als Kalb-Fleisch; es ist das herrlichste Gerichte vor die Schiffs-Leute. Sie fangen derselben eine grosse Menge, entweder mit einem Wurff-Pfeil oder einer Gabel, oder auch wohl mit einen Haamen, den sie an ihre Leinen binden und mit grauen und weissen Gänse-Federn behängen, welche, wenn sie recht wohl an den Haamen angemachet sind, denen flügenden Fischen ähnlich sehen; in Mangel derer Gänse-Federn nimmet man welche von andern Geflügel, und ziehet die also zubereitete Linie auf den Wasser hin, da denn die Baniten Hauffen-weise herzu geschossen kommen, etwas zu erhaschen vermeinen, und auf diese Art in gros-

ser

ser Menge gefangen werden: Es giebt welche darunter, die funffzehen biß sechzehen Pfund wägen.

Nachdem wir uns mit der Jagd und Fisch-Fange derer Baniten ziemlich erlustiget hatten, so beobachteten wir zwei Tage hernach daß wir von einem von denenjenigen grossen Fischen verfolget wurden, welche tödliche Feinde des Menschen sind, und von denen Frantzosen Requiens, von andern Völckerschafften Mörder, und endlich von denen Engelländern See-Vielfrasse genennet werden. Als er sich das erstemal sehen ließ, sagte unser Hauptmann, daß ohnfehlbar ehestens einer auf unsern Schiffe sterben würde, welches er gewiß glaubte. Ich war der erste, der ihm wegen dieses Aberglaubens verlachte, und unsere Geistlichkeit bemühte sich ihm denselben zu benehmen, allein er blieb halsstarrig bei seiner Meinung: Wir alle auf dem Schiffe befanden uns damals in einer vollkommenen Gesundheit, allein nach fünff Tagen starb einer von unsern Jesuiten, und bestätigte die Propheceiung des Hauptmanns. Man begieng seinen Leichen-Dienst mit vieler Andacht, und schmiß den Cörper in die See, welcher ohnverzüglich von dem Vielfraß verschlungen ward; und von der Zeit an ließ er sich nicht weiter sehen. Der Hauptmann versicherte, daß er eben dergleichen bei unterschiedenen Reisen bemercket, und sich niemals darinne betrogen; allein, setzte er hinzu, es muß dieser Fisch allein seyn, keine andere bei

sich haben, und das Schiff ohne Ablassen einige Tage verfolgen, wenn man der Vorbedeutung gewiß seyn will.

Dieses Thier ist dicke und lang, wäget ohngefehr dreihundert Pfund; es hat zwei Reihen sehr dünne, weisse und silberhaffte Zähne, und einen ungemein weiten Rachen, die Natur hat diesen Fisch zur Vorsicht sehr plump und schwer gebildet, denn wenn er so geschwind und fertig als andere von eben der Grösse wär, so würde er viel mehr Ubels tun. Wenn das Wetter stille, heiß und regnigt ist, waltzen sie Hauffen-weise um die Schiffe herum, Caldaunen von geschlachteten Viehe oder andern Unrate, den man ins Meer wirffet, aufzufangen. Sie werden allzeit zur rechten und lincken von einer grossen Menge kleiner graulichten und gesprenckelter Fische verfolget, die denen Forellen ähnlich sehen, und von denen Schiffs-Leuten Philoten genennet werden, sie setzen sich von Zeit zu Zeit auf ihre Rücken, ohne daß diese Wasser-Riesen ihnen Schaden zufügen können. Sie bemühen sich beständig die Menschen zu erschnappen, welche sich baden, oder ins Meer fallen, welche ohne alle Gnade verloren sind, wenn sie selbe ertappen, allein es geschiehet sehr seltsam, weil man sich gar leicht vor ihnen hüten kan, denn wenn sich einer badet, stellet man eine Wache an den Bord, welche bei Erblickung eines solchen Thieres den Badenden so gleich warnen, da er denn wegen Langsamkeit dem Schwimmer Zeit genung giebet, wieder auf

das

das Schiff zu kommen, und ihm zu entfliehen, ehe es sich auf dem Rücken herum waltzen kan ihn zu verschlingen, weil es wegen des unterwärts gehenden Rachens, wie bei einer Lamprete, anders nichts zu fassen vermögend ist.

Das Fleisch dieses Fisches taugt nichts, es ist harte und wie Hanf-Werck; als wir bei überaus schönen Wetter einsmal unterschiedene Striche derer selben antraffen, so suchten wir uns mit der Fischerei ein Vergnügen zu machen. Wir warffen grosse Angel-Hacken wie ein Finger dick an einer starcken Leine aus, woran ein Stücke Speck an statt des Köders gestecket war, worin dieses Thier mit einem solchen Heiß-Hunger bisse, daß es ihm ohngeachtet aller angewendeten Gewalt ohnmöglich fiel, sich wieder loß zu machen. Wir liessen es abmatten, biß es den Wanst voll Wasser hatte, und hernach an das Schiff zogen, da ihm die Boots-Leute Löcher in die Ohren machten, und dadurch einen an beiden Enden mit einem Loche versehenen dicken Strick steckten, woran sie eine aufgeblasene Rinder-Blase banden, hierauf machten sie ihm an dem Schwantze ein klein leeres Fäßgen feste und schmissen es wieder in See, da es Freiheit hatte hinzugehen, wohin es wollte. Nichts war lustiger anzusehen, als seine Sprünge und Wendungen, absonderlich aber wie es sich mit äussersten Kräfften bestrebte, unter das Wasser zu kommen, sich dadurch von denen andern Fischen loß zu machen, welche es verfolgten, herum trieben,

ben, und endlich nach und nach auffraſſen. Alſo machten wir uns eine Luſt mit dieſem tödtlichen Feinde des Menſchen.

Doraden. Die Doraden trugen gleichfalls etwas zu unſern Vergnügen bei; Die Schiff-Leute geben vor, daß dieſer Fiſch der König des Meers ſey. Die Engelländer, Frantzoſen und Holländer nennen ihn Delphin, und in der That, haben ſie unten am Bauche eine ſchöne Laſur und Gold-Farbe, auf dem Kopffe aber eine Art einer Crone. Sie ſind lang, wie ein Hecht von fünff biß ſechs Pfunden und platt wie eine Hand, ihr Fleiſch iſt ſehr kurtz, weiß und wohlſchmeckend. Vier oder fünff mal haben wir einen groſſen Fiſch gefangen, der gemeiniglich Schwerdt-Fiſch genennet wird. Diejenigen, die wir fiengen, waren wohl zehen biß zwölff Fuß lang: es iſt eine heßliche Speiſe, das Fleiſch davon iſt hart, grob und unverdaulich. Dieſer Fiſch hat über der Schnautze ein Schwerd, oder einen drei biß vier Finger breiten Degen, welcher nach der Spitze zu immer ſchmäler zugehet und auf beiden Seiten Zähne, wie eine Säge hat, Dieſes Schwerd brauchet er zu ſeiner Beſchützung wider die gröſten Fiſche, welche er biß auf das Blut damit verwundet, auch gar umbringet. In dem Kopffe hat er einen weiſſen dicken Stein wie ein Daumen, welcher unvergleichliche Eigenſchafften und Tugenden beſitzet, wenn man denen Mohren glauben darff: ſie halten dieſen Stein ſo hoch, daß ſie die koſtbarſten Diamanten davor geben.

Schwerd-Fiſch.

Eini-

Einige tragen ihn am Finger, andere hängen ihn ihren Weibern um Hals; allein wir schmissen ihn mit sammt den Kopffe ins Wasser, der mehr Schaden thut als er werth ist, weil er alle Faden zerschneidet, und allzeit iemand verwundet.

Störe.

Gleicher Gestalt begegneten uns auch viele Hauffen Störe, welche leicht zu fangen sind. Diese Fische folgen denen Schiffen auf drei ja vier hundert Meilen Heerden Weise wie die Schweine; sie springen Manns hoch über das Wasser. Man fänget sie mit dreizinckigten Gabeln oder mit Wurff-Pfeilen, und es ist schon genung wenn man nur einen davon verwundet hat, der Blut in Wasser flüssen lässet, halten sich die andern dabei auf und sauffen solches Blut, welches sie von einem auf dem Schiffe geschlachteten Vieh halten: allein wenn von ungefehr der verwundete Stör entwischet, daß man ihn nicht in das Schiff ziehen kan, oder in währenden hinauf ziehen wieder ins Wasser fället, so folgen ihm die andern so lange nach, biß sie ihn gäntzlich aufgefressen haben: Sein Blut ist auch ein Hülffs-Mittel wider die Land-Seuche, welche so zu reden, die Pest auf denen Schiffen ist.

Vorgebürge der guten Hoffnung.

Je näher wir dem Vorgebürge der guten Hoffnung kamen, ie mehr wir kleine Wallfische oder Blaser erblickten, welche dem Grossen, den wir vorher gesehen hatten, ähnlich waren; sie kamen uns so groß und dicke als Pferde oder Rinder vor. Endlich lieffen wir in der Bai dieses Vorgebürges ein, uns mit süssen Wasser, Lebens-

Mitteln, und Erfrischungen zu versorgen. Die Entdeckung dieses Landes sind wir unserer Portugisischen Völckerschafft schuldig, allein ihre erste Bezwinger behielten es nicht lange; sie verlohren viel Schiffe, ja öffters sieben und achte auf einmal, denn es erhebet sich daselbst auf einmal ein so plötzliches ungestümes Ungewitter, daß man nicht Zeit hat weder die Ancker zu lichten noch die Seegel aufzuziehen; daher man es auch das Angstliche Vorgebürge genennet.

Vor ietzo sind die Holländer Herren dieses Ortes; sie haben daselbst eine Festung angeleget, und halten einen Statthalter und eine Besatzung darinne. Es ist allhier ein Erfrischungs-Ort vor ihre Schiffe die nach Batavien und in selbige Gegend gehen, oder von da zurück kommen: alle Sachen sind ungemein teuer an diesem Orte; man verkauffte uns Schöpse das Stück zu vier und fünff Talern, ob gleich die Wahrheit zugestehen ihr Fleisch nicht gut zu essen ist, indem es sehr rötlicht und klebricht ist, und denen, die viel davon essen, gar leicht den Durchlauff verursachet. Diese Schöpse sind nicht wie die Europäischen, sie haben keine Hörner, und haben einen Leib und Ohren wie die Englischen Doggen. Die Hüner kosteten uns das Stück dreißig Sous, allein sie wären groß und fett; die Hülsen-Früchte waren nicht wohlfeiler, unterdessen mußten wir uns doch mit ein hauffen Zwiebeln, Rüben, Mangold, Kürbissen, Pastinacken und andern dergleichen Garten-Gewächsen versorgen,

gen, welche uns viel Geld zu stehen kamen; denn Wein verkauffte man vor einen Taler das Maaß, und nach dem Berichte eines von unsern Leuten, der eine Reise nach Franckreich gethan hatte, so war das Maaß in diesem Lande nicht grösser, als das Pariser. Wir mußten uns wider Willen länger an diesem Orte aufhalten, als wir gedachten, weil wir einigen von unsern Krancken Zeit lassen mußten sich zu erholen: unser Hauptman ließ ihrer neunzehen ans Land tragen, vor deren ieden man denen Holländern täglich viertzig Sous bezahlen mußte. Die gantze Zeit über, welche wir uns daselbst aufzuhalten genöthiget fanden, war allen, die auf dem Schiffe waren, erlaubet, wechselsweise an Land zu gehen, und die Festung derer Holländer nebst der Wohnung des Statthalters zu besuchen, in welcher ein grosser Saal von allerhand Merckwürdigkeiten und allerhand See- und Erd-Mißgeburten, befindlich. Die Lufft in diesem Vorgebürge ist unrein und dicke, so wohl in Ansehung derer Ausdünstungen, Dämpffe und warmen Winde, welche beständig daselbst wehen, als auch wegen des stinckenden Nebels so von dem Berge, welcher der Löwen-Berg heisset, herunter fället, und also um desto ungesunder. Dieser Berg führet deswegen den Namen von denen Löwen, weil öffters auf demselben sich eine grosse Menge solcher Thiere versammeln, die offt manchmal bis in den Flecken des Gebürges herunter kom̃en, daß man uns versicherte, wie denselben Tag, als wir in der

Bai

Bai angekommen wären, ein solches Thier ein schönes Pferd des Statthalters hinter der Festung aufgefressen habe, indem der hütende Mohr geschlaffen.

Dieses Gebürge liegt über der Bai, es ist sehr hoch, und auf dem obersten Gipffel findet man eine schöne Ebene, die einem Gutsch-Himmel gleichet. Auf beiden Seiten des Gebürges sind jähe und spitzige Felsen; auf einer von diesen Felsen stehet derer Holländer Flagge. Ein Wilder hat die Aufsicht darüber, und muß selbige, wenn er ein Schiff in See gewahr wird, bewegen, worauf die Schildwacht in der Festung genau acht giebet, der Besatzung die nötige Losung zu geben. Das Land ist fast gar nicht gebauet, als an wenigen Orten, wo die Holländer Gärten angeleget haben: Das übrige ist unfruchtbar und durchgehends mit kleinen Schild-Kröten von allerhand Farben angefüllet, welche sich ungemein schicken Tobacks Dosen daraus zu verfertigen; Die Schwartzen sammlen sie häuffig auf, und bringen sie in den Flecken zum Verkauff. Ein wenig tieffer ins Land findet man durchgängig Straussen-Eier, da eines so groß ist ein gantzes Gerichte oder einen Eier-Kuchen vor sieben Personen daraus zu zubereiten: man findet auch Cameele wie in Egypten, und viel Stachel-Schweine, welche dem Gesichte sehr angenehm sind.

Einwohner des Vorgebürges der guten Hoffnung.

Die naturlichen Einwohner sind wilde, welche man Hottentoten nennet, und eben so zaghafftig als elend sind: sie sind von Leibe wohl gemacht,

ge-

geschickt und hurtig, daß sie die Löwen in Lauffen übertreffen. Diese Barbaren sind geschickte und feine Spitzbuben, allein dieses Laster machet sie nicht allein verhaßt, und man kan mit Wahrheit, ohne die geringste Vergrösserung versichern, daß sie die unflätigsten, und von Natur abscheuligsten Menschen sind, weil sie ohne das geringste Gesetze und alle Zucht leben: sie fressen viel gieriger als die Wölffe die allerblutdürstigsten und unreinsten Thiere. Sie bedecken sich mit einer schmutzigen Haut, die sie einigen Thieren abgezogen, davon sie das Fleisch roh gegessen haben, und wenn die Gast-Wirthe und Schencken auf dem Vorgebürge bei Ankunfft eines Schiffes einiges Vieh schlachten, so nehmen diese wilde Hottentoten die Felle und Gedärme, davon sie sich Haupt-Bunde machen, und die Gedärme mit allen Unflate um den Leib und die Beine wickeln, bis sie Hunger bekommen, da sie selbige so halb verfault verzehren. Sie haben einen starcken Geruch wie die Fleischer-Hunde, und rüchen gleich den Ort, wo es Eingeweide und Wänste von einigen Thieren giebet, welche sie wegholen und ohne zu waschen und reine zu machen aufbewahren: manchmal kommen sie bis in die Schiffe den Salam vor den König des Landes einzufordern, da sie denn die Boots-Leute, sich eine Lust zu machen, anreitzen sich unter einander mit Stöcken und Zaggainen zu schlagen, sie wissen die Streiche geschickt von sich abzuwenden, wenn aber einer davon seinen Gegner einen guten Streich an-

angebracht, so machet er entsetzliche Sprünge und Geschrei, und fänget endlich so durchdringend zu pfeiffen an, damit die andern Wilden auf dem Gebürge solches hören sollen, welche eine ungemeine Freude darüber haben, sie solcher Gestalt auf denen Schiffen schlagen zu sehen. Zur Vergeltung ihrer Schlägerei geben ihnen die Schiff-Leute einige Hände voll Reiß oder ein Stück alten Speck, welches sie zu ihren andern Unfläteren in einen Sack stecken, worauf sie wieder zurück gehen, und die Nacht über mit ihren Cameraden ein Volleben, bei vielen angesteckten Feuern halten; um welches sie herum tantzen, springen, und dabei von viertel Stunden zu viertel Stunden alle mit einander ein entsetzliches Geheule anfangen.

Diejenigen, so keine Felle sich zu bedecken haben, gehen gantz nackigt, und haben nichts weiter als ein Futeral von einem stinckenden Caninchen- und Haasen-Felle, oder von andern dergleichen kleinen Thieren, womit sie dasjenige auf eine ungeschickte und lächerliche Art verhüllen, was die Mannes-Personen zu verbergen gewohnt sind. Einige darunter, vornemlich aber die Weiber, tragen Muschel-Schaalen in denen Ohren, und ein Hals-Band von kleinern, ingleichen an iedem Arme eben dergleichen einer Hand breites Muschel-Band, welches an den Ellboaen fest gemachet ist, dieses ist nebst dem Haupt-Bunde von stinckenden Gedärmen, ihr größter Schmuck. Ihre niedlichsten und kostbarsten Speisen sind

rohe

rohe Heuschrecken, denen sie die Schenckel ausreissen; oder auch wohl Raupen, Flügen, Würmer, und kurtz allerlei Ungeziefer, davor andere Menschen einen natürlichen Abscheu haben. Die Erzehlung, welche man mir von der Unflätterei dieser elenden Menschen machte, schien mir anfänglich unglaublich, allein was ich hernach selbst sahe versicherte mich, daß man der Sache nicht zu viel gethan, und erweckte bei mir eben so viel Entsetzen als Abscheu vor diesen Barbarn.

See-Löwe.

Ein Wund-Artzt von unserm Schiffe, Namens Alvarez, gieng einsmal sehr früh bei einem Holtze spatzieren, und war so kühne einen Meer-Löwen, der wieder nach der See zurück wollte, anzugreiffen: er war so voll und hatte den Wanst so angefüllet, daß er kaum gehen konnte, welches auch die Gefahr verringerte, da zumal die Meer-Löwen nicht so grimmig als die auf dem Lande sind. Der Wund-Artzt erlegte ihn mit seinem Degen, und der Statthalter erhob sich nach erhaltener Nachricht an das Ufer dieses Thier zu besehen: es war zehen Fuß lang und viere dicke, der Kopff so groß als eines jährigen Kalbes mit grossen abscheulichen Augen, die Ohren kurtz, nebst einem dichten straubichten Barte: die Füsse waren sehr breit, allein die Schenckel so kurtz daß der Wanst fast die Erde berührte. Der Statthalter behielt seine zwei Gewehre, die einen halben Fuß lang aus seinen Rachen hervorragten, und die Wilden theilten denselben nach vorhergegangener Zerstückung unter sich, wobei sie, ohne sich die Mühe

zu geben den Wanst auszuleeren und reine zu machen, die Eingeweide in ihrem natürlichen Zustande mit weg nahmen, ja einige gar wie von einem Stück Brod davon assen.

Nachdem die Land-Lufft unsere Krancke ziemlich wieder gestärcket hatte, und uns drei Boots-Knechte durchgegangen waren, hielt unser Hauptmann vor rathsam wieder unter Seegel zu gehen, damit ein längerer Auffenthalt denen andern nicht Gelegenheit geben möchte einem so bösen Beispiele zu folgen. Wir hoben also nach einem vierzehen tägigen Auffenthalt in dieser Bai unsere Ancker bei schönen Wetter: Wir liessen auf der der lincken Hand die Insul Robin, welche ehedem die wüßte Insul hieß, wo man die Missethäter oder diejenigen, so in die Ungnade des Statthalters zu Batavia und anderer Statthalter gefallen sind, verbannet; Diese Verbannete werden in dieser Insul bloß mit Reiß und Wasser unterhalten. Bißher hatten wir beständig guten Wind gehabt, und bekamen das Nadel-Vorgebürge, welches etwann zwei hundert Meilen von dem Vorgebürge der guten Hoffnung lieget, ins Gesichte. Allein hier schien es, als wenn Himmel und Meer zu unserm Untergange einen Bund gemachet hätten, denn unsere Maste, welche den Sturm in Europa ausgehalten hatten, waren kaum starck genung dieses Ungewitter auszuhalten, und denen hefftigen Sturm-Winden Widerstand zu thun, deren ohngeachtet wir noch den Haven von Sumatra

in

in aller Geschwindigkeit erreichten, darinne wir den zehenden October glücklich, iedoch sehr abgemattet, und ohne den geringsten Verlust, ausser denen dreien durchgegangenen Boots-Leuten, und zwei andern, nebst dem Pater-Jesuiten, an Kranckheiten verstorbenen, einlieffen.

Wir warffen Ancker auf der kleinen Rhede zu Surate. Diese Stadt ist die vornehmste des Königreichs Cambaja oder Guzurate, sie gehöret dem grossen Mogul; sie ist eine von denen reichsten und am meisten besuchtesten Städten in denen Morgenländischen Indien, die bequehme Handlung ziehet die Kaufleute von allen Völckerschafften dahin. Sie lieget an einem angenehmen Flusse, welcher sich ins Meer ergüsset, nachdem er über drei Meilen lang die schönsten Felder durchströmet hat; ob gleich derselbe sehr breit ist, so können doch die Schiffe ohne Beihülffe der Flut nicht darauf fortkommen, daher sie auf der kleinen Rhede liegen bleiben und ihre Kauffmanns-Güter ausladen. Die Mauern von Surate sind gut und mit vieler Artillerie versehen, ingleichen auch die Festung, welche vortreflich ist. Weder der Statthalter noch die Besatzung dürffen iemals in der Stadt und ausser derselben spatzieren gehen, damit sie die Art ihrer Befestigung nicht verrathen können. Es ist eine sichere und unverletzliche Freistatt vor alle Ubelthäter so sich darein retten können, allein wenn sie einmal darinne sind, kommen sie Zeit Lebens nicht wieder heraus. Die Wache des Serails

des Moguls ist eben so genau als die in der Citadelle; alle Consuls und Directors der Handlung, Engelländer, Frantzosen, Holländer und andere, welche wegen Vorzeigung ihrer Pässe verbunden sind bei dem Stadthalter ihren Besuch abzulegen, werden mit vielerlei Ceremonien darzu gelassen; sie müssen ihre Schuhe an der Thüre eines grossen Saals zurück lassen, auf Tapeten von goldenen Brocad biß zu dem Statthalter zu gehen, welcher sie nach erteilten Verhör und gehaltenen Gespräch, eben so beurlaubet, wie sie gekommen sind. Man hat mir erzehlet, daß ein Director der Frantzösischen Handlungs-Gesellschafft zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als er sich genötiget gesehen, dergleichen Besuch abzulegen, und gleichwohl einen blossen Statthalter nicht mit solcher Erniedrigung begegnen wollte, zu diesem Gepränge ein Paar sehr kostbare Pantoffeln machen lassen, welchem seit derselben Zeit unterschiedene andere in diesem Stücke nachgeahmet.

Ich kan mit Gewißheit von denen Manieren und Sitten derer Einwohner zu Surate reden, weil ich dieselben mit Fleiß ausgelernet, und ihre Gewohnheiten und Gebräuche die Zeit unsers langen Auffenthalts an diesem Orte, auf das genau ste untersuchet. Die Einwohner überhaupt sind meistenteils Mahumedaner, allein man hat Ursache zu mutmaßen, daß ihr Alcoran verändert, und viel schärffer als derer Türcken ihrer seyn müsse, weil er ihnen verbietet, niemals

mit denen Europäern zu essen, und nicht zu erlauben, daß wir etwas von ihren Speisen, auch nicht einmal von ihrem Haußrate das geringste berühren; geschiehet es von ohngefehr, daß ein Europäer eine Schüssel, einen Teller, einen Topf oder ein ander Gefässe von Porcellin, Erde oder einer andern Materie angerühret hat, so brauchen sie dasselbe nicht mehr, sondern setzen es in einen Winckel alleine, zerbrechen es aber um aller Wunder willen nicht. Ihr Eckel den sie vor denen Europäern haben, ist so groß, daß sie ihnen niemals erlauben in ihre Häuser zu gehen, wofern sie nicht von langer Zeit her schon gute Freunde mit ihnen gewesen, oder diese sich so viel herunter lassen, vertraulicher mit ihnen umzugehen, oder ihnen Höfligkeiten zu erzeigen, wobei sie gleichwohl nicht das geringste von ihrer Eingezogenheit nachlassen: Wer sich auf andere Art unterstehet sie zu besuchen, stehet in Gefahr seines Lebens, oder hat wenigstens eine Beschimpffung zu erwarten; welches eine Würckung von einem allzu grossen Religigions-Eifers oder ihrer Eifersucht ist, welche ihnen das Vorurteil eingepflantzet, als suchten wir bei dergleichen Zuspruch nichts anders, als ihre Weiber und Töchter zu verführen, welche sie eben so genau und strenge, als die Türcken, und unsere Nachbarn die Spanier, bewahren, daß sie nichts anders als Sclaven sind, und niemals ohne ihre Männer, Väter oder Mütter aus dem Hause gehen dürffen, welche sie alle Morgen ins Bad begleiten, denn es mag Wetter seyn, wie

es immer wolle, so gehen sie doch alle Tage mit anbrechenden Morgen nach dem Flusse, allwo sie sich in der größten Unordnung, grosse und kleine, Männer und Weiber, Jungfern und Jünglinge untereinander baden, immittelst ein Bramine, oder Priester ihres Gesetzes, von dem Vorder- oder Hinter-Teil eines Schiffes einige Gebete mit lauter Stimme hersaget, und dabei vielmal: Alla, alla, Mahomet, alla; und noch mehr andere Worte mit veränderten Tone ausschreiet. Es ist manchmal so kalt, daß sie zittern und beben und gantz erstarret sind, wenn sie aus dem Wasser kommen; allein so bald sie ihre Kleider oder gefärbten Pagnen (so heissen sie ihre Westen, welche ihnen an statt derer Hemden und Röcke dienen) angezogen, so machen sie sich eilig fort, die Reichen mit ihren Weibern und Kindern in ihre Häuser, und die Armen alle zusammen mitten auf die Strassen, wo sie ein groß Feuer, welches in Mangel des Holtzes, durch getrockneten und mit Reiß-Stroh vermischten Rinder- und Pferde-Mist unterhalten wird, anstecken.

Die Banianen oder Heiden, welche in grosser Anzahl in dieser Stadt sind, essen Zeit Lebens nichts was das Leben gehabt: Sie sagen, daß GOtt die Vögel zum Vergnügen des Gesichts erschaffen, und es die größte Sünde sey, etwas unschuldiges ums Leben zu bringen. Die Europäer wissen sich die Zärtligkeit dieser Gewissenhafften gar wohl zu Nutzen zu machen, und manches

ches Geschencke von ihnen zu bekommen, daß sie nur die lebendig gefangene Vögel nicht umbringen, sondern ihnen überlassen, worauf sie sich denn, wenn sie die Banianen haben frei flügen lassen, bemühen dieselben wieder zu berücken, und ihren Käuffern vom neuen zu verhandeln.

Ordentlich verheiraten sie ihre Kinder in einem dreijährigen Alter; nicht daß sie die Freiheit hätten nach ihren Willen beizuwohnen, sondern sie um so viel leichter und bei Zeiten dadurch von allen andern Liebes-Händeln abzuhalten. Ihre unverheirateten Töchter, so erwachsen sind, tragen in dem rechten Nasen-Loche einen goldenen Ring mit einem eingefaßten Diamant, sie dadurch von andern zu unterscheiden und zu erkennen: Die Adelichen Jungfern tragen eben dergleichen Ring im lincken Nasen-Loche, sie von denen gemeinen Jungfern zu unterscheiden. Es ist denen reichen und ansehnliche Banianen bei Straffe des Todes verboten, ihre gantze Lebens-Zeit mit andern Weibern als denen ihrigen zu thun zu haben, die Männer von geringern Stande haben eben dergleichen Straffe zu erwarten, wenn sie auf der That ertappet werden, denn ausser diesem werden sie eben so wenig vor straffbar erkannt als die andern. Vor die Weiber, wie man mich versichert hat, ist kein Gesetz gegeben, welches zu Beobachtung gleicher Treue gegen ihre Männer verpflichtet, sondern es kömmt auf ihr gutes Gewissen an, welches aber gewißlich nicht allzeit wider die Versuchungen des Flei-

sches den Stich hält; in der That wär auch dergleichen Verbot wider diese Freiheit zu sündigen, bei ihrem eingesperten Zustande allem Ansehen nach etwas unnötiges; doch ist die Eifersucht derer Männer mit dieser unerträglichen Bewachung noch nicht vergnügt, sondern hat ihnen zur Erfindung einer barbarischen Vorsicht sich vor derjenigen Bestraffung, die ihre Tirannei von Rechts wegen verdiente, zu bewahren, Anlaß gegeben, indem sie ihren Weibern einen gewissen Ehr-Geitz beibringen, der tausend mal grausamer ist als die allerschärfften Gesetze, indem sie dieselben durch falsche Vernunfft-Schlüsse, die mit eiteln und abergläubischen Versprechungen, und einer grossen Vergeltung ihrer Ehre und guten Namens geschmücket sind, überreden ihre Männer nicht zu überleben.

Ursprung der Gewonheit, daß sich die Indianerinnen nach dem Ende ihrer Männer verbrennen.

Man hat mir erzehlet, daß sie diese vermaledeiete Gewohnheit der Boßheit eines sehr reichen Banians zu dancken haben. Er hatte eine so liebenswürdige als belebte Frau geheiratet; an statt daß er sich glücklich hätte schätzen sollen, eine so vollkommene Schönheit zu besitzen, wurde er dermaßen eifersüchtig, daß er auch darüber, nachdem er derselben ohne die geringste Ursache und aus blossen Eigensinn, alle ersinnliche Verfolgungen angetan, und gleichwohl dadurch sein Gemüte von dieser unglücklichen Leidenschafft, welche ihm Tag und Nacht marterte, nicht befreien konnte, in eine gefährliche Kranckheit verfiel, bei deren Endigung er gantz rasend und verzweif-

zweiffelt, diese liebenswürdige Person im Leben zu lassen, welche durch eine andere Heirat in eines andern Hände fallen konnte, aus Eifersucht ein teuffelisches Mittel ersanne, daß sie fast zu einer Stunde mit ihm sterben mußte. Er ließ alle seine Bluts-Freunde und die Aeltesten des Geschlechtes zu sich fordern, welchen er mit dräuenden Augen eröffnete, daß seine treulose und nichtswürdige Frau, ohngeachtet seiner grossen zu ihr tragenden Liebe, ihn mit Gifft vergeben hätte, dadurch sich in die Arme eines verborgenen Liebhabers, den sie ihrer verbotenen Umarmungen bereits teilhafftig gemachet, zu werffen.

Diese Beschuldigung, welche mit tausend Ach und Seuffzen, und von einem in letzten Zügen liegenden vorgebracht wurde, hatte die gewünschte Würckung, welche der eifersüchtige und verzweiffelte Mann verlangte. Kaum hatte er die Augen zugeschlossen, so war seine unschuldige Frau gefangen, welche zu Bezeugung ihrer Unschuld mit einer unbeweglichen Standhafftigkeit sich freiwillig anbot, sich mit dem Cörper ihres Mannes verbrennen zu lassen, dabei aber ihre Unschuld wegen der ihr angethanen Beschimpfung und beschuldigten Lasters wiederholte, und daß sie bloß die Reinigkeit ihres Hertzens, und ihre Liebe gegen ihren eifersüchtigen Mann zu erkennen zu geben, ihn lieber nicht überleben, als mit dergleichen Laster verschwärtzt auf der Welt bleiben wollte, davon ihr der blosse Argwohn tausend mal unerträglicher als der Tod wär.

Die Priester ihres Gesetzes lobten ihren gefaßten Schluß, und versicherten ihr davor in der andern Welt ein ewig währendes Vergnügen; daß sie daselbst einen viel schönern und vollkommenern Mann, als der verstorbene gewesen, bekommen sollte, wobei ihr die Engel und seeligen Geister statt Aufwärter dienen, und sie durch dergleichen Aufopfferung ihrer selbst im Himmel viel höher geehret werden würde, als wenn sie aus Zaghafftigkeit das Ende ihrer Tage ruhig erwartete; ihre Freunde redeten ihr denen Priestern und denen Aberglauben ihrer Religion zu Liebe, eifrig zu einen so glänzenden Beweiß ihrer Standhafftigkeit und Tugend zu vollführen, und stellten ihr zugleich vor, daß sie durch diese großmütige Tat den Seegen des Himmels über ihre gantze Freundschafft, und ihrer gantzen Völckerschafft einen unsterblichen Ruhm erwerben würde. Sie machte sich also zum Tode fertig, und steckte mit eigner Hand und unerschrockenen Mute den Scheiter-Hauffen an, darauf sie neben dem Cörper ihres Mannes saß, und mit selben verzehret wurde. Dieses Beispiel ist endlich zur Gewohnheit geworden, und viele Jahrhundert bei denen Barbaren geblieben, allein mit Ausgang des letztern ist dieser vermaledeite Gebrauch zu Surate völlig abgeschaffet worden. Sehet was die Gelegenheit darzu gegeben.

Eine junge Banianin ward in ihrem dritten Jahre an den Sohn eines Banians, den man vor den reichsten und mächtigsten in der Stadt hielt,

hielt, verheiratet. Sein grosses Vermögen machte seine schönen Eigenschafften, womit ihm die Natur begabet batte, noch glänzender. Er war, sagte man mir, der wohl gewachsenste und liebenswürdigste unter allen von seinem Alter; allein er war der Wollust zu sehr ergeben; er überließ sich derselben so übermäßig, daß er seine, ob wohl starcke und blühende Gesundheit, gar bald schwächte, und ihn der Tod noch vor Erreichung des fünff und zwantzigsten Jahres von seiner Frauen trennete, welche ihn innigst geliebet hatte. Sie war ohngefehr sechs Jahre jünger als er, und wenig Weiber kamen ihr an Schönheit gleich: Das Mißvergnügen, so sie über den Verlust ihres Mannes empfand, brachte sie gar bald zu dem entsetzlichen Schlusse ihm zu folgen, und an statt daß gemeiniglich die Priester und Anverwanten, die Wittwen dahin bringen, und zwingen sich mit ihren Männern zu verbrennen, so schickte diese aus eigner Bewegung gleich zu dem Statthalter, und ließ denselben, wie es gebräuchlich war, um die Erlaubnis zu sterben ersuchen. Er war nicht gewohnet, ohne vorhergegangene ansehnliche Geschencke von denen Befreundten des verstorbenen Mannes und der zu sterben begierigen Frau, dergleichen zu verstatten. Dergleichen unglückliches Schlacht-Opffer mußte ihm also selbst den Besuch abstatten, und damals hatte er die Wahl sie zu erhalten oder die Erlaubniß zum sterben zu geben; allein die Befreundte hielten solches vor eine so gros-

se Schande, daß sie die Wittwe kahl beschoren, und als eine Ehrlose aus ihren Häusern jagten.

Diese schöne Wittwe war also genötiget vor dem Statthalter zu Surate zu erscheinen, welchen sie durch die von ihr vorher bereits abgeschickte Geschencke einzunehmen suchte, ihr Verlangen desto eher zu erhalten; allein ihre Schönheit, welche durch ihre Betrübniß keinen Abgang gelitten, und der durchdringende Blitz ihrer Augen, welchen der Trauer-Flor nicht verbergen konnte, widersetzte sich anfänglich der Neigung, welche ihre Freigebigkeit in dem Hertzen des Statthalters erreget hatte: Er fühlte eine geheime Regung, welche ihm seinen gefaßten Schluß verwiese, und ihn den Augenblick verhinderte das Begehren dieser schönen Wittwe genehm zu halten: Ja er suchte tausend Bewegungs-Gründe hervor, durch süsse Vorstellungen eines angenehmen und wollüstigen Lebens, und der Abscheulichkeit der schmälichen Todes-Art, dazu sie sich selbst unter denen falschen Vorwendungen einer Betrübniß, darüber sie getröstet werden könnte, und als einer abergläubischen und verdammlichen Gewohnheit, welche ein blosses Hirn-Gespinste wäre, und eine falsche Eitelkeit zum Grunde hätte, verdammete, ihr die Lust zum Sterben zu benehmen.

Alle seine Vorstellungen verminderten den Mut dieser angenehmen Verzweiffelten nicht, sie blieb bei ihrem Schlusse und ihrem Begehren.

Der

Der Statthalter hingegen blieb eben so fest bei seinem Abschlag; und glaubte zu besserer Erlangung seines Zweckes, am dienlichsten diese Wittwe den Ohrenbläser einen ihrer Freunde und derer Priester zu entziehen; allein da beide mächtig waren, und die letztern ein Geschrei anfingen, daß man eine GOtt gefällige That verhindern, und durch Gewissens-Zwang die Religion über den Hauffen werffen wollte, da doch GOTT dem Menschlichen Willen die Freiheit gegeben, so fürchtete er sich, es möchte bei dieser Gelegenheit ein Aufstand in Surate entstehen, die Fremden sich denselben zu Nutzen machen und er bei dem Grossen Mogul in Ungnade fallen, daß er seine Gewalt zu Erhaltung einer Frau, in die er verliebt gewesen, gemißbrauchet hätte, und opfferte also seine Neigung dem Staate auf. Das heißt, er willigte in das Verlangen der Wittwe, allein mit einer solchen Art, welche gar deutlich bewieß, was er sich dabei vor Gewalt angethan hätte; welches ihn auch antrieb, nachgehends dieserwegen bei dem Grossen Mogul seine Vorstellungen zu thun, und ein ausdrücklich Verbot auszuwürcken, darinne in Zukunfft dieser Gebrauch gäntzlich untersaget wurde, welcher auch seit dieser Zeit in Surate abgeschaffet worden ist.

Ein alter Portugiesischer Kauffmann und ein Holländer, welche seit einigen Jahren in dieser Stadt wohnten, erzehlten mir den Tod dieser Wittwe, den sie aus Neugierigkeit mit angese-

hen

hen hatten, mit Vergüssung einiger Tränen. Nachdem alles fertig war, sagten sie zu mir, so gieng diese Schöne mit solcher Standhafftigkeit nach dem Orte zu wo sie verbrannt werden sollte, darüber sich alle Zuschauer nicht weniger als über ihre unvergleichliche Schönheit verwundern mußten. Sie ließ eine ausserordentliche Freudigkeit spüren, ihr Gang, ihre Mienen, überhaupt alles zeigte eine unerschrockene Entschlüssung, und ihre betrübte Kleidung verminderte weder ihre Hertzhafftigkeit, noch jagte ihr die geringste Regung einer Furcht oder Entsetzens ein. Sie war mit einem Kleide von schwartzer sehr dünnen und geschweffelten Leinwand, einer Kappe und einem langen Uberhange von gleicher Farbe und Zeuge bekleidet, der ihr biß auf die entblößten Füsse herunter gieng. Mehr als dreihundert Weiber folgten derselben, welche sie mit einem tieffen Stillschweigen biß an den bestimmten Ort begleiteten, allwo sie sich auf ein Reißbund niedersetzte; man legte hierauf den Cörper ihres Mannes zu ihren Füssen, und der Priester fragte sie zu drei unterschiedenen malen gantz laut, ob sie sterben wollte oder nicht.

Sie antwortete mit eben der Freimütigkeit, welche sie vom Anfange hatte blicken lassen, daß dies ihr Vorhaben wär, und sie aus keiner andern Ursache hieher gekommen, als ihr Leben mit ihrem geliebten Manne zu beschlüssen, den sie nicht zu verlassen gedächte. Hierauf sahe die gantze Versammlung einander an, als wenn ihnen dies

ses etwas gantz neues gewesen wär, sie sagten einer zum andern mit der gröſten Verwunderung: Siehe eine vortrefliche Frau, eine groſsmütige Frau; die nächsten Anverwandten vergesellschaffteten ihre Vermahnungen und Vorstellungen mit derer Priester ihren Versprechungen, welche dieser unglückseeligen viele eingebildete Vergnügungen vorsagten, welche sie wohl selbst um diesen Preiß zu erlangen angestanden haben würden: Und setzten eben so viele Vermaledeiungen wider diejenigen Weiber hinzu, die ihrem Beispiel nicht nachfolgeten.

Nachdem dieser Auftritt zu Ende, so fing man die gebräuchlichen Ceremonien an, welche ziemlich lange währten. Der vornehmste Priester bot dem Verstorbenen zu essen und zu trincken an, die Leiche war mit einem leinenen Schnee-weissen und sehr feinen Schweiß-Tuche bedecket, auf welches er einige untereinander gemischte Reiß- und Granat-Körner streuete, und nachdem er sich die äussersten Finger-Kuppen waschen lassen, eben dieselben Körner dem Todten vor den Mund hielt; alle gegenwärtige Banianen taten eben dasselbe einer nach dem andern, wuschen sich die äusserste Finger-Spitzen und hielten der Leiche mit dem tiefsten Stillschweigen zu essen und zu trincken vor, worauf sie die Krüge, darinne sich das Wasser und der Reiß befand, zur Erde schmissen, sich ins verborgene machten, und auf allerhand Instrumenten zu spielen anfingen, nemlich auf Hautboien, Trompeten, Guitaren,

ren, Paucken, Drommeln und andern, welche einen befreundlichen Laut machten und von einem erschrecklichen Geschreie und Geheule derer umstehenden begleitet wurden, in währender Zeit einer von denen Priestern die Hütte, darin sich die Frau mit der Leiche ihres Mannes befand, in Brand steckte. Man konnte mit leichter Mühe spüren, daß dieses von denen Priestern angeordnete entsetzliche Lermen zu keinem andern Ende geschehen, als auf diese Art denen andern Weiber das Geschrei der Brennenden zu entziehen, damit sie durch Anhörung ihrer Klagen die Lust mit ihren Männern zu sterben nicht verlieren möchten. So bald der Scheiter-Hauffen in Asche verwandelt war, goß ein Priester ein Gefäß Wasser darüber, und schickte die Zuschauer mit der gewissen Versicherung nach Hause, daß die Verstorbenen seelig und in dem Genuß aller nur erdencklichen Wollüste wären. Ich habe diesen historischen Umstand um deswillen anführen wollen, damit man urteilen kan, wie groß die Blindheit derer Banianen und reformirten Mahumedaner ist.

Man findet zu Surate noch eine andere in Indien gantz gemeine Secte, welche noch schlimmer ist als die vorhergehende. Zu derselben bekennen sich lauter Heiden. Sie machen sich in Ansehung derer Europäer kein so grosses Gewissen als die Mahumedaner und andere Banianen. Sie sind voller abergläubischen Gebräuche, welche sie in ihren Pagoden oder Tempeln ausüben,

und

und in welche kein Mahumedaner iemals einen Fuß setzet, weil sie diese Heiden vor Abgötter halten. Wenn diese sterben, werden sie auf eine andere Art, als ich bereits erzehlet habe, verbrannt: Die Ceremonien sind zwar in der Tat fast eben dieselben, ausser daß man die Leiche, wenn man sie von der Tragbaare, die mit goldenen, silbernen und allerhand farbigen Stoff bedecket ist, herunter genommen hat, auf den Bauch leget, ihm die Schenckel wie einer Ente beuget, und hernach auf einem aufgeworffenen Rasen-Hauffen setzet, der mit trocknen Blättern, Heu, klaren Reiß-Stroh und allerhand Vieh-Miste bedecket war, setzten, worauf der Bonze, (also nennen sie ihre Priester) nach verrichteten Ceremonien unter einem übel-klingenden Gelaut von allerhand Instrumenten, das Stroh anstecket. So bald der Todte zu Asche verbrannt, werffen sich die Anverwandten des Verstorbenen auf die Erde, und machen solche Wendungen und wunderliche Mienen, als wenn sie von der bösen Kranckheit oder dem Teuffel besässen wären, wobei sie als die Hunde heulen und schreien, und sich anstellen als ob sie weinten, da sie doch nicht einen Thränen auf die Erde fallen lassen: Nach allen dergleichen Geberdungen gehen sie stillschweigend in ihre Pagoden, welches unterweilen durch einen eintzigen Schlag auf eine Paucke, welche zwei Schwartze tragen, unterbrochen wird. Nach verrichteter Andacht gehen sie nach Hause, und ein an der Thüre der

Pa-

Pagode stehender Bonze streuet einem in dem hinausgehen etwas Asche auf den Kopf. Diese Asche ist von Hunden und Ziegen zubereitet, welche sie alle Mittewochen und Sonnabende ihren Göttern oder dem Teuffel opffern, ihnen die Köpffe abschneiden und mit dererselben Blute ihre Götzen-Bilder bestreichen, welche Ochsen, Elephanten, die Figur der Sonne, des Mondes, derer Sterne, eines Hahns und eines Pferdes vorstellen. Sie schneiden von iedem dergleichen Opffer-Thieren ein Stück Fleisch, trocknen es an der Sonnen, machen es zu Pulver, und verwahren es mit grosser Sorgfallt in einer Büchse. Ich habe alle diese Gebräuche an unterschiedenen Orten gesehen. Wenn die verstorbenen Heiden so arm sind, daß sie die Unkosten zu ihrem Leichen-Gepränge und allen Gebräuchen ihres Gesetzes nicht hinterlassen, so träget man sie, so bald als sie gestorben, in die Wälder, damit sie wilden Thiere auffressen, oder schmeisset sie an manchen Orten in die See oder Flüsse. Die Weiber verbrennen sich nicht nach dem Tode ihrer Männer, sondern verheiraten sich öffters und bis in ihr sechzigstes Jahr wieder, welches bei denen Indianern kein Alter ist, weil die meisten in lebhaffter Gesundheit und bei guten Kräfften über hundert Jahr leben. Sie haben lange und hangende Ohren wie die Hüner-Hunde, daß sie ihnen manchmal bis an die Achseln reichen; in der Mitten sind dieselben durchbohret, darinne sie so grosse und schwere

Ringe

Ringe von Kupffer oder Zinn tragen, welche die Löcher durch ihre Schwere so groß machen, daß man gemächlich ein Hüner-Ei durchstecken kan.

Wenn die armen Indianerinnen ihre Kinder ein Jahr oder längstens anderthalb Jahr gesauget haben, so geben sie ihnen an statt süß gemachter Milch, oder anderer Lecker-Bißlein, wie die Reichen zu thun pflegen, ein Ende Toback eines halben Fusses lang, damit sie bald schmauchen lernen, denn dieses ist die kostbarste Speise derer Schwartzen und Heiden. Ich habe wohl eher eine Mutter gesehen, welche zwei Kinder auf dem Rücken und zwei andere in einem Korbe vor sich truge, daneben auf ieder Seite eines herlauffen hatte, die sich an ihrem Gürtel hielten, und alle sechse nebst der Mutter Toback schmauchten.

Diese Art Heiden sind nicht so eifersüchtig auf ihre Weiber, und bewachen sie nicht so strenge, als wie ich zuvor gesagt habe. Die reichsten unter ihnen halten Sclaven und Kebs-Weiber, welche sie denen Europäern leihen. Es befindet sich eine grosse Menge dergleichen Heiden zu Surate, welche teils von der Handlung teils von ihren Einkünfften leben. Die Einwohner dieser Stadt sind meistenteils Handels-Leute und sehr reich. Die Europäer können sich daselbst allerhand Ergötzligkeiten, insonderheit mit der Jagd machen; denn da die Eingebohrnen des Landes kein Feder-Wilpret tödten, so giebet es allda eine unzählige Menge. Die ordentliche Spatzier-Gänge sind nach Sualis, Damequin,

Amoris, Busty, Barbaudam und andere Dörfer, wozu man sich gemeiniglich der Morischen Fuhrwercke bedienet, welche recht reinlich mit guten Matten beschlagen und mit Ochsen bespannet sind, die in einem beständigen Gallop laufen.

Harec ein Getränckе.

Es ist überaus gut Leben in Surate, nur der Wein ist ungemein teuer, darum können ihn auch nur reiche Leute trincken, deren andern Getränckе ist der Harec. Dieser Harec ist eine sehr ungesunde Zusammensetzung; man machet ihn von abgezogenen Reiß-Wasser und Harec-Blättern, deren Safft überaus bitter ist: sie machen auch eine andere Art Getränckе, welches nicht viel besser ist, und von ihnen Ponze genennet wird; es wird von Harec-Wasser, Zitronen-Safft, Zucker, Muscate, und Zimmet zubereitet, und kostet das Maaß nach Frantzösischen Gelde einen Sou.

Wir blieben in diesem Haven bei nahe zwei Monate, weil unser Hauptmann, ausser der vielen Ausbesserung an unserm Schiffe, viele Sachen mit unterschiedenen Personen von unsern Lands-Leuten, welche sich vor einiger Zeit daselbst niedergelassen, auszumachen hatte. Dieser lange Auffenthalt gab mir Gelegenheit viele Bekanntschafften und sonderlich mit einem Italiäner zu machen, welcher aus einer Zuneigung gegen mich, mir seine Begebenheiten erzehlte; sie sind wunderbar, daß ich mich nicht enthalten kan, selbige dem Leser mitzuteilen.

Die-

Dieser Italiäner hatte weder seinen Vater noch Mutter iemals gekannt, er war als eine Standes-Person auferzogen worden, und diejenigen, welche vor seine Erziehung Sorge getragen, hatten ihn sein Studieren zu Ferrara anfangen lassen, allwo er sieben Jahre in der Kost gewesen. Er fieng an einen guten Fortgang darinne zu machen, als er sich in Kopff setzte er wär kein ehlich gebohrnes Kind: und was ihn am meisten in dieser Meinung bestärckte, war der Ruff, daß er der Sohn einer Dame wär, deren Gemal zwei oder drei Jahre vor seiner Geburt wär ermordet worden. Es kamen ihm dieserwegen tausenderlei Gedancken in den Kopff ohne zu wissen wozu er sich entschlüssen sollte, biß ihn ein Raths-Herr, der bisher vor ihn gesorget, von Ferrara nach Rom kommen ließ: kaum war er daselbst angekommen, als dieser Raths-Herr gantz trotzig zu ihm sagte, daß ein Kind wie er nicht Ursache hätte sich grosse Einbildung zu machen, er wär das lange nicht, was er sich in Kopff gesetzet hätte, sein Vater und Mutter wären gestorben ohne ihm einen Heller zu hinterlassen, und alles was er vor ihn thun könnte, bestand darinne, daß er ihn aus Christlicher Liebe als einen Laqvai in seine Dienste nähme.

Historie eines jungen Römers.

Diese Rede gieng dem jungen Sanct Felix (also nennete er sich) durchs Hertze, er lieff in aller Geschwindigkeit aus des Raths-Herrn Hause ohne ihm ein Wort zu antworten. Er wußte nicht wo er sich hinwenden sollte, die erst gehörte

Worte zu überdencken, und lieff in die deutsche Kirche Dell'Anima, allwo er eine sehr andächtig betende Dame antraff, und dieselbe mit tränenden Augen um ein Allmosen ansprach; als ihn diese Dame angesehen, ward sie roth, schien entsetzt und unruhig, und befahl ihm vor der Kirche auf sie zu warten. Eine Minute drauf stand sie auf und machte Sanct Felix ein Zeichen ihr zu folgen, ließ ihn in ihre Gutsche setzen und nahm ihn mit sich nach Hause ohne ihn viel zu fragen; er blieb denselben Tag daselbst, und den andern drauf that man ihn zu einem Lehrmeister in die Kost. Diese Dame besuchte ihn gar öffters daselbst, welches unsern jungen Menschen auf die Muthmassung brachte, daß dieses wohl seine Mutter seyn könnte, doch hat er niemals einen gewissen Beweiß davon gehabt. Er studirte an diesem Orte bis auf die Rhetoricke, worauf ihn eben dieselbe Dame an einen andern Ort that in dem Vorsatze ihn daselbst die Welt-Weißheit studiren zu lassen, denn nach ihren Willen sollte dieser junge Mensch den geistlichen Stand annehmen.

Zu dem Ende gab man ihm auch dergleichen Kleidung und man fieng allbereits an ihn als den Herrn Abt zu begegnen, als er sich von einigen seiner Gefährten zu einer Reise nach Spanien mit aufbringen ließ. Er bereute gar bald, daß er Rom verlassen, denn da das Geld schon allen in Mailand zu mangeln anfing, so waren sie ihrer Personen wegen nicht wenig bekümmert. Sanct

Fe-

Felix schrieb so gleich an die Dame, welche sich seither seiner angenommen, seine dringende Noth, und bat sie dabei tausend mal um Verzeihung wegen seines begangenen Fehlers, allein er erhielt auf alle seine Briefe nicht die geringste Antwort; und stand im Begriffe so gut als er konnte wieder nach Rom zurück zu kehren, als er einem Edelmanne eines Fürstlichen Abgesandten zu Rom begegnete, welcher zu ihm sagte, daß er Befehl habe ihn zurück zu bringen und Seiner Excellentz vorzustellen; Sanct Felix ließ sich leicht führen, und der Abgesandte nahm ihn unter sein Gefolge: er erschien also in Rom als ein Edelmann des Abgesandtens, und erkannte gar wohl aus denen Kleidern und Gelde, so er ihm gab, daß man ihn bei denselben auf das beste empfohlen haben müßte.

In diesen Zustande lebte er ziemlich glücklich, und allem Ansehen nach hätte er dieses Glück noch lange genüssen können, wenn er sich in seiner Bedienung hätte erhalten können, allein da er der Frau Abgesandtin allzu angenehm vorkam, so erweckte solches bei ihrem Gemal einen Argwohn, daß er ihn ins Gefängniß setzen ließ, woraus er nicht eher als nach verflossener Zeit seiner Gesandtschafft entlediget ward, und darauf zu dem Cardinal Peter = = = kam, welcher eine grosse Begierde zeigte ihm viele geistliche Pfründen zu zuwenden; allein er hatte weder Beruff noch Lust zu dieser Lebens-Art, daher faßte er den Schluß eine Reise nach Franckreich zu thun, und sich daselbst

selbst um eines Printzens Gnade oder eines andern vornehmen Herrns Dienste zu bewerben. Er schiffte sich also ein seinen Weg nach Marseille zu nehmen, allein zum Unglück ward er unter Wegens gefangen und nach Algier geführet, allwo er ein gantzes Jahr die allerhärteste Sclaverei ausstehen mußte. Nach Ablauff dieser Zeit ward er endlich loßgekaufft und nach Genua geführet, allein die harte Sclaverei, und die schlechten Speisen hatten diesem jungen Menschen eine gefährliche Kranckheit zugezogen, welche ihn nötigte in dem Stadt-Hospital zu bleiben, da seine andere Gefährten unterdessen ihre Reise nach ihrem Vaterlande fortsetzten; unterdessen gab er ihnen unterschiedene Briefe mit, und hatte noch immer die Hoffnung einige Nachricht von derjenigen Dame zu erhalten, welche sich seiner Erziehung so sorgfältig angenommen hatte.

Es mangelte ihm an allen, allein sein gutes Geschick verließ ihn nicht. Eine Dame von Stande, welche ihre Galanterie mit der Andacht gar wohl zu bekleiden wußte, wurde zum Vorteil dieses jungen Menschens, als sie die Hospitäler in Genua besuchte, entweder durch eine Regung des Mitleidens oder der Liebe beweget, denn Sanct Felix hatte damals etwas anziehendes an sich. Die Dame gab ihm ein Allmosen von funfftzig Thalern, wovor sich dieser junge Mensch mit wenig Worten bedanckte, welche so wohl seinen lebhafften Verstand als Erkentligkeit an Tag legten. Dieses machte bei der Dame einen Eindruck,

druck, sie verdoppelte den Morgen drauf ihre Allmosen, und war erfreuet, daß sie noch eine Vergeltung dererselben auf der Welt erhielt. Man sahe sie sehr offte in denen Hospitälern und ihre tugendhaffte Aufführung war sehr erbaulich, allein man errieth ihre innere Gedancken gar bald; denn von dem ersten Tage an, da sie Sanct Felix gesehen hatte, fühlte sie innerlich eine wachsende Liebe, welche sich nicht verbergen ließ. Es war der ansehnlichste Mensch von der Welt, er besaß einen ungemeinen Verstand, er redete von allen Dingen auf das artigste und anmutigste, und ein gewisses etwas hohes bemerckendes Ansehen ließ sich an seiner gantzen Person blicken: alle diese schöne Eigenschafften brachten die Dame, davon die Rede ist, auf die Gedancken, sie könne sich keinen bessern Ehegatten zu Machung ihres vollkommenen Glückes erwählen: sie heiratete ihn also, hielt aber diese Ehe aus höchstwichtigen Ursachen geheim.

So gleich führte sich St. Felix als ein Marquis auf und machte in Genua mit seiner Lieverei, welcher keine von denen allerreichsten in der gantzen Stadt beikam, den grösten Staat. Niemand ließ sich seine Heirath träumen, und denenjenigen, welche sich darüber verwunderten einen Menschen, den sie vor etlichen Tagen in Hospital gesehen hatten, auf einmal in einem so veränderten Zustande zu erblicken, machte man weiß, daß es ein Italiänischer Herr wär, welcher aus gewissen Ursachen sich verborgen gehalten, und

alles Geld, so er verthäte von seinen mächtigen Freunden aus Rom bekäm. Diese Meinung betrog das Volck einige Zeit, allein endlich machte sich die Wahrheit offenbar, die Dame, so St. Felix geheiratet hatte, verließ Genua und gieng mit ihrem Manne nach Turin, welchen sie vor einen von ihren Edelleuten ausgab.

Diese Dame war nicht über zwei und zwantzig Jahre alt, und ausser ihren eigenen grossen Reichthum hatte sie noch zwei reiche Oheime zu erben, davon der eine funfftzig tausend Ducaten Einkünffte besaß. Sie wurde also von denen größten Herren des Landes zur Gemalin verlanget, und ihr Oheim stand in Begriff sie zu verheiraten, als er geheime Nachricht von der Verehligung seiner Base mit St. Felix erhielt. Anfänglich wollte er solches nicht glauben, allein nach genauer Untersuchung, und eingelauffener Kundschafft von denen vielen Kundschafftern, welche ihm von allen, was bei seiner Base vorgieng Nachricht gaben, so zweiffelte er nicht weiter an der Wahrheit dieser Sache. Er faßte also den Schluß St. Felix auf die Seite zu schaffen, und ohne seiner Base welche ihn zu besuchen ausdrücklich nach Genua gekommen war, das geringste davon zu sagen, gab er sieben oder acht Banditen oder um Geld gedungenen Mördern Befehl, diesem jungen Menschen das Licht auszublassen.

Die Sache gieng nicht so von statten, als wie er sich einbildete; St. Felix verteidigte sich mit sol-

solcher Tapfferkeit, und rettete sich, nachdem er seine Mörder in die Flucht gejaget, an einen sichern Ort mit zwei oder drei leichten Verwundungen. Seit der Ankunfft des Oheims wohnte er nicht mehr bei seiner Gemalin, unterdessen erfuhr er doch, wer ihm diese Fallstricke geleget, er gab seiner Ehegattin in geheim Nachricht davon, welche ihrer Seits gegen ihren Oheim nicht ein Wort davon erwehnte; allein diese zwei jungen Eheleute hielten bei genauer Uberlegung, daß sie schwerlich denen listigen Nachstellungen ihres erzürnten Oheims entgehen würden, vor rathsamer sich auf einige Zeit von einander zu scheiden, und nach wechselhafften Versicherungen einer unverbrüchlichen Treue nahm St. Felix mit der Post seinen Weg nach Livorno, und mußte seine Frau allen Verfolgungen ihres Oheims, welcher sie mit aller Gewalt verheiraten wollte, zurück lassen.

Nach seiner Ankunfft zu Livorno setzte sich St. Felix auf eine Galeere, welche nach Civitavechia auslieff, und gieng so bald er daselbst angelanget, geraden Weges auf Rom, woselbst seine erste Sorge drauf gieng, von derjenigen Dame Erkundigung einzuziehen, welche sich seiner in seiner Jugend angenommen, und erfuhr derselben Tod. Er besuchte den alten Raths-Herrn, welchen er auf das beweglichste ersuchte ihm von seiner Geburt Nachricht zu ertheilen, allein es war ohnmöglich etwas von ihm heraus zu bringen, und

also blieb er eben so unwissend in dieser Sache, als er iemals gewesen war.

Unterdessen ließ die Liebe, welche St. Felix zu seiner Frau trug, ihm Tag und Nacht keine Ruhe, daher faßte er den Schluß unerkañt nach Genua zu reisen, allwo nach eingelauffener gewissen Nachricht dieselbe mit ihrem Oheim wieder angekommen war. Eines Tages fand er sie alle beide in der größten Andacht in einer Kirche; Der Oheim stellte einen Scheinheiligen unvergleichlich vor und war so erpicht auf seine Andacht, daß er St. Felix nicht gewahr ward; allein die Wase warff zum Glück die Augen auf ihn, wodurch ihre beiderseitige Liebe von neuen angeflammet ward, daß dieser junge Mensch sich vornahm alles zu wagen seine Frau wieder zu erlangen; es kamen ihm allerlei Anschläge in die die Gedancken, daraus er folgenden erwählte.

Er folgte dem Oheim und seiner Wase bei ihrem Ausgange aus der Kirche von weiten nach, und da er bei nahe eben so bald als sie in ihrem Hause war, so warff er sich zu denen Füssen dieses grausamen Oheims, seine Wase thate eben dergleichen, mit der theuersten Versicherung, daß St. Felix ihr Ehmann wär, und sie keinen andern nehmen könnte noch wollte; Der Oheim hieß sie mit vieler Höfflichkeit oder vielmehr Verstellung aufstehen, und verließ sie darauf: Sein vieles Vermögen gab ihm ein grosses Ansehen, er verzog also nicht die Ehe dieser unglücklichen Verheirateten vernichtigen zu lassen, und würckte ein

Ur-

Urteil aus, vermöge dessen St. Felix auf ewig verbannet ward; wie er alles dieses listiger Weise und durch Geld erschlichen, so ließ er es auch nicht öffentlich wie gebräuchlich kund machen, sondern, er sandte mitten in der Nacht einige viertzig Sbirren zu dem Sanct Felix, welche ihn nach eingeschlagenen Thüren mit sich davon führten, und einem Portugisischen Kauffmanne überliefferten, der mit seinem Schiffe auf der Rhede lag und in Begriff stand nach Indien unter Seegel zu gehen. Dieser Kauffmann hatte Befehl ihn entweder in die See zu werffen, oder in eine wüste Insul auszusetzen, allein die gute Gesichts-Bildung des St. Felix bewegte ihn keines von beiden zu thun.

Da er aber gleichwohl befürchtete, es möchte derselbe wieder nach Genua zurück gehen, sein Schiff auch nach langen herum schiffen durch einen Sturm an die Japanischen Cüsten verschlagen ward; so setzte er den St. Felix ans Land und schenckte ihn denen Bonzen, welche in diesen Lande Münche sind. Dieser Portugiese hätte keine härtere Gefängniß vor diesen jungen Menschen erwählen können; Denn er ward daselbst nicht nur auf das genaueste bewacht, sondern auch gezwungen, die Regeln ihres Ordens auf das strengste zu beobachten. Das aller beschwerlichste an diesem Orte vor St. Felix war, daß er alle Tage noch vor Aufgange der Sonne aufstehen mußte, denn nach der eingeführten Gewohnheit verrichten die Bonzen um selbige Zeit vor ihren

Götzen

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/79
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Götzen-Bildern, die eingebildete Andacht. Zu diesem Ende haben sie eine Person unter sich, welchen sie den Ober-Wächter nennen, weil er vermöge seines Ammts die andern aufwecken muß. Dieser Ober-Wächter hatte St. Felix wegen seiner Faulheit öffters bei dem Vorsteher des Closters verklaget. Man legte ihm unterschiedene Bussen auf, ihn dadurch zu nöthigen mit denen andern zu gesetzter Stunde aufzustehen, da aber alles vergeblich war, so wurde er zu der bei denen Bontzen wider die Schläffer gebräuchlichen Straffe verdammet.

Diese Todes-Straffe, davon die Indianischen Geschichts-Schreiber niemals ein Wort gedacht, ist der Mühe werth zu offenbaren. Man hänget einen Menschen in Gegenwart des gantzen Closters unter denen Achseln auf, man bindrt ihm zwei Laternen an beide Füsse, und vor ein iedes Ohr eine Glocke, in diesen Ausputze muß er öffentliche ehrliche Busse thun, darauf leget man ihm der Länge nach auf eine Art eines eisernen Bettes, welches an unterschiedenen Orten durchlöchert ist, unter einem iedem Loche dieses Bettes befindet sich eine angezündete Lampe: ich habe vergessen zu sagen, daß der straffbare auf diesem Bette fest angebunden ist, worauf man ihm nachdem die Lampen alle angezündet, die allerempfindlichsten Schmertzen fühlen lässet, biß er endlich als ein Rasender die Seele ausbläset, und die Leiche aufrecht in die Erde verscharret wird, als

wenn

wenn man ihn auch nach dem Tode die Ruhe nicht gönnen wollte.

So war die vor St. Felix bestimmte Todes-Straffe beschaffen, als einer von denen Bonzen, welcher etwas menschlicher als seine Mit-Brüder waren, sich vornahm ihn zu befreien. Das Todes-Urteil war bereits gesprochen, und sollte noch denselben Abend vollstreckt werden: So unglücklich auch St. Felix war, so konnte er sich dennoch zu seinem Tode nicht ohne Furcht bereiten. Die Art der Todes-Straffe erweckte ein Zittern bei ihm, und er konnte mit genauer Noth denenjenigen vergeben, die ihm in dieses Elend gebracht hatten; allein GOtt erbarmte sich über ihn, es kam ein Bonze zu ihm in sein Loch, und nahm ihn mit Befehl ein tieffes Stillschweigen zu beobachten bei der Hand, er mußte mit demselben wohl hundert Creutz-Wege durch das Closter nehmen, biß sie endlich an einem sehr abgelegenen Ort kamen, wo ihm der Bonze, nach Anzeigung eines grosses Loches ein Zeichen gab sich darein zu werffen, wenn er dem Tode entgehen wollte. St. Felix gehorsamte ohne den geringsten Anstand, denn alle andere Todes-Arten schienen ihm viel erträglicher als die vor ihm bestimmte. Sein Gehorsam durffte ihm auch nicht gereuen, denn er fand einen unterirrdischen Gang, wodurch er denen Händen seiner Feinde glücklich entgienge. Er eilte so viel ihm möglich den Strand der See zu erlangen, und zum Glück traff er ein Schiff vor Ancker an, welches gleich

unter

unter Seegel gehen wollte; er ward auf selbiges aufgenommen, und kam glücklich nach Spanien. Er begab sich bei einem Grand von Spanien in Dienste, welcher einen kostbaren Pallast in Sevilien besaß, er wußte sich in seinem Gemüthe und Vertrauen so feste zu setzen, daß er seine Augen auf St. Felix warff, als er iemand wegen höchstwichtigen Angelegenheiten nach Hofe schicken mußte, er nahm diese Verrichtung mit Freuden über sich, denn sein Hertz sagte es ihm, daß er bald Nachricht von seiner Frau bekommen würde. Allein in was vor Bestürtzung gerieth er nicht, als er sahe, daß derjenige, an welchem die Briefe des Grandes von Spanien gerichtet waren, dieselbe geheiratet hatte? Weil es Abends um zehen Uhr war, als er in dem Hause dieses Herrn anlangte, so wurde er in das Zimmer dieser Dame geführet, welche ihn den Augenblick erkannte. Nachdem ihre erste Verwunderung ein wenig nachgelassen, erzehlten sie einander ihre Begebenheiten, und St. Felix erfuhr von derselben, daß sie ihr Oheim mit sich nach Catalonien genommen, und unter Versicherung seines Todes gezwungen hätte, zu Barcellona zu heiraten. Ich übergehe mit Stillschweigen, was sie einander alles erzehlet, denn ihr Gemal befand sich im Felde, recht wie es diese Historie erforderte; sondern ich will nur so viel sagen, daß St. Felix unter einer vorgegebenen Unpäßligkeit etliche Tage zu Madrit blieb, und mit seiner Frau die Abrede nahm, sich noch einige Zeit der Verstellung zu gebrauchen,

biß

biß er seinem Herrn die erwartete Antwort nach Sevilien zurück gebracht hätte.

Die ersten Tage nach seiner Zurückkunfft, sanne er auf Mittel wie er am besten aus dieser Verwirrung kommen, und sich als den rechten Ehmann der von diesem Herrn geheirateten Dame zu erkennen geben könnte; er stand in Begriff diese Sache dem Grand von Spanien zu entdecken, als er sichre Nachricht von dem Tode seiner Frau bekam. In Madrit gieng das Gerüchte, sie wär mit Gifft vergeben worden, nachdem der Spanische Herr von der gönstigen Empfangung und Begegnung des St. Felix Nachricht erhalten gehabt. Damals konnte dieser arme Mensch der Verzweiflung nicht widerstehen, er verließ seinen Herrn, weil er sein Leben nicht in Sicherheit hielt, gieng nach Lissabon, und setzte sich daselbst zum andernmal auf ein Schiff nach Indien. Das Schiff, darauf er sich befand, hatte ihn zu Surate ausgeladen, allwo er sich in eines Holländers Dienste begeben, und wollte nach Europa zurück reisen, als er mir seine Historie erzehlte; allein einige Tage drauf rückte ihn eine plötzliche Kranckheit innerhalb vier und zwantzig Stunden in einem sieben und viertzig jährigen Alter aus der Welt. Er starb nach so vielen abendteuerlichen Zufällen recht Christlich: ich betrübte mich innig darüber, allein es ist Zeit daß wir unsere Reise weiter verfolgen.

Da sich der bißherige widrige Wind sehr vortheilhafftig gewendet, so hoben wir Ancker, und reise-

reiseten den 29. Novemb. von Surate ab. Wir richteten unsern Lauff gerade nach Goa, allwo ich bald zu seyn grosses Verlangen hatte, die alten Thaler meiner Tante zu überkommen, die ich höchst nöthig brauchte; allein da sich der Wind gantz unvermuthet und auf einmal widrig wendete, so konnten wir mit vieler Mühe binnen drei Tagen kaum die Rhede von Daman erlangen, eine unserm König zugehörige Stadt nur funffzehen Meilen von Surate gelegen, und konnten nicht einmal Ancker werffen, und derselben näher als vier Meilen kommen. Es flüsset bei derselben, wie man mir sagte, ein angenehmer Fluß vorbei, welcher mit einer unglaublichen Menge Citronen- Palmen- und Orange-Bäumen besetzet ist, die den angenehmsten Schatten machen. Als das schlimme Wetter ein wenig nachließ, hatten wir Gelegenheit die Lage derselben zu beobachten, welche mir sehr schön vorkam, man erzehlte mir daß die Besatzung ohngefehr aus dreihundert Portugiesen bestünde, und die Weiber in derselben vielmehr als zu Bacaim verwahret würden, es ist eine ziemlich artige Stadt und hat ein vortreffliches Ansehen, wir giengen in Gesicht derselben vorbei, die Weiber sind daselbst sehr manierlich, und lieben ohngeachtet der Eifersucht derer Portugiesen, und derer Prediaten ihrer Jesuiten, welche ein ziemlich artiges Collegium in der Stadt haben, und die Jugend unterweisen, insonderheit den Umgang mit denen Frantzosen.

Den

Den vierzehenden December langten wir vor Barsebas, einem kleinen unserer Völckerschafft annoch zuständigen Orte an, wo sehr übel anzulegen ist. Den siebenzehenden schifften wir an denen Malabarischen Cüsten hin, allwo es viele Städte längst dem Ufer des Meeres giebet. Die Frantzosen haben eine schöne Colonie darauf, davon die Indianische Gesellschafft den gantzen Nutzen ziehet. Endlich warffen wir den fünff und zwantzigsten gemeldeten Monats in dem Haven der schönen und prächtigen Stadt Goa Ancker, welche die Vornehmste unter allen ist die wir in Indien besitzen: Wir begrüßten die Festung mit unserer gantzen Artillerie.

Der Eingang in den Haven ist ein angenehmer Fluß so breit als der Tajus, er beströmet die Stadt, und ergüsset sich unterhalb der Festung in die See. Um den Haven herum befinden sich unterschiedene Bollwercke, welche mit einer grossen Anzahl metallener Canonen, die sich wohl auf drei hundert Stück belauffen, besetzet sind. An der rechten Seite des Havens stehet ein prächtiges Capuciner-Closter, welches mit vielen vergoldungen und vortreflichen Gemälden versehen, auf einer Höhe sehr wohl erbauet ist. Die Mauern sind so weiß, daß sie einem die Augen verblenden, wenn die Sonnen-Strahlen drauf fallen. An der Seite lieget ein weitläufftiger Garten, der mit allen Früchten und Blumen des Landes reichlich versehen ist. Unten an dem Garten siehet man längst der See die schönsten Spatzier-

Gänge, und zwei Schritte davon lieget eine kleine Festung mit zwölff Stücken besetzet, die Fläche des Wassers und den Ausfluß des Flusses zu bestreichen.

An der lincken Seite dieses Flusses ist eine zehn bis zwölff Fuß dicke und zwantzig Fuß hohe Mauer aufgeführet, welche den gantzen Haven einschlüsset, mit gnugsamer Artillerie und Schuß-Scharten versehen ist, und gantz gemächlich vier tausend Mann bedecken kan. Diese Mauer schlüsset sich an ein eben also besetztes Bollwerck, dergleichen es noch viele mehr giebet, welche einander alle bestreichen und den Zugang schwer machen; ausser der ordentlichen Besatzung an Soldaten werden auch sehr viele Hunde gehalten, welche vor dem denen Holländern dermassen den Rückweg gewiesen, daß sie seit derselben Zeit keine Lust bezeuget wieder zu kommen. Die grosse Festung beschützet den gantzen Haven, und bestreichet auch die See auf tausend Schritte, das Wetter mag seyn wie es wolle. Darüber stehet ein ander Closter derer Jacobiner denen Capucinern entgegen und eben so ausgeputzt, von einer vortrefflichen Aussicht, denn man kan von da ohne Fern-Gläser sieben bis acht Meilen weit in die See, die Schiffe erkennen.

Die Flagge unserer Völckerschafft stehet auf einer von diesen Cüsten; sie werden gewöhnlicher massen bald hoch bald niedrig gestellt, so offt man Schiffe in der See siehet, ihnen dadurch eine Losung zu geben. Dieser Haven ist auf drei bis

vier

vier Meilen höchstens von Goa gelegen, wohin man vermittelst der Fluth innerhalb zwei Stunden kommen kan. Es können darinne 150. Schiffe geraumlich Ancker werffen, und haben nicht die geringste Gefahr, auch in dem hefftigsten Stürmen, an einander zu stossen. An denen Ufern zu beiden Seiten stehen eine Menge Lust-Häuser, allwo sich das Frauenzimmer von Stande, die von ihren Einkünfften leben, und auf Portugiesisch Fidalquas genennet werden, an Fest-Tagen auf schön ausgeputzten Gondeln und Schaluppen erlustigen. Weil sie nun ihre Männer, welche an Eifersucht alle Manns-Personen in Europa übertreffen, in der Stadt in einer beständigen Sclaverei halten, und ihnen nicht erlauben vor die Thüre zu gehen, wenn sie nicht selbst darbei sind, oder zum wenigsten einige liebe getreue des Mannes zu Begleitung haben, also lassen sie auch, wenn sich dieselben nicht dabei befinden, das Kalb recht aus, und nehmen sich vielmehr Freyheit heraus, welches sie ausser Zweiffel nicht thun würden, wenn man sie nicht mit einem so ausserordentlichen Zwange hütete.

Diese Lust-Häuser, wo sie sich mit ihren Freundinnen und Anverwandten an Fest-Tagen zu ergötzen Erlaubniß haben, sind die ordentlichen Sammel-Plätze, wenn sie sich unter einander wohl verstehen, vor ihre Liebhaber, sich daselbst in der besten Musse mit ihnen zu besprechen. Der Umgang der Männer ist diesen Damen nicht unangenehm, wie es mir und einem Frantzosen

schien, als wir die Stadt mit einem Capuciner unserm Schiffs-Prediger besuchten, dessen Gegenwart unserer Neugierigkeit, sich mit einigen von denenselben, die uns am schönsten und aufgeweckte sten vorkamen, in ein absonderlich Gespräch einzulassen, sehr hinderlich war. Weil ich von Geburt ein Portugiese, so erleichterte diese Eigenschafft meinen Zutritt bei ihnen um ein grosses, und die Ehrerbietigkeit, welche die Männer vor alle Mönche haben, verschaffte mir die Freiheit in ihrer Gegenwart mich ihren Weibern zu nähern, und in ein Gespräch mit ihnen einzulassen; allein eben dieselbe ausserordentliche Ehrerbietung und Andacht dieser Leute verderbte alle unsere Anschläge, die ich mir bei Erblickung so vieler Schönheiten, deren Regungen denen meinigen nicht ungleich zu seyn schienen, etwas freier vorgestellet hatte. Mein Gefährte der Frantzose war nicht so gewissenhafft, und ob er gleich kein Wort Portugiesisch konnte, so spielte er doch einen Verliebten, und suchte einige Freiheiten zu erschnappen, welche ihm sehr theuer zu stehen gekommen seyn würden, wenn der Capuciner und ich ihm nicht sehr ernstlich vorgestellet hätten, seine unzeitige Lebhafftigkeit einzuschräncken.

Unter der Menge Bürger und Bürgerinnen, welche zusammen lieffen uns zu sehen, sich vor dem Capuciner auf die Erde warffen, ihm auf das eifrigste um seinen Seegen ersuchten, und mit der grösten Andacht seine Rosen-Cräntze, Bilder und Agnus Dei annahmen, erblickte ich eine jun-

ge

ge Fidalque, die ich noch nicht vor zwantzig Jahre alt hielt, allein so schön, von einem so edlen Gange, und unschuldiger Gesichts-Bildung, daß ich alle meine tugendhaffte Entschlüssungen fahren ließ, und von einer hefftigen Bewegung angetrieben wurde mit ihr zu reden. Ich konnte dieser Versuchung nicht Widerstand thun, und schlich mich ohnvermerckt nach ihr zu: als sie merckte daß ich sie suchte, bezeigte sie mir deswegen keinen Widerwillen, sondern sie neigte sich vielmehr nach mir zu, mich desto besser zu verstehen, und antwortete mir mit einer solchen Lebhafftigkeit daß ich mich darüber verwunderte; allein sie verwunderte sich noch mehr als ich, da sie sich umwandte und ihren Mann erblickte, der ihr nachgeschlichen war: allein sie ließ sich dieses nicht irre machen, ob sie mir gleich anfänglich ein Zeichen mit denen Augen gab, welches ihre Furcht bemerckte, daß dieser Eifersüchtige gehöret haben möchte, was wir miteinander geredet. Ihr fertiger Verstand veränderte augenblicklich das Gespräch, und an statt mir auf meine Frage zu antworten, so fuhr sie auf recht schlecht Portugiesisch fort, wir sind selten gewohnt dergleichen heilige Mönche aus Europa zu sehen, darum muß man sich über unsere Neubegierde nicht verwundern, und ob wir gleich unter einen andern Himmel, als die Christen in Europa leben, so haben wir doch eben dieselbe Andacht, eben dieselbe Religion und beten eben denselben GOTT an; seyd doch also so gütig und bewegt diesen ehrlichen Pater mir eine Reliquie zu ge-

ben, die ich verehren und als eine Kostbarkeit bewahren kan.

Kaum hatte diese geistreiche Person die letzten Worte geendet, als mich iemand von hinten zu mit Gewalt bei dem Arme zoge: ich glaubte anfänglich es würde ihr Mann, oder ein anderer von seiner Partei seyn, der auf diese Art unsere Unterredung stören wollte; allein so geschwind als ich mich umdrehete erblickte ich den andern Capuciner von unserm Schiffe, der gleich ankam, und weil er mich bei der schönen Fidalque stehen sahe, sich durch die Menge des Volckes durch gedrungen hatte, mich aus diesem, seiner Meinung nach vor mich und den Frantzosen gefährlichen Handel zu ziehen, weil er unsere Schwäche bereits erkannt habe und befürchtten mochte, daß ich in eine Verwirrung fallen könnte, daraus mein Verstand mir zu helffen nicht hinlänglich wär; ich ersuchte ihn, ohne ihm Zeit zu lassen mich anzureden, diesem andächtigen Frauenzimmer einige Reliquien zu geben, allein sie war wie ein Blitz verschwunden, und wir konnten nicht begreiffen, wo sie hingekommen. Aller Wahrscheinligkeit nach hatte sich ihr Mann diese kurtze Zeit zu Nutzen gemachet, sie mit solcher Geschwindigkeit wegzuführen, welches uns eine grosse Verwunderung verursachte, unserm Capuciner aber Gelegenheit gab mir einen Verweiß wegen meiner Unbedachtsamkeit, und gute Rathschläge meiner künfftigen Aufführung zu geben, weil ich noch einige Zeit zu Goa bleiben sollte.

Ich ließ meine Gesellschafft nach dem Schiffe zurück gehen und ich wendete die übrige Tages-Zeit an, mir ein Nacht-Lager auszusuchen, traff auch eine sehr gute Gelegenheit an, und ließ meine gantze Gerätschafft dahin bringen. Denn andern Tag früh putzte ich mich wie ein kleiner Stutzer, nahm meine Brieffschafften nnd Vollmacht aus Lissabon in meine Tasche, und machte mich auf den Weg meine Tante aufzusuchen. Zum Glück war es nicht weit von meinem Quartier wo sie wohnte, ich vernahm aber nicht ohne Bestürtzung daß sie vor einem halben Jahre gestorben war, und als eine grosse Verehrerin der Mönchs-Kappe, des Rosen-Crantzes, und derer dreien Orden des H. Franciscus, denen Clöstern so diese Andacht bei ihr erwecket, ansehnliche Vermächtnisse verlassen, auch überdieses ihre Bedienten alle reichlich belohnet hätte, daß die übrige Erbschafft nicht von grosser Wichtigkeit seyn würde. Als der Abend heran kam gieng ich gantz voller Gedancken und schwermütig nach meinem Quartier, nicht daß ich ihr Bezeugen in Ansehung ihrer Leute gemißbilliget hätte, denn es ist nichts billiger als diejenigen, welche uns lange Zeit wesentliche Kennzeichen ihrer Zuneigung und Treue zu erkennen gegeben haben, zu belohnen, allein was den ersten Articul in Ansehung derer denen Priestern und Mönchen hinterlassenen Beschenckungen anbetraff, so fand ich denselben ein wenig zu hart, und stand in der Einbildung, daß man mit wenigern Unkosten seelig wer-

den könnte. Doch hütete ich mich wohl dieserwegen das geringste Mißvergnügen mercken zu lassen, dieses wär genung gewesen mich in die Inquisition zu bringen, welche allhier viel erschrecklicher, als in einem Orte der gantzen Welt ist; Denn die Anbringer sind dabei auch Zeugen, deren Namen und Stand man niemals erfähret, weil die gantze rechtliche Ausführung auf eine blosse eidliche Aussagung ohne die geringste Vernehmung und gegen einander Stellung des Angeklagten und Zeugens, ankömmt.

Mein Gemüthe war durch tausenderlei unterschiedener Gedancken beunruhiget, und in dergleichen Zustande kam ich in meinem Quartier an, allwo ich mich zur Abend-Malzeit niedersetzte, denn mich hungerte ungemein starck. Als mich mein ehrlicher Wirth so tieffsinnig sahe, fragte er mich: Was fehlet euch mein Herr? ihr seyd gantz verfallen und blaß: ich eröffnete ihm hierauf was ich erfahren hatte, allein er begehrte mich nicht auszuhören, sondern fiel mir mit einem frölichen Gesichte in die Rede, und sagte, daß er viel klüger als ich wär, weil er in Ansehung meiner Tante etwas viel vortheilhaffteres entdecket hätte. Hierauf erzehlte er mir, daß er seinen Beicht-Vater einen Jesuiten besuchet, und selbigen gebeten ihm einiges Licht in meiner Sache zu geben: Dieser Jesuite, fuhr er fort, ließ mich eine gantze Stunde warten, in welcher Zeit er ausser allen Zweiffel mit seinen Mit-Brüdern zu Rathe gegangen, nach seiner Widerkunfft sagte er mir,

daß

daß er vor diesem die Frau Sagreda (so war meine Tante bei dem Leben ihres Mannes genennet worden) gekennet, sie auch einige Monate seine Beicht-Tochter gewesen, aus Andacht gegen den Rosen-Crantz aber einen Jacobiner an seine Stelle erwählet hätte; daß ihr erster Mann ein lustiger Bruder gewesen, der ihr bei seinem Absterben fast gar nichts hinterlassen, hingegen hätte sich ihr Vermögen mit ihrem andern Manne Sotamayor sehr vermehret, der einer von denen reichsten Handels-Leuten in Goa gewesen, und dessen Vermögen gemeiniglich auf zweimal hunderttausend Ducaten geschätzet worden; es wär auch wahr daß sie vermittelst eines selbst geschriebenen letzten Willens bei ihrem Tode ansehnliche Legaten gemachet, und einen gewissen Aufseher derer Königlichen Gefälle Namens Ovido de las Velas, dem sie ihr Geschmeide und kostbarsten Haußrath verehret, die Vollstreckung ihres letzten Willens aufgetragen; allein er wisse von sicherer Hand daß sich darinne eine gewisse Bedingung befände, welche in sich enthielte, daß sie, daferne sich innerhalb zwei Jahren die Schwester der Verstorbenen, oder ihr Mann, oder ihre Kinder, oder endlich ein anderer naher Anverwandter oder Anverwandtin nicht zu ihrer Erbschafft meldeten, der Vollstrecker dieses letzten Willens und der Pater Jacobiner als Beicht-Vater der Verstorbenen, erstlich freie Hand haben sollten alle ihre liegende Gründe und Vermögen zu gottseel. Stifftungen nach ihren Gefallen

anzuwenden, wobei sie ihnen eine völlige Freiheit gelassen solche zur Aussteuer armer Mägdgen zu gebrauchen, oder Armen- und Buß-Häuser oder dergleichen Sachen zu stifften. Allein der ehrliche Pater Jesuite berichtete mich auch, fuhr mein treuhertziger Wirth gegen mich fort, daß ihr ohne Verzug zu dieser Sache thun, und euch ja hüten sollet vor derer zwei genannten Thüren dießfalls anzuklopffen, nemlich bei Ovido de las Velas und dem Pater Jacobiner, welche sich mit einander vereinigen und euch lange bei der Nase herum führen möchten. Wenn es euch beliebet, setzte er hinzu, so will ich euch Morgen zu diesem ehrwürdigen Pater begleiten, wenn er von der Mittags-Malzeit kömmet, und ich vermuthe daß er euch Dienste thun wird, denn er schien mir ein wenig empfindlich darüber, daß eure gute Tante seinen Orden in ihren letzten Willen vergessen hat.

Ich bedanckte mich gegen meinen Wirth wie billig, wegen seiner Bemühung und Vorsorge. Aber er, seine Frau und ich wurden lustig, und er erzehlte mir seine Lebens-Geschichte, welche ich mit wenig Worten vorbringen will.

Historie eines Frantzosen, der sich in Goa niedergelassen.

Er war ein Frantzose von Geburt und zwar aus eben der Provintz, welche mein verstorbener Vater vor sein Vaterland erkannte, allein von einem Orte, welches man nach seinem Berichte das Land der Weißheit nannte. Ursprünglich war er aus der Stadt Bayeux ein Sohn eines reichen Handwerckmanns. In seiner Jugend war

war er ein rechter Liederlich, und zwar in solchem Grade, daß seine Mutter und ihr anderer Mann, den sie nach dem Tode seines Vaters wieder geheiratet hatte, mit einander einig wurden den jungen du Ligneul, (also hieß mein Wirth,) sich von Halse zu schaffen, und so weit weg zu schicken, daß man nicht viel mehr von ihm reden sollte. Sehet wie sie es anfingen.

Mein Stieff-Vater, sagte mein Wirth zu mir, gab eine Reise nach Mont Saint Michel vor, sich eines Gelübdes zu entledigen: er ersuchte mich ihm Gesellschafft zu leisten, welches ich willig annahm, denn ich war munter auf denen Beinen und lieff gern: ich mochte damals ohngefehr zwantzig Jahre alt seyn. Wir machten uns also auf den Weg, waren guten Muths und liessen uns nichts abgehen, kamen auch glücklich nach Mont Saint Michel; mein Stieff-Vater hieß Jude, hätte aber viel eher Judas heissen sollen, legte seine vorgegebene Gelübde ab, und nahm hierauf den Weg nach Nieder-Bretagne. Wo wollen wir hin, fragte ich ihn? Ich will nach Port-Louis, war seine Antwort, einen Menschen aufzusuchen, welcher mir rechtmäßiger Weise eine ansehnliche Summe schuldig ist, mir aber tausenderlei krumme Sprünge machet sich von der Zahlung loßzuhalfftern, ihr werdet doch vermuthlich nicht von mir gehen, setzte er hinzu, ihr bekommet ein Land zu sehen, das ihr noch nicht gesehen habet; ich willigte in alles, was er verlang-

te, und endlich erreichten wir des Abends sehr späte Port Louis.

Den andern Morgen früh war mein Stieff-Vater, weil ich noch schlieff, ausgegangen, und kam erstlich gegen eilff Uhr wieder; ich war kaum aufgestanden, so schickte er mich in die Messe und hieß mich in der Stadt umsehen. Ich kam nach einer Stunde zurück, und fand einen gedeckten und wohl besetzten Tisch; mein Stieff-Vater und ein anderer Mann, welcher wie ein See-Officier aussahe, speiseten bereits, ich mußte mich diesen Officier gegen über setzen, den ich vor den bemeldeten Schuldner hielt, und fing treuhertzig an zu essen, denn ich hatte grossen Appetit.

Die Malzeit endigte sich endlich nach einer ziemlichen Dauer, und gegen Abend gab mir mein Stieff-Vater einen Brief an diesen Officier zu bestellen: die Aufschrifft lautete an Herrn Paquier Schiffs-Hauptmann des See-Löwens. Ich glaubte nicht, daß dieses eben derselbe wär, mit dem ich gespeiset hatte, und argwohnte über dieses nicht das geringste. In kurtzer Zeit befand ich mich am Bord dieses Schiffes, allwo ich diesen Officier so gleich erkannte, welches mir einen Schauer erweckte: nach Lesung des Briefes, sagte er zu mir. Es ist gut, gleich sollen sie euch Hemden bringen, und wenn der Wind ein wenig kühle wird wollen wir diese Nacht unter Segel gehen. Ich war anfänglich über diese Erklärung so bestürtzt, daß ich nicht ein einiges Wort vorbringen konnte: endlich fragte

ich

ich den Officier nach abgewischten Thränen und weniger Erhohlung, was er damit sagen wollte. Was ich damit sagen will, fragte er mich? wie, mein Freund, wollet ihr eine so weite Reise thun, als wir vorhabens zu unternehmen sind, und kein weiß Zeug zum Wechsel haben. Was vor eine Reise, erwiederte ich? Wahrhafftig, wisset ihr denn nicht, nach Ost-Indien. Bei diesen Worten fiel ich auf einen Kasten und vergoß einen gantzen Strom Thränen; ja ich betrübte mich dermassen, daß ich mir gerne das Leben genommen, wenn ich nur einiges Gewehr gehabt hätte. Der Hauptmann that alles was er konnte mich zu trösten, und endlich eröffnete er mir wie mir mein Stieff-Vater diesen ihm ähnlichen Streich gespielet, und er mit ihm einig worden, mich mit nach Indien zu nehmen, und daselbst zu lassen. Mein liebster Herr, sagte ich mit Umfassung seiner Knie zu ihm, ich bitte euch um GOttes Willen, lasset mich ans Land setzen, und ich verspreche Mittel zu finden euch das vor mich versprochene Reise-Geld zu bezahlen. Alles dieses ist unnöthig, gab er mir zur Antwort, gebet euch nur zu frieden, alle euere Bitten sind überflüßig, und ich bin allzureichlich bezahlet worden, als das ich euch frei lassen sollte. Ich merckte also, daß ich mir diese Reise würde gefallen lassen müssen.

Die folgende Nacht giengen wir unter Seegel und in etlichen Monaten kamen wir zu Surate an, allwo mich mein Hauptmann an einen Juden verkauffte, welcher mich gantzer zwei Jahre

als

als den elendesten Sclaven, der iemals auf der Welt gewesen, hielt, und sich Jsouf nennte. Als ich endlich seine Grausamkeit nicht länger zu ertragen vermochte, faßte ich den Vorsatz ihm zu entlauffen. Zu solchem Ende entwendete ich ihm einige goldene Pagoden, kleidete mich in seiner Frauen Kleider, und machte mich ziemlich weit von Surate in Sicherheit. Als ich solcher Gestalt im Felde herum irrte und nicht wußte was ich vor einen Weg nehmen sollte, begegneten mir zwei Schwartze, welche mich vor eine Frauens-Person hielten und Unzucht zumuthen wollten, in welchem Vorsatze und Meinung sie um so viel mehr bestärcket wurden, weil ich nicht zwei Haare auf dem Barte hatte, in der That hat sich die Natur in diesem Stücke nicht sehr freigebig gegen mich bezeuget, wie ihr selbst sehen könnet. Von Worten wollten meine Schwartzen zur That schreiten, allein ich zog unter meinem Rocke ein Pistol und einen Dolch hervor, mit welchen ich mich versehen hatte, und drückte mein Pistol so wohl ab, daß ich damit einen von diesen Vermessenen zur Erde warff.

Als der andere seinen Spieß-Gesellen tödtlich verwundet sahe, suchte er das Weite, allein ich verfolgte ihn auf dem Fusse; mein Glück fügte es, daß er, als er durch ein kleines Holtz lauffen wollte, strauchelte und zur Erde fiel, wodurch ich Zeit gewann ihn einzuholen: Stehe Schelm, schrie ich ihm zu, dein Leben ist verlohren, wenn du mir nicht den Weg nach einen Christlichen

Wohn-

Wohn-Platze zeigest: er gehorsamte mit Zittern und nachdem wir einige Meilen zurück geleget, brachte er mich an einen kleinen Portugiesischen Flecken, allwo ein kleines beladenes Schiff nach Goa Seegelfertig lag. Hier sehet ihr, sagte er zu mir, auf was vor Art ich hierher gekommen, worauf mich ein Fidalque, dem ich einige Jahre treue Dienste geleistet, in Stand setzte mein liebes Schätzgen zu heiraten, die ihr vor euch sehet, und welche mir gut war. Sie war damals Wittwe und hatte hübsche Ducaten nebst einer wohlbestellten Haußhaltung, und dieses alles ist allen andern Menschen nöthig. Allein ich sehe, daß es spät ist und ihr müde seyd, ich euch auch vielleicht mit meiner Erzehlung verdrüßlich gewesen bin: Lasset uns noch eins trincken und darauf zu Bette gehen, welches wir auch unverzüglich ins Werck setzten.

Ich schlieff die gantze Nacht durch sehr wohl, denn mein Wirth hatte mein Gemüthe ein wenig beruhiget: wir speiseten um eilff Uhr, und um zwölffe führte mich mein Wirth zu dem ehrwürdigen Pater Suarez seinen Beicht-Vater. Ehe wir an die Closter-Thüre anklopfften, giengen wir in die Kirche des H. Pauls, welche darzu gehöret, und allwo das Grab des H. Franciscus Xaverius sich befindet, welches wie der gantze Rest der Kirche sehr schön und prächtig ist; hierauf klopfften wir an und liessen uns anmelden. Der ehrwürdige Pater erschien ohne Verzug und gieng auf mich loß mich zu umarmen, als

wenn

wenn er mich schon lange gekannt hätte. Die Unterredung währte ziemlich lange, anfänglich fragte er mich nach neuen Zeitungen aus Europa, er thate tausend Fragen wegen derer zur selben Zeit darinnen herrschenden hohen Häupter an mich, welche ich so gut als ich konnte beantwortete, und bekannte daß ich in Ansehen der Staats-Sachen gantz unerfahren wär, ihm aber um so viel bessere Nachricht von allen geben könnte, was zu meiner Zeit in Lissabon vorgegangen, indem ich mich mehr um mein Studieren als um die Absichten und Interesse derer Europäischen Printzen bekümmert.

So habet ihr also die Welt-Weißheit gehöret, fragte er mich; Ja, mein ehrwürdiger Pater, war meine Antwort, ich habe allen meinen Fleiß darauf gewendet: Wie ist es gekommen, daß ihr keine Lust empfunden ein Mönch zu werden, dieses ist ein sehr vollkommener Stand, ausser Zweiffel habet ihr keinen Beruff zum geistl. Stande, GOTT muß hier die Hand anlegen; und überhaupt so müssen in der Staats-Verfassung dieses sämmtlichen Welt-Gebäudes allerhand Stände seyn. Jetzo wollen wir von euern Geschäfften reden, ihr seyd hierher gekommen, die Erbschafft euer Frau Tante abzuholen, ist es nicht wahr? Habet ihr alles mitgebracht, was zur Bestätigung eures Standes nöthig ist?

Hierauf zeigte ich ihm alle meine Briefschafften, darunter der Heirats-Contract meines Vaters und meiner Mutter, ein Auszug wegen des To-

Todes meines Vaters, mein Tauff-Schein, eine Vollmacht von meiner Mutter, welche gehöriger maassen vor einem öffentlichen Schreiber ausgestellet war, meine Mündig-Sprechung, viele Zeugnisse, daß ich der eintzige Erbe meiner Eltern, und andere unterschriebene, besiegelte und zu Recht beständige Papiere befanden, deren Erzehlung den Leser nur verdrüßlich machen würde. Nachdem der ehrwürdige Pater die Augen auf mich geworffen, so fragte er mich, und Geld zur Ausführung eueres Anspruches habet ihr gnungsam? Meine Mutter hat geglaubet, versetzte ich, daß meine Reise bezahlet werden würde, und ich also nur etwas weniges Geld nöthig hätte meiner Tante nicht überlästig zu seyn, welche sie noch am Leben vermuthete; überdieses setzte sie voraus daß sie viel Liebe vor mich haben und mich nicht auswärts wohnen lassen würde, gab mir aber dennoch einen Brieff an einen Kauffmann in dieser Stadt mit, welcher mir im Fall ich nicht wohl empfangen und aufgenommen würde, zu meiner Rückreise nach Europa behülfflich seyn sollte. Er fragte mich nach dem Namen des Kauffmanns, ich nennte ihn; darauf wiederhohlte er alles, was er den Tag zuvor zu meinem Wirthe gesaget hatte, und beschloß, daß er vorher dem Herrn Ovido de Lasvelas, als Vollstreckern des Testaments, von meiner Ankunfft Nachricht wolle geben lassen, ehe er mich demselben vorstellte, um zu sehen, wie er solches aufnehmen würde: vor allen Dingen hütet euch, fuhr er fort, allein zu

ihm zu gehen, und ihm eure Briefschafften ausser einer guten Gesellschafft zu zeigen: ich sage euch dieses nicht ohne Ursache; allein lasset mich nur machen. Ich habe eine gewisse Dame zur Beicht-Tochter, welche eine vertraute Freundin seiner Gemalin ist, ich will durch dieselbe Erkundigung einziehen, wie er gesinnet. Jetzo gehet, und kommet in einigen Tagen wieder, denn ich will euch dienen; ich sehe euch allhier als eine Adeliche Waise an, die kein Vermögen hat, von Rechts wegen aber ein ansehnliches bekommen sollte: Lebet wohl, ich empfehle mich euerm Gebete: auf diese Art ließ er uns von sich.

Das übrige dieses Tages, und die folgenden besahe ich die Merckwürdigkeiten dieser Stadt. Mein Wirth und ich giengen nach dem Pallaste des Vice-Königs, allein der Eingang ward uns verwehrt. Man hält es vor ein Wunderwerck des Landes, und man erlaubte uns dasselbe von aussen zu besehen, und seine Lage hat ein vortreffliches Ansehen. Die Ernsthafftigkeit derer Einwohner zu Goa ist viel grösser als derer vornehmsten Standes-Personen in Europa, und viel lächerlicher als derer Spanier; wenn sie über die Strassen gehen rauchen sie entweder Toback, oder kauen beständig Betel, welches so groß als eine Muscaten-Nuß ist; sie theilen solches in vier Theile und wickeln jedes absonderlich in ein grünes Blat, so sie Harac nennen, und so breit und gestaltet ist als ein Blat von Birn-Baume, wozu sie zugleich ein wenig Kalck thun, der von Meer-

Mu

Muscheln bereitet ist; dieser Safft machet ihnen die Lippen und die Zähne roth, sie geben dieses vor eine Schönheit aus, und ihr Speichel ist beständig so roth als Blut, ja die meisten machen auch die Nägel an denen Fingern damit roth: man wird herrlich bewirthet, wenn bei ihren Besuchen an statt der Confecturen dergleichen in einem grossen Becken vorgesetzet wird, davon ein ieder nach Belieben nehmen kan; sie verschlucken es niemals sondern lassen es im Munde hin und wieder gehen. Sie sind sehr mäßig, und verwenden nicht viel auf Gast-Gebote; sie seynd beynahe alle in seidnen Zeug, Taffent, Satin, Damast, oder andern schwartzen Stoff gekleidet, sie tragen gantz leichte Schuhe auf Marockische Art ohne Strümpffe und gehen allzeit mit blossen Schenckeln. Sie sind trotzig, ruhmrätig, aufgeblasen, und meistentheils unerträgliche Prahl-Hänse, indem sie sich vor die besten Soldaten von der gantzen Welt halten; und in währenden Gehen tausenderlei Stellungen und Mienen machen, wodurch sie ihren Hochmuth und Eitelkeit zur Gnüge verrathen.

Die Weiber haben ungemein mehr Geist als die Männer. Sie haben gemeiniglich eine allzu lange und nicht allzu gute Gestalt, allein davor haben sie fast durchgängig unvergleichlich schöne und gläntzende Augen voller Feuer. Wenig darunter haben eine zarte Haut, allein eine grosse Menge haben sie sehr glat und die ordenlichsten Lineamenten. So eingezogen und ernsthafft

Ihre Männer öffentlich, so freundlich und gefällig sind sie ins besondere; sie stellen sich tugendhafft, und nehmen auf der Strasse ein Hauffen verstellte Geberden, Mienen und einen Gang an, den die Europäer kaum erleiden können; Sie machen sich einen Ruhm daraus die Schönheit ihrer Schenckel und Gestalt ihrer Füsse sehen zu lassen, daher dieselben kaum halb in ihre goldene u. silberne Schuhe oder Pantoffeln gehen. Sie sind ungemein prächtig gekleidet, und tragen Hals- und Armbänder von denen schönstē Perlen, Diamanten, oder andern kostbaren Edelgesteinen, welche unter der ziemlich dünnen Kappe, die ihnen über den Kophff hänget, und dadurch man die Schönheit ihrer Hände und Arme, worüber sie niemals Handschuhe anziehen, gar wohl erkennen kan, hervorblitzen: sie sind denen Frantzosen so wohl als ihre Männer nicht gehäßig, begegnen denselben auch viel besser als denen Holländern, welche sich durch gantz Indien sehr schlecht gegen sie bezeuget haben.

Die weitläufftigen Beschreibungen, so bereits von der Stadt Goa heraus gekommen, verhindern mich an einer weitläufftigern Erzehlung aller Sonderheiten; ich begnüge mich dasjenige erwähnet zu haben, was ich in Ansehung ihrer Lage, Befestigung, unschätzbaren Reichthums, ihrer grossen Handlung, Schönheit derer Gebäude, darunter die meisten vergoldet sind, ihrer schönen und breiten Strassen, ihrer kostbahren und reichen Basars oder Märckte, des Uberflusses

flusses derer Eß-Waaren, und der Neigung und Sitten derer Einwohner angemercket.

In währender Erwartung der Zeit, da ich meinen Jesuiten wieder besuchen sollte, machte ich mit einem Fidalquen Bekanntschafft, welcher viel Freundschafft gegen mich bezeigte. Weil er wußte, daß ich wegen der Erbschafft meiner Tante mit Ovido de las Velas zu thun hatte, so sagte er zu mir, ich muß euch die Lebens-Geschichte dieses ehrlichen Mannes erzehlen, welcher nicht allzeit so reich gewesen, als er ietzo ist. Er ist sein Glück einem Namens Garcias de Sylva schuldig, der eben die Bedienung vor ihm bekleidete, die er ietzo besitzet, und ihn vor seinen Geheim-Schreiber oder ersten Gevollmächtigten annahm. Dieser Garcia de Sylva war ein denen Ergötzligkeiten im höchstem Grade ergebener Mann, und es hat wohl niemand ein wollüstiger Leben als er geführet; er hatte viel Lust-Häuser auf dem Lande, allwo die Pracht die Augen blendet, und wo er seinen Leidenschafften ein Gnügen schaffte: Hier bekam Ovido von Las-Velas die ersten Begriffe von einem sorglosen und ruhigen Leben, u. wo er sich die Freundschafft seines Herrn dergestalt zu erwerben wußte, daß er endlich sein aller Vertrautester und derjenige Canal ward, durch welchen alle seine Wohlthaten abflossen.

Zu der Zeit, da Oviedo zu Garcia de Sylva kam, war der letztere in eines Procurators Tochter verliebt, die er in der Kirche gesehen hatte. Er schätzte sich mitten bei seinem Uberflusse und allen

Vergnügungen unglücklich, weil er nicht mit diesem Mägden zu reden kommen, und ihr dasjenige erzehlen konnte, was die Verliebten ziemlich uneigentlich ihre Marter nennen; dieses brachte ihn zur Verzweiflung; der treue Bediente Ovido, welcher die Unruhe seines Herrn, und derselben Ursprung gemercket hatte, gieng zu ihm, und gab ihm die Versicherung, daß er ein Mittel zu seiner Befriedigung wisse; er eröffnete solches, und Garcias de Sylva fand es gut und sinnreich ausgesonnen: es bestand darinne, daß Ovido sich zu dem Procurator als Schreiber oder ein Kostgänger unter dem Vorwande sich in Führung derer Rechts-Sachen zu üben und fester zu setzen, ins Hauß machen, und mit dem von seinem Herrn erhaltenen Gelde einen starcken Aufwand und sich dadurch ein Ansehen machen sollte.

Dieser verstellte Schreiber befand sich kaum in des Procurators Hause, als seine Gelehrsamkeit dadurch einen neuen Glantz bekam, und man in seinem Hause nichts als Ergötzligkeiten sahe; die Ruhe des Schlaffes ward durch die beständigen Nacht-Musiquen, welche Ovido anstellte, unterbrochen, und bei ihm arbeitete eine eifrige Begierde der Leidenschafft seines Herrn ein Gnügen zu thun.

Unvermerckt bekam des Procurators Frau einen Gefallen an dem neuen Schreiber; sie war eine Frantzösin wie ihr Mann ein Frantzose, und ich weiß nicht auf was vor Art sie sich hier niedergelassen: Dem sey aber wie ihm wolle, so hatten

diese

diese Leute so wohl als ihre Tochter einen sonderbaren Wohlgefallen an denen Ergötzligkeiten, und im gantzen Hause hörte man nichts als den Namen Oviedo, weil iedermann von ihm Vortheil hatte.

Er gab dem Herrn Garcia von diesem guten Anfange Nachricht, welcher zu besserm Fortgang dieses Unternehmens es seinem Gevollmächtigten an keinem Gelde mangeln ließ; er nöthigte ihn auch eine Spatzier-Fahrt nach einem von seinen Lust-Häusern anzustellen, und erhielt von seinem Lieblinge die Versprechung. Zu diesem Ende brachte er die Frau des Procurators und ihre Tochter gantz geschickt darzu, um eine Discretion mit ihm zu spielen, und verlohr mit allem Fleisse, daher er sie, sich von seiner Schuld zu befreien, ersuchte eine Spatzier-Fahrt mit ihm auf das schönste und angenehmste Land-Hauß in der gantzen Gegend um Goa herum, zu thun.

Die Mutter nahm das Wort auf und gab ihm gantz höfflich zur Antwort, daß es unbillig wär, wenn ihm eine blosse Höfligkeit so theuer zu stehen kommen sollte; der zum antworten fertige Schreiber sagte hierauf, daß, wenn sonst keine Hinderniß im Wege stände, diese gar leicht zu heben sey, zumal da der Herr des Hauses ein Freund seines Vaters wär, und er dessen gewöhnliches Fuhrwerck haben könne. Der Procurator, welcher von Natur ein wenig eifersüchtig und argwöhnisch war, bezeugte einen grossen Widerwillen gegen diese Spatzier-Fahrt, allein seine

Frau und Tochter erwiesen ihm so viele Liebkosungen, biß sie die Erlaubniß von ihm erhielten. Ovido gab seinem Herrn unverzüglich von dieser Zeitung Nachricht, welche ihn in die vergnügste Entzückung versetzte, und mit Anbruch des Tages war der Wagen fertig.

Weil Garcia de Sylva wegen seiner allzugrossen Zuneigung vor das weibliche Geschlecht sehr beschrieben, so hatte Ovido seinen Namen gegen den Procurator mit gutem Vorbedachte verschwiegen, allein der Frau und Tochter hatte er selben vertrauet, daher vergassen sie an ihrer Kleidung und Ausputze nicht das geringste, so ihre Schönheit erhöhen und sie der Aufmerckfamkeit des Herrn von Hause, wohin sie zu reisen gedachten, würdig machen konnte. Unterdessen machte ihnen der verschlagene Schreiber, sein Spiel desto besser zu verbergen, unter Wegens weiß, er glaube nicht, daß sie ihn antreffen würden, weil sehr wichtig eingelauffene Geschäffte ihn gar leicht in der Stadt zu bleiben nöthigen könnten.

Unterdessen näherte sich das Fuhrwerck, welches ziemlich fort gieng, dem anmuthigen Lust-Hause des Herrn Garcia. Das Frauenzimmer erstaunte anfänglich darüber, daß eine Privat-Person einen so bezauberten Pallast besaß; allein dieser wollüstige Herr empfand eine gantze andere Erstaunung, als er aus seinem Fenster die Tochter des Procurators erblickte, deren reiche Kleidung durch eine unvergleichliche Schönheit

noch

noch mehrern Glantz bekam. Anderer Seits stellte der ohngemein kostbar gekleidete Oviedo vielmehr einen Edelmann als einen Schreiber vor. Er fragte bei dem Eintritte, ob sich Garcia de Sylva gegenwärtig befände, und als ihm mit Ja geantwortet ward, so bezeugte er seine Freude darüber gegen das Frauenzimmer, und saate zu ihnen, daß sie die allergroßmüthigste und höflichste Person vornehmlich gegen das Frauenzimmer, vor welche er eine gantz besondere Ehrerbietung hegte, zu sehen bekommen würden.

Sie hatten nicht Zeit darauf zu antworten, den in dem Augenblicke kam der Herr von Hause, und führte sie nach freundlicher Begrüssung in Person in den Garten, ihnen darinne die schönsten Plätze zu zeigen. Das gantze Gebäude zeigte nichts als Anmuth. War das äusserliche prächtig, so war das innere noch viel prächtiger, und das Frauenzimmer ward mehr als einmal durch die Schönheit derer Schildereien und die Pracht des übrigen Haußraths ausser sich selbst gebracht. Man kan sich das Vergnügen des Garcias leicht einbilden: wenn er seinem Hertzen allein hätte folgen dürffen, so würde er dasselbe gar bald bei der Tochter der Procuratorin ausgeschüttet haben; allein er mußte eine bequeme Gelegenheit erwarten, wenn er nicht seine Hoffnung verlieren wollte, die ihm nicht so ungewiß zu seyn schiene.

Unter diesen Uberlegungen hatte Garcia de Sylva mit dem Frauenzimmer das aller-

kostbarste Zimmer betreten, und schickte nach dem Schlüssel zu einem verschlossenen Alcoven. Nach Anlangung des Schlüssels gerieth man in eine angenehme Bestürtzung, weil dasjenige, so man vor einen Alcoven ansahe, die Thüre zu einem grossen Saale war, darinne man die allerkostbarste Malzeit antraff. Die Damen waren über so viele Wunder-Dinge gantz entzückt, sie bezeigten ihre Bestürtzung daß man ihnen mit so vielem Vorzuge und Höfligkeit begegnete, zumal da sie den Herrn Garcia nicht weiter zu kennen die Ehre hätten, als was ihnen Oviedo von ihm gesaget; Endlich kamen sie auf den rechten Einfall, und muthmasseten unter dieser Begegnung ein Geheimniß, davon ihnen die Ursache unbekannt war. Als man sich zur Taffel setzen wollte, sagte Garcias zu ihnen, meine Damen, ihr werdet diese Malzeit ziemiich beschwerlich zu bringen müssen, denn ich habe keinen Laquai hier und bin ohne eines Menschen wissen gantz allein hierher gekommen; und da man sich die Hände waschen sollte, drehete Garcia nur die Hand um, so sahe man eine unzählige Menge allerhand wohlrüchender Wasser springen, welche die Anmuth dieses Hauses gnungsam an Tag legten. An denen vier Ecken der Taffel standen vier grosse silberne Gueridons, auf deren iedem ein grosses Becken von gleichem Metall stande, darinne der auserlesenste Wein, Limenade und andere kostbare Getränckе in Silber vergoldeten kleinen Fäßgen standen. Das Gast-Gebot gereichte

dem

dem Geber zum Ruhme, welcher der Procuratorin bekannte, daß er auf der Welt nichts schöneres als ihre Tochter gesehen hätte, und sich darauf gegen Oviedo bedanckte, daß er ihm diese angenehme Bekanntschafft verschaffet hätte. Dieser verstellte Kuppler wußte bei dieser Gelegenheit seine Person ungemein wohl zu spielen.

Als Garcia sahe, daß sich die Damen nur noch des Wohlstandes wegen an der Taffel befanden, so gieng er mit ihnen herunter und ließ sie die schönen Gegenden um sein Hauß sehen, worauf er sie wieder in Garten führte, darinnen sie einige Spatzier-Gänge thaten. Die Procuratorin sagte dem Oviedo, daß es Zeit wär wieder nach Hause zu fahren, und dieser gab Garcia Nachricht davon. Anfänglich zeigte er ein ungemeines Mißvergnügen über diesen Abschied, unterdessen erwieß er doch der Mutter grosse Höflichkeiten, und sagte zu ihr, daß sie freie Macht habe alles zu thun, was ihr gefiele, weil er ihr die völlige Herrschafft in seinem Hause überlassen habe, und ließ sie darauf mit eben demselben Fuhrwerck, darauf sie gekommen waren, wieder nach Hause fahren.

In währenden nach Hause fahren fragte Oviedo die Frauens-Personen, ob sie dasjenige, was er ihnen von Garcia vorher gesaget, nicht alles wahr gefunden, und ob Garcias, welcher ein ungemeinen Reichthum besäß nicht sein Geld auf die vergnügteste Weise von der Welt verthäte, und sich durch diese Lebens-Art eine gantz ungemeine

meine Menge Freunde erworben habe. Die Procuraterin stimmte mit allen überein was der Schreiber sagte, und bedanckte sich auf das verpflichteste wegen derer ihr erwiesenen Höfligkeiten. Das Gespräch wär weiter fortgesetzet worden, wenn sie sich nicht so gleich vor ihrer Hauß-Thüre befunden hätten: man mußte also eine gesetzte und ernsthaffte Miene annehmen, das bei dieser Spatzier-Fahrt genossene Vergnügen um so viel besser zu verbergen.

In währender Zeit die Procuraterin mit ihrem Manne in Gespräche begriffen war, wendete Garcia alle Kräffte seines Verstandes an eine List auszufinden, die ihm bei seiner unordentlichen Liebe dienen konnte: endlich fand er eine, welche er auch zur Ausübung brachte, nachdem er solche seinem Vertrauten erst kund gemachet hatte, welcher seiner Seits nicht ermangelte der Tochter zu sagen, daß sie sich sehr betröge, wenn sie nicht gewahr worden wär, daß Herr Garcias eine ungemeine Liebes-Neigung gegen sie hege; vor seine Person aber sein möglichstes that sich in der Gunst der Mutter feste zu setzen.

Zwei oder drei Taae nach dieser Spatzier-Lust, besuchte Garcia den Procurator, welchem er sagte, daß er eines geschickten Sach-Führers nöthig habe, und daß der Ruff von ihm, ihn dahin bewogen, ihn an die Stelle seines ordentlichen zu erwählen. Der Procurator ahmte in diesem Stücke dem meisten Theile seiner Mit-Brüder nach, welche durch tausenderlei Höfligkeiten Clienten an

sich

sich ziehen, sie aber hernach wenn sie selbige am nöthigsten haben und ihre Sachen am schlimsten stehen, verlassen; er bezeugte dem Garcia grosse Verbündligkeit, und fragte worinne seine Sache bestände, von dem andern aber darauf zur Antwort erhielt, daß er zur Erklärung aller Umstände einen gantzen Tag Zeit haben müßte. Hierauf ward der Procurator auf diese Rechts-Sache begierig, und versprach alle andere fahren zu lassen die seinige mit besserm Fleiß und Nachdrucke alleine zu führen. Garcias bedanckte sich davor, und nahm Abschied; allein solches geschahe bloß, zu einem guten Freunde zu gehen, welchem er eine Handschrifft auf eine ansehnliche Summe Geld ausstellete, und darinne den Tag geändert und seine Hand verstellet hatte. Weil dieser Freund sein Vorhaben wußte, so ließ er selbe nach seinem Bitten so gleich anweisen: einige Zeit drauf kam er wieder zu dem Procurator, welchem er erzehlte, daß man eine erschreckliche Betrügerei wider ihn vorgenommen, daß man seine Hand nachgemachet, und Geld von ihm fordere das er nicht schuldig wär. Der Rechtsverständige vergrösserte diese Sache, und sagte daß die That hangens würdig wär, man müßte die Urheber davon nachdrücklich bestraffen, und er wolle so gleich hingehen und den förmlichen Anfang der Klage machen.

Unter diesem Vorwande, kam Garcia alle Tage zu diesem Sachwalter, allein dieses geschahe allzeit, wenn er vor Gerichte war, da er denn in

seiner

seiner Abwesenheit die Frau besuchte, allwo er die Tochter iederzeit zu sehen bekam. Man empfing ihn allzeit mit vieler Geflissenheit, und der Schreiber unterhielt die Frau geschickt im Gespräche, damit Garcia seine verliebten Blümgen desto leichter bei der Jungfer anbringen konnte, welche ihrer Seits gegen ihres gleichen ungemein trotzig war, weil sie sich von Garcia bedienet sahe, welcher ihr beständig etwas von seinen Liebes-Flammen vorschwatzte. Man muß wissen, daß Oviedo, der seinen Herrn in die Tochter des Procurators verliebt sahe, sich in dessen Frau gleichfalls verliebte, und weil sie alle Lustbarkeiten und Galanterien ungemein hochhielt, darinne er auf Unkosten des Garcia verschwenderisch war, so fing sie an vor ihn etwas mehres als eine blosse Hochachtung zu haben.

Endlich erschien die Zeit, da die Tochter des Procurators eine wahre Liebe gegen Garcia von Sylva zu empfinden anfing. Sie hatte zugegeben sich vor ihn abschildern zu lassen, dagegen verlangte sie sein Bildniß, welches er ihr in einem mit Diamanten besetzten Behältnisse zusendete. Der Wahrheit gemäß muß man bekennen, daß ohne eine gantz besondere Gnade eine Bürgerliche selten denen Reitzungen eines Crösus Widerstand thut.

Dieses junge Mägdgen, welche sich in kurtzer Zeit im Stande sahe mit denen vornehmsten Weibern der Stadt in gleichen Paare zu gehen, ließ sich dadurch überreden, und fand sich ieder-

zeit

zeit aus einer blinden Gefälligkeit, weswegen die Mutter straffbar war, auf das allergenauste an denen bestimmten Sammel-Plätzen ein.

Ich übergehe die Folgen einer allzuschmutzigen Historie billig mit Stillschweigen, damit ich zum Schlusse komme, welcher darinne bestand, daß Garcia von Sylva, nach einem kurtzen und schändlichen Leben, von Schwelgerei und Wollust gantz ausgemergelt, in weniger Zeit starb, und weil er keine Erben hatte, Oviedo de Las-Velas alle seine völlige Verlassenschafft durch einen letzten Willen iedoch unter der Bedingung vermachte, daß er die Tochter des Procurators heirathen sollte, welche Garcia so schändlicher Weise gemißbrauchet. Sehet, sagte derjenige zu mir, bei welchem ich meinen Besuch ablegte, die Eigenschafft eines Mannes, mit dem ihr zu thun habet, glaubet nur, daß er alles so weit hinaus spielen wird, als es ihm möglich ist: ihr habet euch mit ihm auf alle Art in acht zu nehmen; ihr verstehet mich, machet euch solches zu Nutzen.

Nachdem ich mich gegen meinen großmüthigen Fidalquen wegen derer mir ertheilten guten Nachrichten bedancket, begab ich mich wieder nach Hause, allwo ich bei guter Musse alles, was ich gehöret hatte, genau überlegte, und weil ich dabei erkannte, daß ich mit einem berühmten Betrüger zu thun, so nahm ich mir vor genau auf meiner Hut zu seyn, und bei Nacht-Zeit niemals auszugehen. Solches geschahe nicht deswegen, daß ich mich mit meinem Degen nicht sattsam zu

ver-

verteidigen getrauet haben sollte, wenn man mich von vorne angriff; allein ich fürchtete mich vor dem Dolche oder einem Stosse von hinten.

Die von meinem ehrlichen Pater Jesuiten mir bestimmten vier Tage waren verflossen, ich gieng zu ihm, und er machte mir eine sehr genaue Beschreibung von allem, was ich in Ansehung des Oviedo erfahren hatte. Alles, was man euch gesaget hat, ist noch nichts, sagte er zu mir, gegen demjenigen, was er zu thun fähig ist; allein wir wollen davon abbrechen, wir sind nicht deswegen beisammen ihm sein Urtheil zu machen: Die Dame, davon ich mit euch geredet habe, hat ihm eure Ankunfft Gesprächs-weise vermeldet, er hat darüber erschrocken geschienen, und ihr geantwortet, daß es ihm lieb seyn würde euch zu sehen, weil er glaubet euch leichtlich hinter das Licht zu führen. Die Dame, welche ich unterrichtet, fuhr der ehrwürdige Pater fort, hat ihm hierauf versichert, daß ihr der wahre Vetter des Herrn von Avila, (so war der Name des andern Mannes meiner Tante) wäret, und sie euch bei dem ehrwürdigen Pater Olivarez, einen Ordens-Manne aus unserer Gemeinschafft, angetroffen hätte, an welchen ihr von unserer Gesellschafft in Lissabon auf das nachdrücklichste wäret recommendiret worden. Als Oviedo solches gehöret, war seine Antwort gewesen, daß er diese Tage über sehr wenig in der Stadt auszugehen habe, und euch unerschrocken erwarten wolle. Ich rathe euch also, mein Sohn, sagte der Pater

Suarez

Suarez zu mir, Morgen nach Mittage um zwei Uhr zu mir komen, und alle eure Briefschafften mit zu bringen, welche ihr einem geschickten Procuratoren, der nur zwei Schritte von hier wohnet, übergeben sollet; ich will selben holen lassen, und stehe euch vor ihn; mit selben sollet ihr zu Oviedo gehen, als wenn ihr eure Aufwartung bei ihm abiegen wolltet, unser ehrwürdiger Pater Olivarez wird euch gleichfalls dahin begleiten. Dieser erste Besuch soll eine pure Höfligkeit vorstellen, ohne etwas von euerer Erbschafft zu erwehnen, es ist besser, daß er selbst davon anfängt, und wenn er denn eure Brieffschafften zu sehen verlanget, so soll ihm euer Procurator dieselben zeigen. Ich sehe nicht was vor ietzo anders zu thun ist.

Ich stattete bei diesem Ordens-Manne vor seinen heilsamen Rath, und mir so gütig zugestandenen Schutz tausend Danck ab; und ich ermangelte nicht mich des andern Tages zu bestimmter Stunde bei ihm einzufinden. Der Procurator und der ehrwürdige Pater Olivarez erwarteten meiner; unsere Unterredung dauerte eine gantze Stunde, in währender derselben ich meinem Procurator meine Brieffschafften einliefferte, und dagegen auf Befehl meines Beschützers einen Schein von ihm erhielt; hierauf begaben wir uns, unserer viere an der Zahl, denn der Pater Olivarez hatte noch einen Bruder aus dem Convent mitgenommen, um drei Uhr zu Oviedo.

Oviedo und seine Gemalin empfingen uns ungemein wohl: Der Pater Olivarez führte vor mich das Wort, als er mich denselben vorstellte, ich bringe euch hier, sagte er zu Oviedo, einen jungen Edelmann aus Lissabon, einen Vetter der verstorbenen Frau von Avila, welcher vor Begierde brennet euch seine Ehrerbietung zu bezeugen und um die Ehre euerer Freundschafft zu bitten. Er ist in der grösten Verzweiflung seine liebe Tante nicht mehr an Leben zu finden, und wenn wir sein Gemüthe nicht ein wenig beruhiget hätten, so würde er nicht im Stande gewesen seyn heute vor euch zu erscheinen. Oviedo antwortete gantz gütig auf dieses Compliment, unterdessen konnte man doch gar leicht erkennen, daß sein Hertz nicht mit dem Munde übereinstimmte. Die Unterredung währte lange, und gieng lange Zeit auf die in Europa vorgehende Geschäffte, worauf er mich um den Zustand und Wohlbefinden dieser und jener Herren in Lissabon befragte. Unter währenden Gespräche gab man nach Gewohnheit Betel in einem grossen silbernen Becken herum, welches aber die beiden Jesuiten so wenig als ich anrührten: man trug auch Wein herum, davon aber gleichfalls niemand als der Procurator einen Tropffen kostete. Nachdem wir lange genung geplaudert, und der Pater Olivarez sahe, daß Oviedo die Frage wegen der Erbschafft nicht auf die Bahne bringen wollte, so gab er mir ein Zeichen Abschied zu nehmen; weil ich nicht gleich die Deutung dieses Zeichens

begriff, u. die Freundin des Jesuiten meines Beschützers, welche sich zum Zeitvertreib mit der Gemalin des Oviedo in ein Geschwätz eingelassen hatte, in meinem Gesichte einige Aehnligkeit mit meiner verstorbenen Tante entweder in der That, oder nur zum Spaß zu finden meinte, weshalben sie zu des Oviedo seiner Gemalin sagte, was düncket euch von dem Gesichte des Herrn von Biervillas, mir kömmt es vor als wenn er einige Züge der Verstorbenen hätte, und des Oviedo Gemalin drauf versetzte, es ist wahr, er hat ihre Nase, und etwas in denen Augen: so erneuerte diese Anmerckung das bereits abgebrochene Gespräch. Solches kurtz zu machen, so fragte Oviedo nach meinen Briefschafften welche ihm mein Gevollmächtigter vorlegte; Nachdem Oviedo dieselben obenhin angesehen, so fing er darüber eine lange Rede an, deren gantzer Innhalt dahinauslieff, daß meine Tante an zwei Clöster sehr ansehnliche, ingleichen an ihre Bediente und andere Personen ziemliche Legate vermachet, welche dasjenige, so mir natürlicher Weise hätte zukommen müssen, um kein geringes vermindert, überdieses glaubte er doch in Ansehung der Land-Güter, daß mir nach Abzug aller erforderlichen Unkosten wohl ein zwantzig tausend Ducaten übrig bleiben könnten; allein dieses wäre keine Sache, so gleich gethan wäre, indem wohl acht bis neun Monate verstreichen könnten, ehe man die hin und wieder stehende Gelder zusammen brächte; weil ich aber von Hause entfernet und als ein junger Mensch

doch immer etwas Geld benöthiget seyn würde, so wollte er mir hertzlich gern ein tausend Ducaten biß zum Ausgang der Sache vorschüssen, wobei er mir überdieses seine Taffel anbot, welcher ich mich nach Gefallen ja auch alle Tage, wenn es mir anständig, bedienen könnte, weshalben er mich auch nebst meinem Advocaten den andern Tag zur Abend-Malzeit einladete. Ich danckte ihm tausendmal vor sein großmüthiges Anerbieten, ich entschuldigte mich wegen der geschehenen Einladung auf Morgen mit der Vorstellung, daß ich die Einsamkeit liebte, und allein zu speisen gewohnet wär, welches meinem Advocaten wie ich merckte, nicht allzuwohl gefiel; hierauf beurlaubten wir uns bei Sr. Herrligkeit.

Als wir wieder bei denen Jesuiten zurück gekommen waren, erzehlte der ehrwürdige Pater Olivarez meinem großmütigen Beschützer, dem Pater Suarez unsere gantze Unterredung von Worte zu Wort, und nach vielen vor und wider mein Bleiben in Goa überlegten Gründen, ward man endlich einig, daß in Ansehung der Gemüts-Eigenschafft des Oviedo mein langer Auffenthalt in dieser Stadt, nicht anders als gefährlich seyn könnte; daher müßte ich die von diesem Manne angebotenen tausend Ducaten nehmen, davon ich einen Theil zu Goa lassen, mit dem übrigen aber auf einige Zeit eine Reise nach Indien vornehmen könnte. Dieser Schluß war nach meinem Geschmack, also war weiter keine Frage, als

die

die tausend Ducaten zu bekomen, und ein Schiff zu finden, so bald auslauffen würde.

Zum Glück fand ich eines, welches nach unterschiedenen Haven Ladung hatte, und in acht oder zehen Tagen unter Seegel gehen sollte; ich gab meinem lieben Beschützer so gleich Nachricht davon, welcher mir durch Vermittelung des Pater Olivarez die tausend Ducaten verschaffte, welche Oviedo auf meine Quittung dem Ansehen nach gantz willig auszahlte. Mit diesem und demjenigen Gelde, so ich annoch hatte, schaffte ich mir das nöthige zu meiner Reise an; ich ersuchte den Pater Suarez einen Theil davon nebst meinen Brieffschafften, welche ich mir von dem Advocaten hatte zurück geben lassen, bei sich zu behalten, und nachdem ich mit solchen Ausdrückungen, welche meine Erkenntligkeit am stärcksten an Tag legten, mich gegen ihn bedancket, und mich seinem Gebete empfohlen hatte, nahm ich Abschied von ihm.

Den Abend zuvor, ehe ich zu Schiffe gieng, nahm ich gleichfalls von meinem Wirth und von meiner Wirthin Abschied; es schien als wenn mich diese ehrlichen Leute mit Liebkosungen und Höfligkeiten ersticken wollten; ich versicherte sie daß ich mir die Rechnung machte unter GOttes Hülffe mit Ausgang des Jahres wieder bei ihnen zu seyn: Dieses beruhigte sie, und hemmete ihre Thränen. Mein Wirth wollte mich mit aller Gewalt in das Schiff begleiten, welches ich den 19. Hornung des siebenzehenden hundert und

achtzehenden Jahres bestieg. Es hieß der Phönix und war mit zehen oder zwölff Canonen bewaffnet; es befanden sich wohl fünff und siebentzig Personen theils Weisse, theils Schwartze darauf, davon die meisten der Handlung wegen an unterschiedenen Orten zu verrichten hatten, welches mir Hoffnung machte viel Länder zu sehen zu bekommen.

Vier Tage nach Lichtung unserer Ancker giengen wir vor einer Bai vorbei woran eine grosse Festung lag, welche einem Malabarischen Fürsten zugehörte. Ich zehlte hundert und zwantzig Gabarren, oder Malabarische Barquen, welche in Begriff standen, auf das erste verspürte Zeichen eines Angriffs, die Flucht zu nehmen. Man erzehlte mir, daß die Malabaren so halßstarrig wären, sich eher mit ihren Gabarren in Grund zu bohren oder zu verbrennen als sich zu ergeben; und wenn einer von ihnen zum Gefangenen gemachet würde, und seine Freiheit wieder erhielte, so sähen sie ihn alle als eine nichtswürdige verzagte Memme an, und ihr Fürst verdammte ihn, als einen Menschen, der des Lebens wegen seiner Zaghafftigkeit unwürdig ist, zum Tode. Dieser feste Vorsatz entweder zu siegen oder zu sterben, brächte ihnen gemeiniglich über alle, welche sie angriffen, den Sieg zu wege: wir sahen längst der Malabarischen Cüste viele angezündete Feuer, welche die Schwartzen zur Warnung anzünden sich auf guter Hut zu halten. Wir seegelten hinter einen kleinem Schiffe drein, welches

wir

wir wegen des hellen Wetters auf drei bis vier Meilen vor uns gewahr wurden, und Franciscus, welcher gantz nahe dran war, schickte ihm einen Canonen-Schuß zu, es dadurch zu zwingen unsere Flagge gehörig zu grüssen.

Als aber der Hauptmann des kleinen Schiffes sich noch nicht demüthigen wollte, so ward noch ein Schuß gethan, welcher ihm das Band an seinem Sporn wegnahm, und das Borgsprit ein wenig beschädigte, dieses bewegte ihn seine Schaluppe in See zu lassen, und an den Bord unsers Schiffes zu kommen, welches er mit Abfeuerung vier schlechter eiserner Canonen begrüsete, worauf wir ihn, nachdem er sich als ein Freund unserer Völckerschafft zu erkenneu gegeben hatte, seinen Weg fortseegeln liessen. Es war ein Kauffmann, der mit Specereien handelte, und selbige nach Surate führte.

Nach dieser Verrichtung setzten wir unsern Lauff fort, und kamen in dem Gesichte eines sehr artigen Fleckens am Ufer des Meeres an, davon ich den Namen vergessen habe. Man treibet daselbst Handlung mit Gewürtz und feiner Leinwand; man findet daselbst alle Arten von wilden und zahmen Thieren, auch trifft man allda die schönsten Früchte, als Pomerantzen, Citronen, Cocos-Nüsse und Mirabolanen an. Die Lebens-Mittel sind sehr wohlfeil. Weil wir uns ein wenig aufhielten, so hatte ich Gelegenheit die Einwohner des Landes zu besehen; welches die allerwohlgestaltesten auf der gantzen Malabari-

schen Cüste sind; allein es sind auch die allerboßhafftigsten, und größten Strassen-Räuber. Ihre Weiber sind zuthätig und verhurt, und nehmen die Europäer mit in die Häuser, ohne daß ihre Männer ein Wort darwider sagen. Sie sind nicht eigennützig, und wenn sie reich wären, würden sie denen Fremden, die ihnen gefielen, Geschencke genung machen.

Den letzten Hornung warffen wir unter Paniani Ancker, allwo man uns einige Eß-Waaren um guten Preiß verkauffte, als Früchte und frische Fische, welche wir gegen Toback und einige Sols von unserer Müntze eintauschten. Der Fischer griff ohngeacht des schlechten Werths höchst begierig nach dem Gelde, und verwahrte es mit solcher Freude, als wenn es lauter Pistolen gewesen wären; er gieng höchst-vergnügt von uns und wünschte uns tausend Seegen. Man erzehlte uns, daß die Mauren alle Jahr ein grosses Fest feierten, so den sechsten Mertz angieng, und sich erstlich in achtzehen Tagen endete, in welcher Zeit sie eine unzählige Menge Canon-Schüsse thäten.

Dieses Land gehöret Somorin, oder dem König von Calicut, der ein sehr mächtiger Fürst ist. Die Völcker, so ihm unterthan sind, sind von einem sanfftmüthigen und höflichen Naturel: sie besitzen vielmehr Leutseeligkeit und Geschicklichkeit als die andern Malabaren. Sie folgen beinahe alle der Mahometanischen Religion, und haben viel Gebräuche, die nicht im Alkoran ste-

hen,

hen, worunter auch dieses Fest, davon ich gleich Erwehnung gethan, zu zählen. Paniani ist die Haupt-Stadt dieses Königreichs. Einer von meinen Reise-Gefährten sagte mir, daß er eines von ihren Festen gesehen, und machte mir folgende Erzehlung davon.

Man suchet einen freien und ebenen Platz von einem grossem Umfange aus, diesen umgiebt man mit einem Graben, der vierzehen biß funffzehen Fuß breit und eben so tieff ist, in welchen sich der König mit denen Printzen und seinem Hoff-Staate, ingleichen das sämmtliche Volck einfindet: Die Leib-Wachten und Soldaten machen ihre Ubungen mit der Musquete, halben Pique, und Hellebarte, sie schüssen mit dem Bogen, tantzen, und fodern einander heraus über den Graben zu springen, damit das Lager umgeben ist, sie ringen mit vieler Fertigkeit, und lauffen um die Wette; allein der überwundene büsset allzeit sein Leben unglücklich dabei ein, deñ wenn bei Springung über den Graben einer hinein fällt, so ist er im Augenblick mit Pfeilen bedecket, welche die andern auf ihn loß drücken. Wenn er todt ist, ziehen sie ihn heraus, legen ihn zur Schau, und ein ieder spottet und beschimpffet den entleibten, weil er eine Sache unternommen hat, die seine Kräffte überstiegen, und werffen ihm vor, daß er den Tod mit allem Rechte verdienet habe, daß er mit dem Könige und denen Printzen auf eine solche Art sein Gespötte gehabt. Diese letztern haben ihre absonderliche Zimmer in dem Lager, und

ihre Bediente gleichfalls von Leinwand gemachte Hütten.

Alle Tage wird der König auf einem erhabenen Trag-Sessel, (Palanquin) rund um das Lager herum getragen, dabei ihm alle Printzen und seine Hoff-Bediente begleiten, auf solche Art Erkundigung einzuziehen wie viele Waffenfähige Mannschafft er in seinem Königreiche hätte, welche er in ein groß Buch, so zwei Mauern auf einer Trage tragen einschreiben lässet. Alle Familien seines gantzen Reiches müssen sich dabei einfinden, und es ist eine allgemeine Versammlung derer Stände dieses Fürstens, wobei sie Freiheit haben, in seiner Gegenwart Festins anzustellen, zu tantzen, und andere Ubungen zu treiben, daß man diesem Feste eine ziemliche Aehnligkeit mit denen alten Lantzen-Rennen und Turnieren zuschreiben kan, darinne gleichfalls die geschicktesten und stärcksten allzeit eine Belohnung bekamen.

Es giebet gewisse Narren darunter, welche sie in ihrer Sprache, des Lebens Uberdrüßige oder Verzweiffelte nennen, welche, ausser Furcht vor dem Tode, den König um Erlaubniß bitten sich mit einem von seiner Leib-Wacht aus Liebe zu ihm in einen Zwei-Kampff einzulassen, und vor ihrem Tode, ihre Tapfferkeit zu erweisen. Der König giebt ihnen die Erlaubniß diese von seiner Leib-Wache zu wählen welche sie wollen, und wenn die Wahl geschehen gehet der Kampff mit Säbel-Streichen an, wobei sie einander

stück-

Stückweise zerhauen, biß einer davon zur Erde fällt; behält die Leib-Wacht den Sieg, so wird er durch das gantze Lager getragen, wobei er seinen blossen Säbel in der rechten seines Feindes aber in der lincken Hand träget; behält aber der Verzweiffelte die Oberhand, und hat die Leib-Wache des Königs getödtet, so hauen in alle andere von der Leib-Wacht in Stücken, in währender Zeit werden Feuer-Wercke angezündet, die Canonen gelöset, alle Trommeln gerühret, und die Trompeten, welche über anderthalb Ellenbogen lang sind, geblasen. Sehet dieses sind die vornehmsten Gebräuche bei diesem Feste, welches nach der eingeführten Barbarischen Gewohnheit allzeit vielen Elenden das Leben kostet.

Die Mannes-Personen in diesem Lande sind gemeiniglich kurtz, allein starck und gute Soldaten, in Ansehung ihrer Waffen-Ubungen, weil sie beständig mit ihren Nachbarn in Kriege verwickelt sind, und dieser Fürst immer etwas mit denen Königen von Malabar und Canonor etwas zu schlichten hat; denn ob gleich sein Königreich keinen weiten Umfang hat, so ist es doch zu Anschaffung einer guten Anzahl Soldaten volckreich genung. Sie sind von Natur nicht eifersüchtig, allein strenge Beobachter ihrer Gesetze so wohl geistlicher als weltlicher.

Ihre Policei zwinget die Weiber zu keiner allzuordentlichen Aufführung, es müßten denn welche von höchsten Stande seyn, welchen erlaubet ist so viel Männer zu nehmen, als sie von ihrem

Ver-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/127 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Vermögen erhalten können, eben auf solche Art nehmen sich die Männer nach der Vergleichung ihrer Einkünffte Weiber; allein so wohl dem einem als anderm Geschlechte ist bei Straffe des Todes verboten, sich mit einem Manne oder Frau von geringern Stande als der ihrige ist, in einen vertraulichen Umgang einzulassen, und wenn iemand ertappet wird wider dies Gesetze gehandelt zu haben, so läſſet sie der König alle beide ins Gefängniß setzen, und nach erlangter Erkundigung ihres Verbrechens, verdammet er sie nebst ihren nähesten Bluts-Freunden zum Feuer.

Die Gleichheit des Standes bei Liebes-Händeln wird nicht weiter erfordert, als in so weit die Weiber dadurch zu sehr erniedriget werden; denn Manns-Personen von Stande können Weiber von viel höherer Geburt als sie sind, lieben, ohne Befürchtung der geringsten Gefahr. Leute von geringern Stande sind nicht so Gewissenhafft, und dasjenige, was man bei uns an Jungfern und Frauen vor schändlich und ehrloß hält, ist bei ihnen nicht einmal unehrbar; denn die Väter und Mütter machen nicht die geringste Schwerigkeit ihre Töchter in ihrem zärtlichsten Alter denen Fremden zu ihrem Willen zu überlassen, ja sie thun es auch mit ihren Weibern, welche sie einander so gut als ihre Töchter leihen. Der Vorwand, den sie zu Rechtfertigung dieser Ruchlosigkeit vorwenden, bestehet darinne, daß ihnen GOTT eine unabhängliche Gewalt über ihre Weiber und Kinder gegeben, selbige zu allen

was

was sie nöthig hätten, zu gebrauchen. Die Frauen sehen viel besser aus als die Männer, und sind eben so uneigennützig als verhurt.

Die Söhne des Königs folgen ihm nicht auf dem Throne, sondern seiner Schwester Söhne oder Vettern; weil er seiner Meinung nach nicht weiß wer Vater zu seiner Frauen Kindern ist, da er hingegen versichert ist, daß seiner Schwester Söhne gewiß seine Vettern sind; also heiratet auch der älteste Printz allzeit seine Muhme, oder in dessen Abgang der andere. Zu meiner Zeit hatte dieser König zwei Söhne, welche der mir gegebenen Versichrung nach, weder in ihrer Kleidung noch in ihrer Bedienung vor seinen Unterthanen einen Vorzug hatten, vielweniger erwiesen ihnen dieselben die geringste Ehrerbietung, weil man sie nicht als Erben des Königreichs ansahe.

Dieser König hat seinen Sitz ordentlich zu Pamiani. Sein Pallast ist von Ziegelsteinen mit Leime oder Thone gebauet, hat einen kleinen Umfang, und gleichet vielmehr einer bürgerlichen Meierei als einem Schlosse. Die beste Kost und niedlichsten Gerüchte dieser Könige sind gemeiniglich Eier-Kuchen oder harte Eier, Milch, in Wasser gekochter Reiß, und etliche Cocos-Nüsse oder Bananen.

Von diesem Orte wendeten wir unsere Seegel nach Alicote, einer kleinen Stadt im Königreich Cananor, welche an einem Flusse gleiches Namens lieget. Wir hielten uns kurtze Zeit an die-

diesem Orte auf, wir setzten unsern Lauff fort und schifften bei dem allerschönsten Wetter längst denen Malabarischen Cüsten hin, welches eine sehr weite Strecke ausmachet. Endlich langten wir bei dem Capo Comorin, einem sehr hohen Gebürge im Gesicht der Insul Ceilan an, woran wir zu unsern Unglück einige Zeit einschifften, denn wir wurden bei nahe alle mit der Bräune befallen, die durch den starcken Geruch der Zimmet-Rinde auf der Insul verursachet ward, welche die Schwartzen im Lande damals gewöhnlich verbrannten, damit sie einer gewissen Völckerschafft, die sich wider Willen des Königs daräuf niedergelassen hatte, den daraus habenden Vortheil entzögen. Diese Kranckheit ist sehr gefährlich, viele Personen starben daran, und meistentheils alle, welche sich zur Ader gelassen hatten. Anfänglich nimmet sie die Kehle ein, verhindert das Athem holen, und zwar so starck daß man weder essen noch trincken und mit genauer Noth einige Tropfen Brühe hinunterbringen kan. Sie dauert gemeiniglich zwölff biß vierzehen Tage; allein durch die fleißige Vorsorge unseres Schiffs-Wund-Artztes, der ein sehr geschickter Mensch war, starb niemand mehr als ein Schiff-Junge.

Unser Hauptmann war Willens in einen Haven von dieser Insul Ancker zu werffen, allein er änderte auf einmal seine Meinung und seegelte nach der Cüste Coromandel, zu Tranquebar einige Waaren an Land zu setzen, welches eine sehr arti-

artige und angenehme denen Dänen zugehörige Stadt ist. Sie ist offtmals von denen Wilden ausgeplündert worden, allein ietzo ist sie davor sicher und im Stande eine förmliche Belagerung auszuhalten. Es flüsset ein schöner Fluß vorbei, sie ist mit Mauern umgeben, und ausser einen Casteel mit vierzehen oder funffzehen Bollwercken versehen, darauf sich gnugsame Canonen befinden. Die Besatzung bestehet aus Dänen und Schwartzen, welche Tag und Nacht Wache halten. Die Eß-Waaren sind darinne sehr guten Kauffs. Wir blieben fünff oder sechs Tage daselbst und versahen uns mit allem nothwendigen. Ein Ochse oder Kuh durch die Banck kostet an diesem Orte nicht mehr als sieben oder acht Frantzösische Pfunde, ein Schwein viertzig oder funfftzig Sols, Hüner zwei oder drei Sols; ein Maaß weisser Reiß, so viertzig Pfund wäget, kauffet man vor zwantzig Sols, und das übrige nach Vergleichung.

Fische giebt es allhier in solchen Uberflusse, daß man vor einen Fanu der fünff Sols Europäischer Müntze gilt, einen Lachs, der so groß als der gröste, und fast sechtzig Pfund wäget, kauffen kan. Der Toback ist gleichfalls sehr gemein, und wächset an manchen Orten des Landes ungesäet und ungepflantzet. Man hat alle Arten von Früchten, und vornemlich Ananas, Yagon, Pampelmon, grosse Weintrauben, Manguen und Bananen. Hülsen-Früchte wachsen im Uberflusse; man hat Wasser-Melonen von ei-

nem

nem Muscaten-Geschmack die weiß und roth sind, man isset sie wie Birnen oder Aepffel. Man findet auch süsse und saure Citronen daselbst, unvergleichliche Pomerantzen, eine Menge Tonarinden und Caßia, Cocos-Nüsse und Palmen-Aepffel, daraus man Wein machet, und andere Bäume, welche die Einwohner Farv und Merv nennen, und gleichfalls eine Art Wein daraus machen.

Es giebet auch daselbst noch eine andre schöne Frucht, welche Yaques heisset, und wie ein Kürbis wächset. Diese Frucht wäget gemeiniglich zwantzig bis dreißig Pfund, man isset sie, wenn sie gelb wird, sie hat einen Muscaten-Geschmack, und wenn sie allzureiff wird, stincket sie wie alter Käse, sie hat drei Finger dick Fleisch, und ihre Schaale ist voller spitzigen Stacheln als ein Igel; die Körner, so sie einschlüsset, sind eines Daumens groß, und schmecken, wenn sie in der Asche gebraten werden, wie Maronen oder Castanien. Aus dieser Stadt auf der Cüste Coromandel kommen die schönen Zitzen, und andere gestreiffte und geblümte Cattune von allerlei Art, davon man in Franckreich und Engelland einen so grossen Uberfluß findet. Die allerfeinste kömmet aus Bengala und wird zu Mazulipaten gemachet, allwo man die Waaren nach Ellen und Clafftern ausmisset.

Das Land ist ungemein anmuthig, die Einwohner sind wohl gemachet, allein verzaate Memmen nnd Müßiggänger, ihre Weiber sind un-

ungemein verhurt, und lieben die Fremden sehr, deren Umgang sie sich durch tausenderlei Vorwand zu verschaffen wissen. Die Jungfern brachten uns auf ihren Köpffen vortreflich frisch Wasser zu, welches sie auf drei Viertel-Meilen weit hohlten, und vor vier Cachis verkaufften, welches eine Land-Müntze so wohl als die Fanos, Rupien, Reichs-Thaler und goldene Pagoden, ist. Ein Fano gilt vier und zwantzig Kas, ein Rupien zwei und dreißig Schillinge, der Reichs-Thaler einen Thaler, und eine Pagode fünff biß sechs Frantzösische Livres. Andere brachten uns Milch, frische Butter, Toback und Früchte, ohne eine andere Belohnung als einige Freundschaffts-Bezeugungen zu fordern. Man kan leicht urtheilen, ob uns unser Auffenthalt daselbst angenehm gewesen.

Die Einwohner auf Coromandes sind meistentheils abgöttische Heiden. Ihre Pagode in Tranquebar ist ein von Ziegel-Steinen erbauter Tempel, so alt, daß er einem alten in die Erde gesunckenen Stein-Hauffen ähnlich siehet; in dieser Pagode ist ein Altar, auf ieder Ecke desselben ist ein Bild ihrer Götzen und des Teufels zu sehen, welche sie nebst der Sonne, dem Monden, denen Sternen, einem Pferde, einem Elephanten, einem Hahne, und viel andern Thieren anbeten, welche rund um in der Pagode abgemahlet stehen, die Tag und Nacht mit einer grossen Menge Zinnern- und Mesinaener Lampen erleuchtet ist. Die Turen sind beständig verschlossen, und die

Schwartzen halten Tag und Nacht sehr genaue Wache davor, und verwehren denen Christen den Eingang. Unterdessen kam ich dennoch durch Hülffe eines Mauriſchen Kauffmanns hinein, der in grossen Ansehen unter ihnen stand, und dem ich einige Edelgesteine abgekauffet hatte.

Unter dem Dache der Pagode, welches nicht sehr erhaben ist, befindet sich eine grosse Anzahl Vögel von allerhand Arten, welche daselbst ihre Nester bauen und Schutz suchen, ohne daß es iemanden erlaubet wär dieselben zu fangen oder zu verjagen. Es giebt Weyhen und Raben darunter, welche nach dem Glauben der Mauren die Schutz-Engel ihrer Seelen nach ihrem Tode sind; gleichfalls finden sich auch Tauben darunter, und Sperlinge, welche alle untereinander in guter Einigkeit bleiben, ohne daß ihnen die Weyhen Schaden zufügen. Bei dem Eintritt in die Pagode sahe ich einen Wagen mit vier Rädern, auf welchem ein Muster einer nach der Bau-Kunst von Holtz gemachten Pagode stand, es war funffzehen biß zwantzig Fuß hoch, und gieng oben in einer Spitze zusammen, darauf die Fahne des grossen Moguls, der sich Kaiser von Indien nennet, sein Wapen, nebst vieler Könige des Landes und anderer grossen Herren, auch gar derer Kaufleute ihren befand; rund um die Pagode waren allerhand teuflische Figuren gegraben, davon einige Feuer-Flammen aus dem Rachen, denen Augen und Nasen-Löchern von sich warffen, andere aber viele grosse Hörner hatten.

Das

Das Fest dieser tragbaren Pagode wird alle Jahre im Mai Monat gefeiert. Alsdenn schmücket man sie mit gold- und silbernen Brocad und kostbaren Tapeten sehr prächtig aus, wobei sie zugleich mehr als zwei tausend schöne Streiffen von allerhand farbigten und seidenen Zeuge daran binden, welche wenn sie der Wind beweget, denen Feuer-Flammen ziemlich ähnlich sehen. Wenn alles fertig ist wird die Drommel geschlagen, und dadurch einem ieden das Zeichen gegeben sich fertig zu halten, die Pagode des Nachts durch die Stadt zu begleiten. Jedermann leistet diesem Gebote Gehorsam, drei hundert Schwartze ziehen diese kleine Pagode aus der grossen heraus und fahren sie durch die Strassen. Zwölff junge reich gekleidete Mägdgen befinden sich auf dem Gange, der rund um diese Maschine herum gehet, nnd machen in währenden diesem Gepränge, tausenderlei Stellungen und Geberden, sie singen in eine grosse Menge Instrumenten, welches, wie sie sagen, einen ungemeinen Wohlklang machet. Vier starcke Schwartzen tragen auf einer Trag-Baare das Bild des Teufels, welches mit goldenen Stoff, Edelgesteinen und unschätzbaren Kostbarkeiten ausgeschmücket ist, welche die Grossen und Reichen hierzu hergeben; eine grosse Menge Schwartzen mit brennenden Fackeln in der Hand gehen vorher. Diese Fackeln sind von einem grossen mit Zeuge von allerhand Farben umwundenen Stöcke gemachet, welche in Cacos-Oel eingetaucht

sind, welches eine so grosse Flamme machet, die weder Regen noch Wind auszulöschen vermögend ist, dabei aber einen so heßlichen Gestanck verursachet, welchen diejenigen, so ihn nicht gewohnet sind, nicht ausstehen können.

Das Bild ihres Gottes Ram, welches auf eben die Art als des Teufels ausgeputzet ist, und auf einem andern Trag-Stule getragen wird, folget der Pagode. Zwei Braminen, oder Priester ihrer Religion, gehen tantzend, und mit vielen bald auf diese, bald auf die andere Seite gemachten Wendungen mit vielen Mägdgen und Knaben von gleicher Grösse und einem Alter von zehen biß zwölff Jahren hinter drein; ihre gantze Kleidung bestehet in einer Binde um den Leib von feiner Leinwand, die ihre Blösse nur ein wenig bedecket. Die Eltern dieser Kinder halten es sich vor eine Ehre dieselbe mit denen Braminen, welche auf eine wunderliche Art gekleidet sind, tantzen zu sehen. Ihr Haupt-Bund bestehet aus Kuh- oder Pferde-Schwäntzen, das Gesichte, der Leib und die Schenckel sind bloß und gelbe, haben auch weiter keine Kleidung als eine schlechte Binde, dasjenige zu verbergen, was sich nicht zu zeigen geziemet. Sie haben drei grosse und runde Zeichen an der Stirne, ein blaues, ein weisses und ein rothes. Sie tragen grosse goldene Ohren-Gehänge und Hals-Bänder von grossen feinen Perlen; sie schneiden niemals die Nägel von Händen und Füssen ab, sondern lassen sie wachsen und ziehen sie in die Forme eines hal-

halben Mondens. Sie casteien sich auf eine erstaunende Art, und wenn sie müde sind, legen sie sich mitten auf die Strasse nieder und ruhen eine Viertel-Stunde aus.

In währender ihrer Ruhe, stehet iedermann stille, und vier grosse gantz nackende Schwartze halten über den schlaffenden Braminen eine breite Decke schwebend in der Lufft, worauf sie ihren Weg wieder fortsetzen, der die gantze Nacht dauert, in allen Vierteln der Stadt sind Ruhe-Plätze allwo die Träger der Pagode und derer andern Götzen-Bilder stille stehen. Fast durch die gantze Stadt siehet man Freuden- und Kunst-Feuer, daß es scheinet als wenn dieselbe in vollen Flammen stände; gemeiniglich befinden sich zehen biß zwölff tausend Menschen bei diesem Umgange, davon viele aus Andacht die Arme über den Kopff halten, die Daumen fest einschlagen, von einer Zeit zur andern schreien, und nach ihrer Art viele Gebete herplappern. Es giebet viele darunter, welche sich aus einem besondern Eifer vor der Pagode auf den Bauch zur Erde werffen, und selbe über sich weggehen lassen, in der Einbildung, wenn sie dadurch grädert werden, als Märtirer und Heilige seelig zu sterben.

Nach dem grossen Gepränge mit der Pagode, ruhen sie zwei Tage; worauf sie eben dieselbe Lustbarkeit wieder anfangen; allein alle Tage, keinen eintzigen ausgesetzt, tragen sie unterschiedene Götzen-Bilder auf Trag-Sesseln, und

vornemlich des Teufels und ihres obersten Götzens: Sie tragen gleichfalls auf einer Baare einen Elephanten von erstaunender Grösse, der so wohl gemacht ist, als wenn er lebte; er hat ein Glöckgen am Halse, u. zwischen seinen Füssen stehet ein kleiner Schwartzer mit einem Flügenwedel in der Hand in beständiger Bewegung, die Flügen zu vertreiben, welche den Elephanten stechen möchten; er machet auch unterschiedne wunderliche Geberden die Zuschauer zum Lachen zu bewegen, und läutet Abwechselungs-weise mit dem Glöckgen. Gleichfalls tragen sie ein grosses weisses hölzernes Pferd herum, eben in solchem Aufputze wie der Elephant, und die Träger dieser Figuren, bewegen dieselben beständig, als wenn sie mit einander kämpffen wollten: Sie tragen auch noch andere Figuren die folgende Nächte in Ceremonie herum, als der Sonne und andere, davon ich bereits gesaget, Hüner, Affen, Raben u. d. g. wobei sie mit grosser Sorgfalt so wohl des Morgens als Abends das Gesicht ihrer Götzen-Bilder waschen. Die Träger dieser Bilder, und welche die Pagode fahren, sind mit einer mit grossen Stöcken bewaffnete Wache umgeben, welche sich erbärmlich bei dem geringsten Versehen herumprügeln, und diejenigen, welche bei diesem Feste die meisten Schläge bekommen haben, werden am höchsten gehalten.

Wenn die Pagode und die Götzen-Bilder wieder in den Tempel zurück gebracht sind, begeben sie sich in ihre Häuser, allwo sie mit ihren Freun-

Freunden essen, trincken und sich lustig machen, und ihren Braminen oder Priestern Speisen schicken, davon einige an dem Ufer des Meers in einer unbegreifflichen strengen Casteiung leben, und ein beständiges und entsetzliches Geheule und Geschrei machen. Diese sinds, welche alle Geheimnisse der Religion in Verwahrung haben. Es ist unter ihnen eine Art der Gottes-Gelahrheit, wenn es erlaubt ist diesen Namen zu gebrauchen, welche sie sehr geheim halten, und keinem Menschen etwas davon entdecken; unterdessen sehet doch allhier einige von ihren Glaubens-Articuln. Sie bekennen, daß ein GOtt, Schöpfer Himmels und der Erde sey, der dieselbe hervor gebracht habe, und daß dieser GOtt über alles vollkommen gut, weise und allmächtig, in geringsten eines Zornes fähig sey, der keines Gebets nöthig habe, weil er seinen Geschöpffen nichts anders als gutes und niemals etwas böses erweisen könne; allein die bösen Geister oder den Teuffel müsse man bitten, welcher von GOTT die Macht erhalten dem menschlichen Geschlecht zu schaden, damit er sie in Friede leben lasse, und nicht martere und schlage; denn vielmal träget es sich zu, daß sie voller Striemen sind, welche sie ihrer Sage nach von demselben bekommen. Sie bedienen denselben und ruffen ihn mit einer erstaunenden Andacht an.

Die kurtze Zeit so wir uns in Tranquebar aufhielten, machte ich Bekanntschafft mit einem Frantzosen, der sich da niedergelassen hatte, und

dessen Lebens-Geschichte so sonderbar ist, daß ich selbe gantz kurtz gefaßt allhier zu erzehlen vor würdig halte, in der Hoffnung daß sie dem neubegierigen Leser nicht mißfallen werde.

Dieser Frantzose war aus der Provintz Poitou in Franckreich gebürtig, er mochte etwann acht und zwantzig Jahre alt seyn, und war von mittlerer Länge; allein wohlgesetzt und ein wenig dick; er hatte lebhaffte Augen voller Feuer, die viel Verstand anzeigten; seine langen Reisen hatten seine Haut verbrannt und gelb gemacht, doch hatten sie die gute Bildung seiner Gesichts-Züge nicht gäntzlich unkenntbar gemachet. Er hatte die schönste Gesichts-Bildung von der Welt, welche sein ausgestandenes Unglück in geringsten zu erkennen gab. Seine gute Miene, sein Muth, und seine Höfligkeit die sich bei seinem Umgange fand, erweckten den Glauben, daß er von besserer Geburt sein müßte, als sein Glück zeigte.

In der That war er aus einem guten und in Poitou zur Gnüge bekannten Hause gebohren, wie er sagte, allein er war von der Natur mit einem ältern Bruder versehen, welcher bei guter Zeit die Erbschafft und Güter seines Hauses in Besitz genommen, und dem jüngsten sehr wenig übrig gelassen hatte, denn der Pflicht-Theil war so klein daß er davon seiner großmüthigen Neigung und Liebe zur Pracht gemäß nicht leben konnte. Sein Vater hatte bei seinem Lebzeiten ungemeine Vorsorge vor seine Erziehung getra-

gen,

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/140 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

gen, und weil er ihn zum geistlichen Stande bestimmet, nach Paris geschicket sein Studieren fortzusetzen. Die Musen waren damals sein größtes Vergnügen, er pflegte sie, und machte ihnen einige Zeit mit vielem Eifer seine Aufwartung; allein das Schicksall führte ihm eines Tages in dem Luxenburgischen Garten eine junge Person ins Gesicht, welche man nicht lange aus einem Closter genommen hatte, und ihm dergestalt durch ihren Liebreitz einnahm, daß er keinen Geschmack mehr an dem Studiren fand, und die Bücher gäntzlich liegen ließ. Er wendete allen seinen Fleiß und Mühe dran seine Liebe zu erkennen zu geben, und vergaß nichts, womit er sich beliebt machen konnte. Er hatte die Gabe einen leicht zu überreden; er redete, man hörte ihm zu, und glaubte ihn; er seufftzete, und man gab ihm Hoffnung; endlich beklagte er sich und man tröstete ihn; allein sein Glück recht vollkommen zu machen, so wollte er solches durch das heilige Band der Ehe befestigen, damit demselben keine Hinderniß in Weg geleget werden könnte.

Sein kleiner Kragen war ein grosser Anstoß, allein er schaffte solchen bald weg. Er steckte den Degen an, und unterstand sich, ohne an seinen Zustand zu gedencken, öffentlich um diese Schönheit anzuhalten, welche man vor einen sehr reichen Erben bestimmet hatte. Die Eltern der Jungfer gaben ihm ihre Meinung zu erkennen, und ihm alle Hoffnung zu benehmen, so faßten sie den Schluß das Beilager eher zu vollziehen als sie

sich vorgesetzet hatten. Er bekam Nachricht davon und weil er kein ander Mittel vor sich sahe dieses Unglück von sich abzuwenden, als den Tod seines Neben-Buhlers, so nöthigte er ihn den Degen zu ziehen, und bließ ihm das Lebens-Licht glücklich aus, daß er ohne ergriffen zu werden, entkam. Man machte ihm den Proceß, und sperrte die Schöne wieder in eben dasselbe Closter daraus sie vor weniger Zeit gekommen war.

Dieses brachte seine Seele vollends zur äussersten Verzweiflung, daß er den Schluß faßte entweder sein Leben zu verlieren, oder seinen geliebten Gegenstand aus der ewigen Gefangenschafft zu erretten, dazu man sie verdammet hatte. Er fand Mittel ihr Nachricht von seinem Vorhaben zu geben, welches er auch mit eben so guten Fortgange als Kühnheit ausführte. Die Nacht war der Flucht dieser Verliebten günstig; sie nahmen den Weg nach Engelland, und erhielten gleich da ihre Barque Schiffbruch leiden sollten, zu rechter Zeit Hülffe, indem sie durch ein Holländisches Schiff gerettet wurden, welches sie nach Amsterdam brachte, von da sie an ihre Eltern schrieben, etwas Hülffe zu erlangen, allein derer-selben Eifer, welche sich auf das empfindlichste beschimpffet hielten, hatte sich durch die Entfernung derer straffbaren, denen sie allen Beistand verweigerten, noch nicht gemindert, daher unsere Verliebte von Mangel und Hunger gezwungen, diejenige angebotene Parthei anzunehmen und

nach

nach Indien gehen mußten, allwo man ihnen so viel zu geben versprach davon sie mit Ehren sollten leben können.

Ein Kauffmann von Rochelle, der nach Holland handelte, hatte ihnen diesen Vorschlag ohne Zweiffel auf Befehl ihrer Eltern gethan. Er schloß in geheim mit einem Schiffs-Hauptmañe einen Handel, der in wenig Tagen nach Batavia unter Seegel gehen sollte, und sie wurden sehr höfflich auf seinem Schiffe empfangen. Ihre Wechsel-Liebe linderte ihre Kümmerniß, und machte ihnen die Beschwerligkeiten einer so langen Reise erträglicher, wobei die einander erzeigte zärtliche Liebkosungen ihr Mißvergnügen und ihren Verdruß beruhigten. Kurtz sie wären bei ihrem Unglück nicht gantz und gar unglücklich gewesen, wenn die Liebe, die ihnen bereits so viel Widerwärtigkeiten verursachet hatte, sich nicht des Hertzens des Schiffs-Hauptmanns bemächtiget hätte, ihnen dadurch einen viel grausamern Krieg anzubiethen, der alle ihre bisher ausgestandenen Verfolgungen bei weiten übertraff.

Dieser Officier hatte die genaue Einigkeit dieses verliebten Paares von der ersten Minute an, als sie auf sein Schiff kamen, gemercket, ohne die geringste Gedancken selbige zu stören; allein da ihm die Musse der langen Schiff-Fahrt einen sehr vertrauten Umgang mit der Frau und dem Mann verschaffte, so empfand er anfänglich gegen alle beide eine ungemeine Freundschafft, welche aber gar bald aus der Art schlug, und sich in

eine

eine ausserordentliche Eifersucht gegen den einen, und eine feurige Liebe gegen die andere verwandelte. Nichts destoweniger verstellte er seine Regungen, und wußte sie vor denen Augen des Edelmanns geschickt zu verbergen, allein alle seine Vorsicht war in Ansehung derjenigen vergeblich, von welcher sein Hertz so starcke Flammen gefangen. Es ist schwer lange Zeit vor derjenigen eine Flamme zu verbergen, die sie angezündet hat. Diese Schöne merckte gar bald, daß sie dem Hauptmanne allzuwohl gefiel, und empfand darüber einen solchen Verdruß, den sie nicht zu verbergen wußte. Sie kannte die Liebe, und ihre Gewalt, und wußte daß dieselbe sich Linderung zu schaffen alles unternimmt, und alles erlaubt hält. Sie furchte sich vor denen Folgerungen, welche nicht anders als unglücklich seyn konnten, wenn der Holländische Officier in seiner Liebe fortfuhr. Der Zustand ihres Mannes setzte sie in Zittern, sie sahe die ihm bevorstehende Gefahr mit solchem Entsetzen an, welches sie gantz auser sich selbst brachte; sie erkühnte sich nicht ihm Nachricht davon zu geben, aus Furcht ihn eifersüchtig zu machen, wodurch er vielleicht seinen Untergang befördert, und unverständlich einige Empfindligkeit über die Liebe des Officiers an Tag geleget hätte, welcher ihm eine ausserordentliche Freundschafft bezeugte.

Nachdem sie ein wenig nachgedacht was sie bei diesem Umständen thun sollte, so fiel ihr ein sinnreiches Mittel ein, denen verdrüßlichen Fol-

gen

gen der durch ihre Schönheit unschuldiger Weise entzündeten Liebe vorzukommen: Sie wollte sich so viel als möglich wär verborgen halten, und so viel als sie könnte die Unterredung mit dem Holländer vermeiden, in der Hoffnung durch diese Eingezogenheit allen Umgang mit ihm aufzuheben, und ihm zu gleicher Zeit die Freiheit und Gelegenheit zu benehmen ein Bekänntniß seiner unkeuschen Liebe zu thun. Ihren Vorsatz desto besser ins Werck zu richten, hielt sie sich einige Zeit unter dem Vorwande einer Unpäßligkeit in ihrer Cammer verschlossen; allein die Bewegung der See nebst ihrem innerlichen Kummer machten sie in der That kranck, und dasjenige, so sich in der Meinung einige Linderung dadurch zu erhalten verstellter Weise angenommen, zog ihr dessen Gegenwart über den Halß, den sie so sorgfältig zu vermeiden suchte, und machte dasjenige ruchbar, wovor sie sich mehr als vor dem Tode fürchtete: denn der Hauptmann des Schiffes verdoppelte seine Vorsorge mit so vieler Empfindligkeit vor sie, daß ihr Mann, wenn er nicht von einer allzu guten Meinung eingenommen gewesen, gar leicht die wahre Ursache ergründet haben würde, warum sich der Holländische Officier beständig vor ihrem Bette befand, die herrlichsten Erfrischungen bringen ließ, und gantze Tage mit dem Manne in Spiel zubrachte, der beständig ohne die verliebte Zerstreuung seines Hauptmanns zu mercken, gewanne, welcher nicht so wohl den Verlust seines Geldes, als die

Schwach-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/145 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Schwachheit seiner schönen Krancken bedauerte.

Er fuhr in dieser Lebens-Art biß an die kleine Rhede zu Surate fort, allwo er Ancker warff und an Land stieg sich mit denen Handels-Leuten von seiner Lands-Mannsschafft zu besprechen. Seine erste Sorge war seinem Freunde vor sich und seine Gemalin eine Wohnung bei einem Kauffmanne von seinen Bekannten anzubieten. Der Frantzösische Edelmann nahm solches wider die Meinung seiner Frau an, welche er dahin führte, und mit ihr daselbst wohnte. Die angenehme Lufft und die Ruhe verbesserten von Tage zu Tage die Gesundheit dieser liebenswürdigen Krancken; worzu der Umgang mit einer Europäerin so bei eben demselben Wirthe wohnte, nicht wenig beitrug. Sie war ein Portugiesin, achtzehen Jahre alt, von Leibe und Gemüthe angenehm, selbige hatte sich mit ihrem Manne in Lissabon zu Schiffe gesetzet, dessen Freunde in Goa wohnten und sehr mächtig waren; er war gezwungen worden zu Surate zu bleiben, allwo er an einer auf der See bekommenen Kranckheit gestorben, wodurch diese Frau sich genöthiget befunden in dieser Stadt zu bleiben. Sie hatte seit drei Monaten auf eine bequeme Gelegenheit gewartet nach Goa zu kommen, allwo sie gleichfalls ausser ihres Mannes seinen, Freunde hatte. Die Erzehlung ihrer Betrübniß diente einiger Massen zur Linderung des Unglücks unserer Krancken, welche viel freier zu leben anfieng, da

sie

sie von dem überlästigen Hauptmann entfernet war, vor dessen Gegenwart sie sich fürchtete. Sie war deswegen davon befreiet, weil er sich nicht allzu offt von seinem Schiffe zu machen getrauete; allein diese Entfernung erleichterte den Anschlag, den dieser Nichtswürdige gemacht hatte, sie völlig in seine Gewalt zu bekommen, und die gegen ihrem Ehemann bißher bezeugte Freundschafft, war ein blosser Vorwand die ausgesonnene Verrätherei desto besser auszuführen.

Er ersuchte ihn also zu ihm zu kommen und unterdessen seine Frau auf die Widerherstellung ihrer Gesundheit wartete, eine Fahrt nach Negapatan zu thun, wobei er ihn desto besser anzulocken zu verstehen gab, daß ihm die Verrichtung, so er ihm auftragen wollte, sehr vortheilhafftig seyn und ihm ohne Zweiffel bei dem Statthalter der Festung als einen sehr gütigen und mächtigen Herrn, eine sehr ansehnliche Vergeltung und die Befehlshaber-Stelle eines grossen reich beladenen Schiffes zu wege bringen würde, solches aus Indien nach Holland zurück zu führen.

Der Poituische Edelmann brannte vor Begierde etwas vorzunehmen, wodurch er sein Glück in desto besseren Zustand setzen konnte, daher hielt er auch vor unbillig diese angebotene Gelegenheit aus den Händen zu lassen, wodurch er seine Aufführung und Geschicklichkeit zu erkennen geben könnte. Er machte sich eilig zur Reise fertig, und nachdem er alles was er dazu nöthig hatte in Ordnung gebracht hatte, so eröffnete er seiner Frau die

ihm

ihm von seinen Freunde vor andern aufgetragene Verrichtung, u. wuste die Vortheile, so er daraus zu ziehen verhoffte gar sehr zu vergrössern. Diese Zeitung erweckte bei ihr ein solches Entsetzen, daß sie eine geraume Zeit nicht das Vermögen hatte, ihm ihre Gedancken zu entdecken. Nachdem sie sich aber ein wenig erholet, so glaubte sie, daß es nicht mehr Zeit zu verstellen sey, und daß, wenn diejenigen Gründe, welche sie ohne Verletzung des Wohlstandes ihm vorbringen könnte, ihn dadurch zu nöthigen bei ihr zu bleiben, nicht starck genug wären, ihm diejenigen nicht länger zu verbergen, welche ihn ohnfehlbar zurücke halten würden, woferne er noch einige Empfindungen der Liebe und Ehre besässe. Sie stellete ihm also mit der allererersinnlichsten Zärtlichkeit vor, daß seine Entfernung ihren Verdruß vermehren und ihre Kranckheit dermassen stärcken würde, daß sie das Leben darüber einbüßte, daß er eine Reise unternähm und die ihm dabei drohende Gefahr und Unglück nicht voraus sähe. Sie beschwor ihm bei allen, was ihr ihrer Einbildung nach am kräfftigsten dazu schiene, sie in einer Stadt nicht zu verlassen, wo sie keinen einzigen Menschen kennete, oder ihr wenigstens zu erlauben, mit ihm zu Schiffe zu gehen. Als sie aber endlich sahe, daß der gefassete Schluß ihres Mannes bei allen ihren Bitten unbeweglich blieb, und er alles was sie ihm zärtliches vorsagte durch noch zärtlichere Merckmale und Versicherungen auch wahrscheinliche Verbesserung ihrer Ruhe und

ihres Glückes widerlegte, so wollte sie ihn durch die Vorstellung, daß dieser dienstfertige Freund, welcher ihn unter der Hoffnung eines ansehnlichen Gewinnes zu dieser langen Reise anlocken wollte, ohnfehlbar ein geheimes Absehen habe, welches sie bereits einige Zeit zuvor gesehen und auf nichts mehr als seine Abwesenheit wartete, solches bequem ins Werck zu richten, und seine allzu grosse Leichtgläubigkeit und Blindheit zu bestraffen, als das letzte Mittel von seinem Vorsatze abbringen

So zweideutig auch diese Worte waren, so gaben sie doch diesem Edelmanne genung zu verstehen, was seine Frau damit haben wollte. Er stand einige Zeit in Gedancken, und schien über die Vernehmung einer Sache beunruhiget, welche er nicht vermuthet hatte; allein nach einigen Uberlegungen steiffte er sich auf die Tugenden seiner Frau, und das Vertrauen, so er auf den Holländischen Hauptmanne setzte. Er bildete sich ein, die Liebe seiner Ehe-Gattin suche nur allerhand Vorwand ihm seine Entfernung von ihr zu widerrathen, und habe die Beibringung der Eifersucht, vor den besten und stärckesten gehalten und dazu erdacht. Uberdieß hielt er auch die Freundschafft des Hauptmannes vor allzuaufrichtig, als daß sie eigennützig seyn, und eine Verrätherei verborgen halten sollte.

In diesen Gedancken blieb er ohngeachtet der Widersetzlichkeit seiner Frau auf dem gefaßten Schlusse diese Reise zu unternehmen, den folgen-

den Tag abzureisen und bald wieder zurück zu kommen. Er nahm noch denselben Abend Abschied von ihr, und wendete alle Mittel vor, ihr den gefaßten Verdacht und die habende Furcht zu benehmen. Als er sie hierauf in einer viel ruhigeren und gelassenern Stellung erblickte, begab er sich zu der Portugiesin sie ihrer Sorgfalt und Beistande zu empfehlen. Diese junge Witwe welche wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zwei Tage ihr Zimmer gehütet und also von der Reise dieses Frantzösischen Cavaliers nichts gewußt hatte, nunmehro aber erfuhr, daß er bei Goa vorbei muste, so ersuchte sie ihn, sie biß dahin mit zu nehmen: er konte ihr solches nicht wohl abschlagē, und ob es ihm gleich Leid that, seiner Frau einer so angenehmen Gesellschafft zu berauben, so war es ihm doch auch lieb, dieser Portugiesin einen Dienst zu erweisen. Die Zeit war kurtz, die Nacht bereits angebrochen, und mit anbrechenden Tage sollte er auf einer Barque nach Sualis gehen, allwo das grosse Schiff auf ihn wartete, daß solcher Gestalt diese junge Witwe nicht einmal Zeit hatte von ihrer Freundin Abschied zu nehmen und ihr von ihrer Abreise Nachricht zu geben. Die Barque wartete in den Haven auf den Frantzösischen Cavalier, welcher gleich nach seiner Ankunfft von dem Holländischen Hauptmanne unter tausend Umarmungen und Freundschaffts-Versicherungen seine Reise nach Goa antrat.

Kaum

Kaum hatte er den Haven verlassen, als seine Frau gantz Trostloß daselbst anlangte, die Freundschafft welche sie gegen die Portugiesin trug, hatte sie angetrieben, selbige als es Tag geworden zu sich bitten zu lassen, aus ihrer Gegenwart über die Abwesenheit ihres Mannes einigen Trost zu schöpffen; Als sie aber erfuhr, daß dieselbe mit ihm abgereiset, so nahm die Eifersucht ihr Gemüthe dergestalt auf einmal ein, daß sie in die äusserste Verzweiffelung gerieth und sich ohnfehlbar selbst das Leben genommen hätte, wo ferne sich diesem Vorsatze nicht ein Mägdgen so sich bei ihr befand widersetzet. Sie stellete sich alles was sie gethan und ihrem Manne vorgestellet hatte, ihn von dieser Reise abzuhalten, verwirrt unter einander vor, und konnte sich nicht anders einbilden, als daß seine unüberwindliche Widersetzlichkeit ein sichbares Zeugniß seiner Untreu und Verrätherei sey. Sie urtheilte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß er die junge Portugiesin liebe, und sie mit einander zu reisen abgeredet haben müßten. Und wenn sie sich dabei der Zeit erinnerte, welche diese Witwe auf ihren Zimmer zugebracht, so bildete sie sich fest ein, daß sie solche zu ihrer Reise-Anstalten angewendet hätte. Endlich fassete diese unglückseelige Ariadne den Schluß, ihrem untreuen Theseus zu folgen, sie miethete ein Schiff und ließ sich an das Ufer des Meeres führen, von da sie denjenigen von weiten sehen konnte, welchen sie vor die untreueste Mannes-Person von der gantzen Welt hielte.

Sie wollte ihm nacheilen, allein die Boots-Leute weigerten sich aus den Haven zu schiffen, worauf sie gantz Trost=und Krafftloß ohnmächtig darnieder fiel.

Der Holländische Hauptmann, welcher Nachricht davon bekam, ließ sie auf sein Schiff tragen, und vergaß nichts, sie wieder zu sich selbst zu bringen und ihr die Lust zum sterben zu benehmen. Er machte ihr Hoffnung, daß sie diesen so geliebten Ehe-Schatz, welchen sie gantz unrechtmäßig einer Untreue beschuldigte, bald wieder zu sehen bekommen würde; Als er sie einiger Massen befriediget, schickte er sie wider nach Surate zurück, wohin sie wider seinen Willen verlangte; weil er sich befürchtete, ihren Verdruß durch vergeblichen Zwang zu vermehren, und dadurch seine geschöpffte Hoffnung zu vernichtigen.

Nach ihrer Zurückkunfft zu Surate, ließ er alle Tage nach ihren Zustande sich erkundigen, biß er sich genöthiget sahe nach Batavia unter Seegel zu gehen. Damals ließ er ihr melden, daß ihr Mann genöthiget worden daselbst Ancker zu werffen, und daß woferne sie Lust hätte gleichfalls dahin zu reisen, er sein Schiff mit dem Versprechen, sie in 14. Tagen oder 3. Wochen dahin zu bringen, angeboten haben wollte. Die Verstellung dieses Officiers hätte diese Betrübte auf die Gedancken gebracht es hatte derselbe nicht so viel Liebe gegen sie als sie sich anfänglich eingebildet. Mit Stillung ihres Kummers hatten sich auch ihre Kräffte wieder gefunden,

und

und ihre ausgestandene Unruhe hatte dem Glantz ihrer Schönheit wenig Abbruch gethan. Sie war nicht mehr so mißtrauisch gegen ihn, sondern begab sich aus aufrichtigem Gemüthe auf sein Schiff, allwo er ihr auf eine sehr bewegliche Art und mit Bezeugung seines Zorns und Verdrusses zu verstehen gab, daß ihr Mann sie allebeide betrogen hätte, und in den Haven zu Goa Ancker geworffen, daß er sich mit denen besten Haabseeligkeiten des Schiffes und der schönen Portugiesin, in welche er sterblich verliebt wäre in selbige Stadt flüchten können; Er häbe gantz gewisse Nachricht die ihm keinen Zweiffel übrig liessen, habe aber ihr diesen Unfall nicht eher eröffnen wollen, biß er sich im Stande befunden sie deswegen durch die Versicherungen seiner Dienste, einer unveränderlichen Treue und der allerauffrichtigsten Liebe zu trösten: Er begleitete dieses Vorbringen mit so vieler Wahrscheinligkeit, daß die unglückliche Schöne ihr Unglück vor gewiß hielte. In dieser äussersten Betrübniß waren bittere Thränen ihre eintzige Beschäfftigung: auf der anderen Seite waren ihr die unaufhörlichen Klagen und Liebkosungen des Hauptmannes beschwerlich, daß sie seines ungestümen Anhaltens loß zu werden ihm endlich erlaubte zu hoffen, und ihm nur um Zeit bat ihre Thränen abzutrocknen und sich zu seiner Liebe zu gewöhnen. Unterdessen fand sie nicht die geringste Neigung dazu und ihre Hertze sagte ihr unaufhörlich, daß ihr Mann nicht untreu wäre.

Diese Regungen gaben ihr einige Freuden- und Hoffnungs-Blicke, welche ihre Bekümmerniß in etwas zertheilten, allein sie kam bald wieder und vermehrte sich an statt des Abnehmens von Tage zu Tage; daß sie endlich der Gram in eine Kranckheit stürtzte, welche bis nach Batavia anhielt, allwo sie der Hauptmann lange Zeit in seiner Wohnung pflegen, und endlich, als er wieder nach Holland zurück seegeln muste, in das Hospital bringen ließ, darinne sie nach wenig Tagen verstarb.

Als mir dieser arme Frantzose diese Historie erzehlte, war er in Ansehung der seinen voller Betrübniß, denn nach dem er sich wie wir gesehen haben mit 50. Soldaten und einigen Kauff-Manns-Waaren zu Schiffe begeben hatte, seine Reise nach Sualis fort zu setzen und in dem Haven zu Goa Ancker werffen wollte, seine Portugiesin an Land zu setzen, so sahe er gar bald, daß die Boots-Leute und Soldaten keinen Befehl hatten ihm zu gehorsamen; denn sie weigerten sich nicht allein an Land und in den Haven dieser Stadt einzufahren, sondern sie droheten ihn auch über Bord zu werffen, wenn er sich einer Gewalt über sie anzumassen im Sinn kommen liesse, und bemächtigten sich seiner Coffer, aus Furcht er möchte das an den Statthalter zu Negapatan überschriebene Brieff-Paquet eröffnen, und dadurch die Untreue des Holländischen Hauptmannes entdecken. Die Erinnerung desjenigen, was seine Frau zu ihm gesaget, erregte damals solche

Be-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/154 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Bewegungen bei ihm, so nicht leichtlich auszudrücken sind; seine Verzweiffelung wär ohnfehlbar ausgebrochen, wenn man ihm nicht alle Freiheit abgebrochen hätte, etwas zu unternehmen.

Er brachte bei dem Statthalter der Festung Negapata zwar seine Klagen deswegen an; allein dieser Officier war von eben derjenigen Völckerschafft und von gleichem Naturel mit demjenigen, der ihn verrathen hatte, daß er von ihm keine andere Genugthuung erhalten konnte, als daß er ihm Erlaubniß gab die Portugiesin an statt seiner verlohrnen Frau, welche er nicht leichtlich wieder zu sehen bekommen würde, zu behalten, und daß er, weil er in der Absicht nach Indien gekommen, der Republic zu dienen, sich als ein ehrlicher Soldat aufzuführen und durch Treue und Hertzhafftigkeit zeugen müste, daß er derjenigen Beförderung und Vergeltung würdig, worzu man ihm Hoffnung gemachet; Hierzu gab er ihm zwei Jahr Zeit, worauf er nach denen erwiesenen Diensten seine Vergeltung einzurichten versprach. Nach Verlauff dieser Zeit foderte dieser Edelmann von dem Statthalter seinen Abschied nach Surate, oder Goa, oder nach Holland zurück zu gehen; Als er aber von einem Jahre zum andern verwiesen ward, so fassete er den Schluß, sich solchen selbst zu nehmen, so bald er eine Gelegenheit dazu finden könnte. Selbige zeigte sich zu seinem Glücke durch Hülffe eines Fischer-Schiffes, welches ihn auf ein kleines Indianisches Schiff brachte, mit welchem er

nach Tranquebar kam, allwo er mit einem reichen Dänischen Kauffmanne in solche Freundschafft gerieth, welcher es ihm an nichts mangeln ließ.

Er hatte die Portugiesin mit sich genommen, welche nach Goa zurück gieng, und ihm von da sehr reiche Geschencke überschickte. Er hatte den gantzen Ausgang dieser Historie seiner Frauen von einen in Batavia wohnenden Frantzosen erfahren, welcher in ihren letzten Lebens-Tagen mit ihr bekannt worden, und nach Tranquebar gekommen war eine reiche daselbst verheirathete Wase zu besuchen. Nach dieser kleinen Ausschweiffung komme ich wieder auf meine Reisen.

Von Tranquebar richteten wir unsere Seegel nach der Insul Ceylon, welche sonst Zeilon hieß. Diese Insul ist in Wahrheit eine derer reichsten und angenehmsten in gantz Ost-Indien. Nach dem Bericht und Uberschlage derer erfahrensten Schiffs-Leute ist ihre Gestalt länglicht, rund, und hält 300. Meilen in der Länge und 500. im Umfange. Sie erstreckt sich biß an die Malabarischen Cüsten, daher es kömmt, daß diejenigen, so in dieser Gegend und längst dem Ufer des Meeres wohnen, sich Malabarische nennen, und dem König von Candy unterthan sind, dessen Reich so von einem so grossen Umschweiffe, daß ihm vierzehn Könige als ihr Oberhaupt erkennen und Gehorsam leisten. Die Haupt-Stadt auf dieser Insul heisset Colombo, die andere

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/156 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

dere führet den Namen Galle und die dritte, wo der Sitz des Königes ist heisset Candy. Die berühmtesten Haven sind Chilao, Colombo, und Galle, in welchen alle Schiffe, die aus Bengoda, aus Malacka, aus dem Sunde, aus China und Japan kommen, einlauffen. Wobei die Pilloten sonderlich zur Erleichterung ihrer Fahrt die Spitze zu Galle, welches ein sehr hohes Gebürge ist, in acht nehmen. Wir blieben einige Tage zu Columbo liegen.

Eines Tages kam mir die Lust ein an der Küste hinzufahren, deswegen ersuchte ich unsern Hauptmanne mir die Schaluppe nebst einigen Boots-Leuten zu erlauben: Einige vom Schiffe machten Gesellschafft mit; allein dieses geschahe mit der grösten Beschwerligkeit und wir hätten, da wir unserer Neugierigkeit durch die seltsame daselbst angetroffene Dinge ein Gnügen thaten, vor Durst fast alle das Leben eingebüsset. Die Hitze war so übermäßig, daß ein Fäßgen voll süsses Wasser, so wir mitgebracht hatten, unsern Durst nur vermehrte, und wir denselben zu mäßigen Bley-Kugeln in den Mund nehmen musten. Der Brandewein, Zwieback, geräuchert Rind-Fleisch und Speck, davon wir einen ziemlichen Vorrath bei uns hatten, halff uns weiter zu nichts. Die Boots-Leute, so am Ruder der Schaluppe sassen konnten nicht mehr arbeiten, und standen bereits im Begriff au Land zu steigen und uns zu verlassen, als wir ohngefehr zwei

Meilen von uns eine kleine Insul entdeckten, welche von einem derer unsrigen vor die Tauben-Insul erkannt ward, die wir durch starckes Rudern zu erlangen uns vornahmen. Der Wind war widrig und konnte uns also nichts helffen, allein wir verdoppelten unsere Kräffte, in Hoffnung frisch Wasser daselbst anzutreffen; allein selbe war vergeblich, denn wir gruben an unterschiedenen Orten ohne einen Tropffen anzutreffen. Diese Insul ist nichts anders als ein durch die Gewalt der Wellen zusamen gebrachter Hauffen fest auf einander sitzender Felsen, welche bloß darum hierher gebracht zu seyn scheinen, damit die Gegenden darum desto Schiffbarer seyn sollen. Sie heist die Tauben-Insul wegen der unglaublichen Anzahl dieser Vögel, die wir in Deutschland Holtz-Tauben nennen und in denen Felsen nisten, daß wir tausend Paar derer selben hätten bekommen können, wenn wir Lust dazu gehabt; allein wir waren zufrieden etwann fünff oder sechs Dutzende zum Geschencke vor unsere zurückgelassene Schiffs-Ladung mit zu nehmen: Der Mangel am Wasser vertrieb uns die Lust auf der Stelle davon zu essen.

Unser Boots-Mann, den wir bei uns hatten nahm sein langes Fern-Glaß, vermittelst welchen er drei Meilen von der Tauben-Insul niedrig Land entdeckte, allwo wir seiner Versicherung nach gut Wasser zu trincken antreffen würden. So Krafft- und Machtloß auch unsere Boots-Leute vor Müdigkeit u. Durst waren, so faßten sie

doch

doch wieder einen Muth, u. ruderten so starck fort, daß wir in kurtzen diese Insul erreichten. Kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzet, als wir etwann tausend Schritte vom Meer einen grossen Teich erblickten, der mit wilden Enten, Löffel-Gänsen, Krick-Enten, Rheyern und andern in Europa unbekannten Flügel-Werck bedecket war. Seine Grösse und die nahe Nachbarschafft des Meeres gab uns keine grosse Hoffnung, daß sein Wasser gut seyn würde, allein der Versuch den wir thaten, verursachte uns eine solche Freude, darüber wir unsere vergangene Beschwerden gar bald vergassen. Das Wasser dieses Teiches war so gut und gesund, daß es auch denenjenigen, welche es mit allzugrossen Uberflusse und Begierde zu sich nahmen, nicht schadete, wir badeten uns darinne nach Lust, waren aber dabei wegen der Crockodille und anderer Bestien so wir auf der Fläche des Wassers, als wenn sie auf uns lauerten, von einer Zeit zur andern gewahr wurden, auf unserer guten Hut.

Nachdem wir unsere Fässer mit diesen vortreflichen Wasser angefüllet, und uns gut abgekühlt hatten, stiegen wir wieder in unsere Schaluppe nach der Tauben-Insul zurück zu fahren, und wendeten dabei unsere Kräffte so gut als das erste mal an. Wir blieben die Nacht darauf, und machten uns einen guten Muth, denn unser Brandewein, den wir vorhero nicht rüchen konnten, und der uns Ubelkeit machte, schmeckete ietzo vortrefflich. Denn folgenden Tag durchstrichen

wir

wir die gantze Insul, und es begegnete uns nicht ein eintziges Thier, bloß fanden wir zwischen den grossen Felsen eine Art ungeheuer grosser Lampreten, davon jede sechs bis acht Pfund wog, und welche die Ebbe des Meers etwa mit einen halben Fuß hoch Wasser zurück gelassen hatte; Wir schlugen sie mit den Degen und Stöcken todt, und nachdem wir an dem Fusse eines grossen Felsens, wo das Meer alle Augenblick anspület, ein ieder zur Seltsamkeit einen ziemlichen Vorrath von harten und gläntzenden Saltze zu uns genommen hatten, so giengen wir wieder zu Schiffe nach einer andern kleinen Insul die Muschel-Insul genannt, zu fahren.

In der That sind die Felsen dieser Insul mit den schönsten Muscheln von der Welt bedecket, davon einige wie Porzellain gantz gläntzend und durchsichtig sind: auch giebt es daselbst kleine Bäum, so weiß als ein Schnee, welche man vor die Arbeit geschickter Werck-Meister ansehen sollte. Wir traffen daselbst viel Corallen-Zincken an, welche noch gantz weich und klebricht, und uns anfänglich unbekannt waren, weil wir dergleichen noch niemals gesehen hatten; allein diejenigen, denen wir die Probe davon gaben, berichteten uns, daß es sehr gute Corallen wären. Wir waren Willens noch einmal dahin zu fahren, allein wir konnten nicht, denn wir hatten nicht Zeit. Wir nahmen eine grosse Anzahl unvergleichlicher Muscheln von allerhand Art

mit

mit uns, und kehrten wieder nach unsern grossen Schiffe zurück.

Die gantze Insul Ceylon ist ungemein fruchtbar, vornemlich an Zimmet, Eben-Holtz und grossen Bäumen welche Tamarinden und Cassia tragen. Es giebet auch andere welche Betel tragen, und eine grosse Menge Pommerantzen, Citeronen und Myrabolan-Bäume. Die Felder stehen voller Zucker-Rohr, welches die Schwartzen auf hohen Gerüsten, die auf drei Füssen stehen, und zwei biß drei Füsse über das Zucker-Rohr hervor gehen, bewachen, und die Affen welche demselben Holtze grossen Schaden thun, durch schreien vertreiben. Bei dieser Wache schmauchen die Mohren beständig Toback, sich den Schlaff und die Zeit zu vertreiben. Es giebt in dieser Insul viele Gold- und Silber-Berg-Wercke, und einen kleinen Meer-Arm, darinne sich eine Sand-Bancke etwann zehen oder zwölff Clafftern tieff, und sechtzig Schritte breit befindet, die einen Uberfluß von feinen Perlen hat. Gleichfalls sind unterschiedene Flüsse daselbst, wo man viele Edelgesteine findet, die durch die Wasser-Güsse von den Gebürgen mit herunter geschwemmet werden. Die Mauren legen Netze in den Strohm dieselbe aufzufangen, und gemeiniglich wenn sie dieselben heraus ziehen, finden sie Topasen, Rubinen und Saphire welche sie nach Persien schicken, und andere Waaren davor eintauschen. Man findet auch in der Erde kleine Diamante, allein

nicht

nicht in solchen Uberflusse und von so guten Werthe, als in dem Königreich Golckonda, welches nicht weit an Ceylon lieget.

Es giebt einen Ort darauf, wo sich fast alle Schlangen der Insul versamlen, davor man erschrickt, es giebt welche von einer ungeheuren dicke und Länge darunter, welche aber nicht gefährlich u. schädlich sind. Die Schwartzen fangen sie mit eisernen Wurff-Pfeilen, trockenen selbe nach abgezogner Haut an der Sonne und verspeisen sie mit grossen Appetit. Man findet auch auf dieser Insul eine Art Bäume deren Blätter ohngefehr so groß als die Buchs-Baum-Blätter seyn, welche wenn sie abgefallen wie die Schmetterlinge sich bewegen, sie haben vier dünne Füsse wie die Spinnen, die zwei föndersten sind sehr kurtz, und die beiden andern desto länger. Der Rücken des Blates ist belebt, und an den Ende des Schwantzes nehmlich an dem Orte wo es an den Baume hänget, sind zwei kleine schwartze Pünctlein, welche ich vor die Augen dieser lebendigen Blätter gehalten, kein Maul aber habe nicht daran können gewahr werden. Wir nahmen zur Seltsamkeit etliche in andere grössere Blätter gewickelt mit uns, wir setzten sie in eine Schachtel deren Decke durchlöchert war, damit sie Lufft hatten und ernährten sie einige Zeit mit gestossenen Zucker und gekrümelten Zwieback; allein als wir unsere Schachteln eine Nacht auf den Tische hatten stehen lassen, so fanden wir die-

selbe

selbe voller Ameissen, welche so wohl den Zucker als die Schmetterlings-Blätter verzehret hatten.

Die Lufft ist vor die Fremden sehr gut, die Eingebohrnen des Landes leben gemeiniglich hundert biß hundert und zwantzig Jahr. Ihre Leibes-Beschaffenheit ist vortreflich, und ihre Gemüths-Neigung sehr angenehm: Der Umgang derer Portugiesen und Frantzosen gefällt ihnen besser als anderer Völckerschafften. Sie haben eine grosse Ehrerbietung vor ihren König, welcher wegen seiner Soldaten, seines Goldes, Silbers, sein-r Edelgesteine, und alles desjenigen welches nur kostbar heisset und zur Wollust des menschlichen Lebens erfordert wird, ungemein mächtig ist.

Die Zeit diesen angenehmen Ort zu verlassen erschien, wir giengen alle zu Schiffe nahmen unsern Lauff an denen Coromandelschen Cüsten hin, und warffen zwischen denen Mauern von St. Thomas Ancker. Diese Stadt hat von unsern Landes-Leuten diesen Namen erhalten, weil unsere Völckerschafft dem H. Thomas eine sonderbare Ehrerbietung bezeugen, daß sich auch in allen Orten, welche die Portugiesin in Ost-Indien besetzen, eine diesem Heiligen gewiedmete Kirche befindet, sie haben dieselbe meistentheils alle erbauet, und sie eine geraume Zeit in Besitz gehabt; allein heutiges Tages sind sie meistens in der Mauren Gewalt, doch befindet sich in dieser Stadt noch ein Portugiesischer Bischoff. Die

Mau-

Mauern und Befestigungs-Wercke dieses Platzes sind sehr gut, sehr schön gemauert und getünchet. Sie sind zwölff Fuß starck, und achtzehen hoch, und sind von sehr harten Bruch-Steinen erbauet, sehr fest daß ihnen die Canonen wenig schaden können. Die meisten Häuser, sind so zu sagen unter der Erde, und vor allen Wellen-und Kriegs-Ungemach sicher, Die Stadt ist mit vielen Bollwercken umgeben, welche einander alle bestreichen können, und mit Artillerie wohl versehen sind. Weil wir an diesem Orte nicht viel zu thun hatten, so hielten wir uns auch nicht lange daselbst auf, sondern setzten unsern Lauff nach Bengala fort.

Wir langten bei sehr schönen Wetter an einem Orte an, davon ich den Namen vergessen habe, mich aber noch so viel erinnere, daß man allda sehr schöne Leinwand machet, und er ohngefehr dreißig Meilen von dem Einflusse des Ganges lieget. Dieser Fluß ist in gantz Ost-Indien wegen seiner Grösse und ungemeiner Schätze sehr berühmt. Die Boots-Leute versichern, daß sein Lauff sich über hundert Meilen erstrecket, und viel Insuln machet, welche mit schönen Städten bebauet sind, darunter Bengala die Haupt-Stadt ist. Wir setzten uns in eine kleine Barque daselbst an Land zu gehen, denn es müssen alle Schiffe am Einflusse des Ganges Ancker werffen, und wenig Boots-Leute getrauen sich mit ihrem Schiffen wegen der vielen Sand-Bäncke auf diesen Strohme hinauf zu gehen, allwo die

Holländ-

Holländer, welche in diesem Stücke sehr kühne sind, viele Schiffe verlohren haben, daß man auch die gefährlichsten Oerter mit einem grossen runden schwimmenden Stücke Holtz bemercket hat, welche an eine grosse eiserne Kette feste gemachet sind, und durch eine in Grund gesenckte Canonne gehalten werden. Sie nennen diese runde liche Stücke Holtz Brien; man siehet eine grosse Menge in allen Armen des Flusses herumschwimmen, welche alle gleich groß sind und viele Krümmen und Umwege machen. Auf allen kan ein Schiff von sechs hundert Tonnen gantz gemächlich schiffen. Es wird eine absonderliche Barque gehalten, welche zu allen Schiffen an Bord kömmet, so bald man den Canon-Schuß höret, durch welchen ein iedes seine Ankunfft melden muß. Diese Barque ist bestimmet die Waaren auszuladen, wenn der Wind und Fluth gut ist, und die gefährlichen Plätze anzuweisen, damit die Schiffe selbige vermeiden können.

Die Stadt Bengala lieget an dem Ufer des Ganges, an einem Orte, wo die Lufft sehr gut und gemäßiget ist; sie ist angenehm genung und von ziemlicher Grösse. Sie hat an allen Dingen einen Uberfluß, und die Eß-Waaren sind daselbst in sehr wohlfeilen Preisse. Das Land, so eines von den schönsten in der Welt, ist sehr fruchtbar; man siehet darinne gantze Wälder von Pomerantzen- und Citronen-Bäumen, deren Früchte vortrefflich wohlschmeckend sind. Es giebt süsse und sauere, welche viel safftiger als die in Pro-

vence und unserm Lande sind. Nichts ist in diesem Lande gemeiner als der Zucker, Ingver, und der lange Pfeffer, den man, wenn er noch grün ist, einmachet. Die Felder sind mit Vieh bedecket, ich habe Heerden von zwantzig tausend Stück allerhand Arten gesehen; als Rinder, Kühe, Schöpse, Ziegen und Schweine. Die Weide ist unvergleichlich, und es giebt eine so grosse Menge Milch-Werck, daß man viel Butter und Käse in die benachbarten Länder und See-Städte, auch weit entlegene, als Batavia, verschicket.

Es ist keine Gegend in Indien, allwo man mehr Weide-Werck antrifft als hier. Man siehet gantze Hauffen wilde Elephanten, Büffel, wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Hirsch-Kühe und Gemsen; gantze Heerden Kanninchen, Hasen, Pfauen, gantze Völcker Rebhüner, starcke Flüge Turtel-Tauben und grosse Indianische Hüner, welche nicht auf die Bäume flügen aber so schnelle lauffen können, daß sie ein Mann zu Pferde nicht einholen kan. Die Wälder sind voller weisser, schwartzer, rother und grauer Affen; die schwartzen sind die gelehrigsten, und wenn sie abgerichtet, kostet etwann einer fünff oder sechs Sols auf das höchste. Es giebet auch eine ungemeine Menge reissender wilden Thiere daselbst, welche an dem Ganges zur Träncke kommen, und sich den Schiffen nähern, ohne daß man sie gewahr wird, denn das Graß auf denen

Wie-

Wiesen ist dermassen dichte und hoch, daß sich, weil es niemal abgemähet wird, Nasen-Hörner, Tieger und Leoparden darinne aufhalten können, welche diejenigen, so auf denen Schiffen, am Ufer oder auf dem Lande schlaffen, anfallen und zerreissen. Manchmal müssen die Haupt-Leute ihre Schiffs-Besatzung ausschicken, dieselbe zu verjagen.

Man gehet daselbst fast niemals auf die Jagd. Alle Sachen, und sonderlich das Vieh ist sehr wohlfeil. Die Schiffe, welche an diesem Orte landen, versehen sich sehr wohl damit, daß die Besatzung alles in Uberflusse hat; an manchen Orten pfluget man das Land wie in Europa, und säet Getraide, welches reichlich und sehr schöne wächset. Man führet viel davon nach Batavia, wie auch Hanff, Seil-Werck und Seegel-Tuch daraus zu machen; man könnte aus diesem Hanffe sehr feine Leinwand machen, allein die grosse Menge Lein und Coton, welchen man hier unvergleichlich bereitet, machet den Hanff verächtlich, daß man sich nicht die Mühe nimmet, denselben zu verarbeiten. Man machet hier überaus schöne gestickte Decken, welche sehr wenig kosten. Die Mauren sind sehr geschickt in dieser Arbeit, und machen sehr schöne Leinwand, welche sie vor etwas weniges geben. Von diesem Orte kommet der schönste Musselin und nach Türckischer Art verfertigte Tapeten. Sie machen die allerschön-

sten Schuhe und Pantoffeln von der Welt. Die Holländischen Haupt- und Kauff-Leute, kauffen viele an sich, und verkauffen sie hernach in Batavia wieder.

Die Schwartzen und Landes-Einwohner sind sehr Dienstfertig, und viele kommen auf die Schiffe denen Fremden ihre Dienste anzubieten, wobei sie ihre Geschickligkeit ungemein herausstreichen; sie besitzen auch in der That viel Geschickligkeit, allein sie lassen sich dieselbe theuer genung bezahlen, weil sie alle mit einander die grösten Diebe sind. Sie sind durchgängig wohl gewachsen, und selten trifft man einen Krüpel unter ihnen an. Auf ihre Weiber sind sie nicht eifersüchtig wie unsere Einwohner zu Goa; vielmehr sind selbe sehr frei, und machen nicht viel Schwehrigkeit auch in Gegenwart derer Männer sich mit denen Fremden in Liebes-Händel einzulassen, denn sie haben die Freiheit sich nach eigenen Gefallen zu zu erlustigen. Die Reichen haben viele Sclaven, welche sie wie die Pferde verkauffen, und die Armen, welche sich in ihre Dienste begeben, übergeben ihnen zugleich eine unumschränckte Gewalt über ihr Leben und Tod. Gleichwohl ist ihnen in ihrer Religion verbothen, einem davon ohne ein sonderbahres Verbrechen das Leben zu nehmen; doch können sie sich dieselben wenn sie wollen, durch Verkauff vom Halse schaffen: worinne sie als Heiden sich viel gelinder und Mensch-

Menschlicher bezeugen, als unsere Christen in Goa verfahren, welche diese arme Sclaven ohne Ursache zu Boden schlagen, und mehr als eine Türckische Barbarei gegen sie ausüben. Ich werde an seinem Orte etwas davon erwähnen, wenn es mir einfällt.

Die armen Leute verkauffen denen Fremden öffters ihre Weiber und Kinder, welche sie überall mit sich hin nehmen können, und weigern sich auch nicht dieselben wieder zu nehmen, wenn sie gleich schwanger sind. Wer nicht Lust hat selbe zu kauffen, kan sie auch miethen, und vor einen halben Thaler des Monats kan man ein feines Mägdgen haben, und sie zugleich als Frau und Magd gebrauchen; Die Jungfern sind ungemein vergnügt, und machen sich eine Ehre draus, wenn sie ein Herr des Beischlaffs wegen kauffet, und schätzen sich glücklich wenn sie schwanger werden, ihm etwas von ihrer Art zu zeugen, welche sie ohne Mühe zur Welt bringen und ernähren, denn sie stehen eine Viertel-Stunde nach ihrer Niederkunfft wieder auf, ohne das Bette weiter zu hüten, und thun ihre Verrichtungen wie zuvor. Sie besitzen eine natürliche Reinligkeit, welche die Europäische bei weiten übertrifft.

Alle Völcker, so an denen Ufern des Ganges wohnen, halten diesen Fluß vor geseegnet und hei-

heilig, und es kommen von allen Orten Leute dahin, sich darinne zu baden, in der Einbildung daß sie dieses Wasser von allen Flecken des Leibes und der Seele, die sie vor unsterblich halten, reinige. Sie bringen von Weiten ihre Krancken dahin, wenn keine Hülffs-Mittel anschlagen wollen, und werffen sie in diesen Fluß; hat der Krancke so viel Kräffte sich aus dem Wasser heraus zu helffen, ist es desto besser vor ihn, wo nicht, muß er ohne alle Hülffe ersauffen.

Sie waschen sich nach der Lehre ihrer Braminen, welche dieselbe, wie sie sagen, von dem Gott, den sie anbeten, empfangen haben; allein sie beten dabei auch die Sonne und andere Dinge, die ich genennet habe, an, und wenn sie sterben, so befehlen diejenigen, welche um den Ganges herum wohnen, ihre Cörper in diesen Fluß zu werffen: Sie baden sich des Tages sechsmal darinne, wenn sie aufstehen, vor und nach Mittag, zur Vesper-Zeit und vor dem Abend-Essen.

Sie haben eben die Müntz-Sorten, von denen ich bereits geredet habe, allein über selbige haben sie noch eine, welche sie Caulis nennen, und in kleinen Muschel-Schaalen bestehet, die bei ihnen gültig sind, und davon vier und zwantzig auf einen Fanon gehen, der fünff Schillinge gilt. Die andere Müntzen sind gleichfalls Rupien, Pagoden u. d. m.

Wir

Wir blieben fast einen Monat auf dem Ganges, weil wir auf einige Waaren zur Ladung vor unser Schiff nach Batavien warteten. In währender dieser Zeit hatte ein ieder Freiheit auszugehen, doch mußten wir nach dem Willen unsers Hauptmannes Abends alle wieder am Bord seyn. Wir giengen gemeiniglich in ein Dorff, so an dem Ufer des Ganges lag, allwo wir einige Erfrischung und Ruhe vor einer gewissen Art Mücken suchten, welche sie Musquiten nennen, und die gantze Nacht um uns herum waren, wenn wir uns wegen der allzuübermäßigen Hitze an die Lufft schlaffen legten; es war unmöglich uns der Beschwerligkeit dieses Ungeziefers zu erwehren, welche einen unerträglich quälen. Vor diesem brauchten sie die Mauren ihre Missethäter zu bestraffen, ehe das Säbeln bei ihnen aufkam. Sie bestrichen ihnen das Gesichte und den gantzen Leib mit Honig, banden sie etwann zwei Fuß hoch von der Erde hangend an einen Baum, und in einem Augenblicke waren sie mit Musquiten bedecket, welche sie unaussprechlich marterten, daß davon die meisten in der grösten Raserei ihr Leben endeten.

Ausser diesen Thieren, giebt es noch andere, welche die Nacht sehr beschwerlich sind, und denenjenigen, die es nicht gewohnet, keinen Schlaff gönnen. Dieses sind Hunde denen Füchsen ähnlich, welche von denen Landes-Einwohnern Castanien- und Schrei-Hunde auch

Jaqueparets genennet werden und ein roth Fell haben sie kommen alle Nächte Hauffen-weise zusammen; und machen längst des Ganges ein entsetzliches Geheule und Gebelle. Solches ist so durchdringend und unterschieden, daß man sein eigen Wort nicht verstehen kan. Sie rücken sich nicht von der Stelle wenn die Mauren gantz nahe bei ihnen vorbei gehen, und die Einwohner des Landes thun ihnen niemals etwas zu leide, u. sagen, daß das schreien dieser Thiere ihnen Lust zum Schlaffen mache: Diese Beschwerligkeit ist fast durch gantz Indien allgemein, wenigstens an denen Orten, wo ich am längsten gewesen, als zu Surate, Goa und Batavien. Es giebt daselbst nicht allein eine Menge solcher Hunde, sondern auch viele Ratten, welche über die Strassen lauffen, ohne daß man sie todt schläget; es giebet Zibeth-Ratten darunter, welche die Fremden, vornehmlich aber die Frantzosen wegen des ungemeinen kostbaren Felles, in geheim zu fangen sich angelegen seyn lassen. Ich habe dergleichen etliche gehabt, welche mir aber bei meiner Zurückkunfft in Europa sind gestohlen worden.

Nachdem unsere erwartete Waaren eingeschiffet, brachten wir acht Tage bis an den Einfluß des Ganges zu, obgleich unser Schiff mit zwei Schalingen oder langen Barquen fortgezogen ward, sie sind wie die Galeeren iede zu sechs und dreißig Rudern gemacht, uud wurden von Schwartzen, die an beiden Seiten des

Schif-

Schiffes angefesselt waren, fortgetrieben, nichts destweniger hatten unsere Schiffs-Leute viel Arbeit, denn bald mußten sie Ancker werffen, bald dieselben wieder lichten. Offtmals waren sie gezwungen wegen der vielen Krümmen des Flusses zu laviren, worauf man wegen derer vielen Sand-Bäncke niemals sicher ist, biß man den Ausfluß erreichet, denn die Schiffe pflegen dermassen darauf zu lauffen, daß sie ohnmöglich wieder loß kommen können, wie es einem Chinesischen Schiffe in unserm Gesichte begegnete.

Wir hatten die Tieffe des Flusses glücklich erreichet, und warteten mit Ungedult auf guten Wind die Höhe des Meeres zu erreichen, wo man mehr Vergnügen als auf der Rhede hat, als man das Zeichen gab, daß ein ieder nach seiner Art das Gebet verrichten sollte, nach dessen Endigung wir anfänglich mit ziemlich guten Winde unter Seegel giengen, allein derselbe ward in kurtzer Zeit so ungestüm, daß wir unsere vorige Stelle wieder suchen mußten.

Daselbst sahen wir das Chinesische Schiff zu unserer größten Betrübniß unter gehen, ohne das wir ihm helffen konnten. Die Fluth und Wellen der See hoben dieses Schiff wohl eine Pique hoch, und schmissen es mit solcher Gewalt auf eine Sand-Banck, daß die ziemlich starcke Maste dadurch in Stücken giengen. Der Hauptmann dieses Schiffes war vor Betrübniß gantz

auſſer ſich und ſchrie mit thränenden Augen zu unterſchiedenen malen, wer kan rette ſein Leben ſo gut er kan, dieſes erweckte eine allgemeine Beſtürtzung und ſo groſſe Verwirrung, daß ſich ein ieder in eine groſſe Schaluppe werffen wollte, welche die Boots-Leute noch nicht einmal zu rechte gemachet hatten, allein der Chineſiſche Hauptmann ließ ſie durch bewaffnete Boots-Leute bewachen.

In fortwährenden Sturme lieff ein Capuciner, der ſich auf dem Schiffe befand, aus einem andächtigen Eifer zu zweien Portugieſen, ſelbe zum Tode vorzubereiten und ihnen nach geſprochener Beichte die Abſolution zu ertheilen, worüber zwei Holländer, welche zu viel Brandewein in Kopffe hatten, ihr Geſpötte trieben und denen Portugieſen zu ſchrien: nun könnet ihr die Reiſe immer antreten, weil ihr fertig ſeyd, der Pater ſoll euch zum Wegweiſer dienen, worauf einer von dieſen vollen Zapffen auf den Mönch loß gieng, und ihm ohnfehlbar ohne den Beiſtand des einen Portugieſen ins Waſſer geſtoſſen hätte.

In währender Zeit bemühete ſich der Hauptmann des Schiffs auf alle mögliche Art in ſeine Cammer zu kommen, und ſeine mit goldenen Pagoden angefüllte Säcke zu retten, allein er konnte nicht. Er ermahnte die Beſatzung dahin zu gehen, allein es begehrte ſich niemand zu wagen, weil

weil man den Untergang des Schiffes alle Augenblicke befürchtete, welches auf geschehene Untersuchung von dem Hauptmanne der gantzen Besatzung eröffnet ward. Bei diesen betrübten Umständen, lösete der Chinesische Hauptmann einige Canonen, uns dadurch zum Beistande aufzufordern, als aber von uns ein Zeichen der Unmögligkeit gegeben ward, so warff er sich mit zwei Boots-Leuten, den Capuciner und wenigen Personen eiligst in die grosse Schaluppe, worauf er einen Säbel ergriff und dadurch denen andern den Eintritt verwehren wollte, allein alles Drohen war vergeblich, und der helle Hauffen drang mit Gewalt in dieselbe hinein. Es waren in die neun und viertzig Personen auf dieser Schaluppe, daß nicht ein Räumgen mehr darauf war, und sie alle Mühe von der Welt hatten das Land zu erreichen.

Das allererbärmlichste bei diesem Schiffbruche war der Verlust ohngefehr viertzig junger Sclaven so wohl Mann- als weiblichen Geschlechts, von zwantzig bis zwei und zwantzig Jahren, welche verschiedene besondere Personen zu Bengala gekaufft hatten, sie an unterschiedenen Orten wieder zu verhandeln. Die meisten Mägdgen waren nach ihrer Art zierlich gekleidet, sie trugen lange Röcke von unterschiedenen Farben, Halß- und Arm-Bänder, und eine sonderbare Art von Kopff-Zeugen, welche ihnen sehr wohl anstand. Sie hielten die Augen

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/175 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

gen zu und vermischten ihr Geschrei mit der jungen Manns-Personnen ihrem und rufften ihre Götter um Beistand an. Sie sprangen alle vor unsern Augen ins Wasser, ausgenommen ihrer fünffe, welche sich auf den Mast-Korb setzten und ins Wasser stiessen, an statt der Ruder aber abgebrochene Stücke Breter brauchten, durch deren Hülffe sie eine Insul erreichten, da sie gantzer fünff bis sechs Tage und Nächte unter freien Himmel denen Wellen zum Spiel gedienet, und ohne Essen und Trincken ausser ein wenig Reiß, so einer von ihnen in einem an Halse hängenden Sacke mit genommen hatte, zugebracht hatten.

Unter so vielen unglückseeligen Schlacht-Opffern dieses Sturmes, befand sich ein junger Gesell und eine Jungfer, welche die andern alle an Schönheit und Verstande übertraff. Sie waren auch wider die Gewohnheit ihrer Völckerschafft ein wenig höfflicher, und die Sittsamkeit, so sie blicken liessen, gab die Güte ihrer Gemüths-Neigung deutlich zu erkennen. Der ledige Pursche war nur achtzehen, und das Mägdgen funffzehen Jahr alt; sie hatten sich von ihrer zärtesten Jugend geliebt, und einander davon die empfindlichsten Merckmale gegeben. Die Barbarische Gewohnheit ihres Landes, vermöge welcher denen Eltern erlaubet ist, ihre Kinder zu verkauffen, hatte das Mägdgen zur Sclavin eines Portugiesen gemachet, und ihr Liebhaber, welcher

eher sie nicht verlassen konnte, besuchte sie alle Tage, brachte ihr Früchte, that auch dem Herrn seiner Liebste viele Dienste, damit er nur die Freiheit erlangte, dieselbe desto öffters zu sehen; als aber die Stunde zur Abreise endlich erschien, nahm diese Indianerin von ihrem treuen Liebhaber mit thränenden Augen Abschied, welches diesem so nahe gieng als man sich nur einbilden kan, daß er ohne Bedencken den Schluß faßte ihr überall zu folgen, weil sie ohngeachtet seiner Bemühung der alte Portugiese an ihn nicht wieder verkauffen wollte; weil dieser alte Geitzhalß auſſer allem Zweiffel mit dieser schönen Sclavin einen viel bessern Kauff zu machen vermeinte. Der verliebte Indianer fand also kein sicherer Mittel, als ein freiwilliger Sclave bei dem Herrn seiner Liebste zu werden, doch mit der Bedingung, daß er keines von dem andern trennen sollte. Der geitzige Portugiese schlug diesen Antrag nicht aus, er war erfreuet aus Bengala ein Paar Indianer mit sich wegzuführen, welche so wohl gestaltet waren, als man sie antreffen konnte, und machte sich bereits Rechnung dieselbe anderwärts theuer genung zu verkauffen. Sie unterschieden sich durch ihre ansehnliche Gestalt und Manieren von allen andern. Sie hatten die Freiheit beständig beisammen zu seyn, und dieses Vergnügen machte ihnen ihre Dienstbarkeit leicht und angenehm; allein so groß auch ihre Liebe war, so hatte sich dennoch dieselbe denen

Au-

Augen der Welt noch niemals in ihrer Stärcke als bei dem bevorstehenden Schiff-Bruche zu erkennen gegeben.

Da die andern Sclaven sich ohne die geringste Hoffnung einiger Hülffe der unvermeidlichen Gefahr ausgesetzet sahen, und ihre Verzweiffelung durch ihr Geschrei und Wehklagen an Tag legten, hatten diese beide Verliebte das zärtlichste Gespräche, so man sich einbilden kan, und nahmen mit denen zärtlichsten Küssen den beweglichsten Abschied von einander, welcher die allerhärtesten Gemüther zum Mitleiden zu bewegen fähig war. Die Hoffnung nach dem Versprechen ihrer Braminen in der andern Welt wieder mit einander vereiniget zu werden, beschäfftigte sie weit mehr als die Sorge vor Erhaltung ihres Lebens; sie dachten weiter an nichts, als nach dem gegebenen Beispiele derer meisten andern Sclaven sich ins Wasser zu stürtzen, welches sie auch, einander fest umarmend, zu thun in Begriff standen, als einer, welcher die Erfindung mit dem Maste ausgedacht hatte, sie nöthigte es zu waagen, durch dieses eintzige noch übrige Mittel sich zu retten; welches sie auch mit so viel Glücke, als sie nicht erwartet hätten, ins Werck richteten und auf der kleinen Insul anlangten, allwo wir sie verlassen wollen. Diese gantze Historie dieses verliebten Paares erzehlte uns einer von denenjenigen Sclaven, welcher

cher sich selb ander auf einem Stücke Holtze von dem zerscheiterten Schiffe gerettet hatte. Dieser Schiff-Bruch geschahe den siebenzehenden Junii des siebenzehen hundert und achtzehenden Jahres.

Wir blieben drei Tage an diesem Orte, weil der Wind beständig widrig und die See ungestüm war. Nachdem sich der Wind des dritten Tages gegen Abend gewendet, und das Meer viel ruhiger ward, giengen unserer drei oder viere mit Erlaubniß des Hauptmanns auf unserer Schaluppe nach dem Basar oder Marckt in ein Dorff, daselbst etwas Fische und Krebse zu kauffen, alles war etwann vor funffzehen Sols, welches wir mit einem halben Rupine bezahlten, weil die Mauren kein Silber-Geld haben wollten. Wir liessen unsern Einkauff bald kochen und verzehrten ihn mit ziemlicher Eß-Lust, weil wir den Tag zuvor wegen des ausgestandenen gefährlichen Sturmes, und des vor Augen gehabten betrübten Anblicks fast gar nichts gegessen hatten; nach gehaltener Malzeit giengen wir im Dorffe spatzieren, allwo welche von unsern Landes-Leuten wohnten. Einer von ihren Officieren, der mich gewahr worden war, kam hinter mich drein und bath mich sehr höfflich, nebst meiner Gesellschafft mit ihm in seine Behausung zu gehen, allwo er mir schöne Hüner vorsetzte, davon die Indianer meine Gefährten

nicht

nicht essen wollten, sondern waren mit der vortrefflichen Butter und Käse, mit dem wohlschmeckenden Honig, und dem guten Weine zufrieden. Nachdem wir uns zur Gnüge gesättiget, und uns gegen diesen höfflichen Officier vor die uns angethane Ehre bedancket hatten, kehrten wir wieder nach unserm Schiffe zurück, wo wir eben zu rechter Zeit ankamen, denn unser Hauptmann wollte sich den guten Wind zu Nutzen machen, und ließ eine halbe Stunde nach unserer Zurückkunfft die Ancker lichten; er fuhr uns auch ziemlich an, daß wir nicht eher zurück gekommen, allein wir machten unsere Entschuldigung, womit er sich begnügte.

Bengala lieget von Batavia nach der Seekundigen-Rechnung sechs hundert Meilen von einander, welche man innerhalb sechs Wochen mehr oder weniger zurück leget; ob wir nun gleich schönes Wetter hatten, so blieben wir dennoch länger unter Weges, und standen dabei viele Beschwerlichkeiten aus, darunter die schlechte Kost nicht die geringste war. Bei Endigung unserer Reise gab man uns des Tages nicht mehr als zwei Gläser Wasser und ein wenig alten Reiß, der gantz voller Unflath war, nur einmal in der Woche bekamen wir ein wenig alten gelben Speck, und wechsels-weise geräuchert Rind-Fleisch.

Die

Die Ursache unserer verzögerten Reise und verdorbenen Eß-Waaren, war eine oder zwei Ritze, wodurch das Wasser in unser Schiff drang, und uns unbeschreibliche Mühe machte, ehe wir sie fanden. Zum Glück fanden wir sie endlich und verstopfften sie; Denn ausser diesem wären wir ohnfehlbar zu Grunde gegangen. Alle unsere Sclaven und Boots-Leute pumpten einige Tage, ohne daß sie das Wasser bewältigen konnten, denn es lieff eben wieder so viel hinein, als man auspumpte, und wir wären in Ewigkeit mit dieser Arbeit nicht fertig geworden, wenn nicht einer von unsern Schwartzen ins Wasser untergetauchet und die Oeffnungen an dem Boden des Schiffes gefunden hätte, welche ohne Anstand verstopffet wurden.

Unser gantz Ergötzen, so wir bei dieser langen Uberfahrt hatten, bestand darinnen, die mitgeführten Sclaven singen zu hören, und tantzen zu sehen. Eine darunter bekam unter währenden Tantzen mit ihren Gespielinnen ein Kind, welche ohne die geringste Bestürtzung das Kind aufhoben und es ohne Verzug badeten, indem sie es in einen Eimer Meer-Wasser als ein Stück Caldaunen untertauchten, endlich wickelten sie es in ihre Leib-Binden ein und liessen es eine Stunde auf dem Schiffs-Verdeck in der Sonne liegen; sie zeigten es auch dem Hauptmanne und sagten auf schlecht Portugiesisch zu ihm: Gnädiger Herr, weil ihr der Vater zu diesem Kinde

seyd, so ist es billig, daß ihr demselben etwas gebet, davon es nebst seiner Mutter essen und trincken kan. Der Hauptmann konnte sich des Lachens nicht enthalten, und befahl dem Cajutten-Jungen, der Wöchnerin eine Flasche Brandewein und etwas Zwieback zu bringen, welche, nachdem sie sich unten im Schiffe gebadet hatte, eben wieder so munter und gesund war, als wir sie in Bengala kaufften.

Ende des ersten Theils.

Reise
des
Hrn. Innigo von Biervillas,
eines Portugiesen,
Nach der Malabarischen Cüste, Goa, Batavia, und andern Ost-Indianischen Orten.

Anderer Theil.

Endlich kamen wir den zwantzigsten August zu Batavia an. Diese Stadt lieget an dem Ufer des Meers auf der Insul Java, so dem König von Bantam zu gehöret, und ist die Haupt-Stadt der Insul. Vor diesem hieß sie Jacatra, und die Engelländer nahmen sie denen Javanischen Printzen ab, behielten sie auch so lange, biß sie die Holländer daraus verjagten, und sie Batavia oder Neu-Amsterdam nenn-

ten, weil sie eben auf die Art erbauet ist. Ihre Häuser sind sehr schön und herrlich, ihre Strassen sehr breit und auf beiden Seiten gangbar, durch welche alle mit starcken Linden und Ulmen-Bäumen eingefaßte Wasser-Graben gehen, unter deren Schatten man zu Wasser Spatzier-Fahrten anstellet. Diese Gräben trocknen niemals aus, sondern sind beständig voll klar und süß Wasser, welches aus denen beiden Strömen kömmet, davon der eine mitten durch die Stadt, der andere aber an der Mauer derselben vorbei flüsset. Diese Stadt ist ihrer Lage wegen ungemein feste, und die darum angelegte Wercke machen sie noch fester. Die Holländer würden sich derselben ohne der dabei gebrauchten Kriegs-List niemals bemeistert haben; man hat mir dieselbe erzehlet, und sie schien mir vor einen so glücklichen Ausgang nicht sinnreich genung. Ich will es erzehlen, wie mir es von vielen aufrichtigen und frommen Leuten erzehlet worden ist.

Die Holländer, welche schon lange Zeit auf eine bequeme Gelegenheit gelauert, sich dieses Platzes zu bemächtigen, kamen auf den Einfall mit ihren Schiffen auf der Rhede vor Batavia Ancker zu werffen, und ihre Haupt-Leute dahin zu schicken, den Englischen Befehls-Haber um die Erlaubniß zu ersuchen, etliche krancke Boots-Leute an Land zu setzen, welchen sie die Schenckel, als wenn sie aufgebrochen wären, umwickelt hatten. Der Stadthalter willigte aus Christlicher

Liebe

Liebe in ihr Begehren. Hierauf ladeten sie zwei hundert Schiffs-Leute aus, welche sie einen Canonen-Schuß weit von der Stadt unter Zelte legten, und ihnen viele grosse Kasten voller Gewehr und Kriegs-Nothwendigkeiten zuführten, welches sie geschickt mit Kräutereien, Medicamenten, Pflastern, und Büchsen voll Salben die Neugierigkeit derer Engelländer zu betrügen bedecket hatten; welche an nichts weniger als eine Verräterei der Holländer gedachten, und also weder ihre Kasten noch ander Geräte durchsuchten.

Ausser diesen zweihundert Boots-Leuten befand sich annoch eine grosse Anzahl bewehrter Leute auf ihren Schiffen, welche bloß auf Gelegenheit warteten, den geschmiedeten Anschlag auszuführen. Sie durfften nicht lange darauf warten, denn als die verstellten Krancken gemercket hatten, daß die Engelländer alle Montage früh in die Predigt giengen, und die Stadt-Thore gar schlecht bewachten, so standen sie in Meinung, daß es nicht schwehr fallen würde sich derselben zu bemächtigen.

Sie hatten ihre Absichten sehr wohl überleget, und bemächtigten sich in der That derer beiden vornehmsten Thore der Stadt und ihrer Bollwercke, und gaben als sie sich Meister von dem Thore der Festung, und dem neuen Thore sahen, denen auf den Schiffen befindlichen die abgeredete Losung, welche ungesäumt an Land stiegen, unter Bedeckung ihrer Artillerie in die Stadt

kamen und die Engelländer daraus verjaaten, ehe sie Zeit hatten sich mit denen Landes-Eingebohrnen, welche ziemliche gute Soldoten sind, und allein mächtig genung gewesen wären, die Holländer zurück zu treiben, zu vereinigen. Sie wollten angreiffen, allein sie wurden vermittelst derer Canonen tapffer zurück gewiesen, welche über die Kugeln auch mit grossen Stücken Speck geladen waren, wovor sie sich tausendmal mehr als vor Blei und Eisen fürchteten, weil sie alle Mahomedaner waren, und wenn es auch ihr Leben kosten sollte, keinen Speck anzurühren sich getrauen; also zogen sie sich zurück, und liessen die Holländer in dem Besitz von der Stadt Batavia. Hierauf bemächtigten sie sich auch der Festung mit leichter Mühe, denn sie war bei weiten nicht so schön und so starck als heutiges Tages. Der General derer Holländer hat seine Wohnung daselbst, und führet sich in Indien an statt eines Generals derer Herren General-Staaten, so gut als ein König auf.

Diese Festung ist zu ihrer Beschützung mit einer grossen Anzahl Canonen von unterschiedener Grösse besetzet, ihre Besatzung ist ansehnlich, so wohl zur Bewachung der Stadt als der Festung. Sie bestehet aus Leuten von allen Völckerschafften; denn die Holländer nehmen alle an, die sich unterhalten lässen wollen, wenn sie gleich kröplicht sind, und lassen sie Dienste nach ihrem Vermögen thun biß sie endlich zu Hüner und Schweine hüten befördert werden.

Der

Der General begiebt sich selten aus der Festung; er ist sehr prächtig und hochmüthig, indem er sich als einen würckl. König bedienen lässet. Die Mauern der Stadt sind nicht allzu hoch und dicke, allein sie sind mit mehr als vier hundert Canonen versehen, und rings herum mit Wasser umflossen, welches den Zugang sehr schwer machet. Ausser der Citadelle ist auch ein sehr schönes und festes Stadt-oder Rath-Hauß darinne, auf diesem wird Rath gehalten, welcher aus sechs Räthen bestehet, die Recht sprechen, und darinne der Statthalter das Ober-Haupt ist und zwei Stimmen hat: es giebet auch ein sehr grosses Gefängniß daselbst, darein aber nur die das Leben verwürckte Missethäter gesetzet werden.

Mitten in der Stadt stehet ein von denen Engelländern erbauter prächtiger Tempel, und so lange die Holländer Meister davon sind, so lassen sie unter währender Predigt sehr genaue Wache halten, aus Furcht, sie möchten gleichfalls einmal auf solche Art überfallen werden, wie sie die Engelländer überfallen haben.

Es ist ein prächtiger Basar oder Marckt darinne, wo Korn und Caschien oder kleine grüne Erbsen, die aus Bengala kommen, Hülsen-Früchte, Obst, frische, geräucherte und gesaltzene Fische, Hüner und ander Feder-Vieh, und Geflügel, zahm Fleisch, eine Menge Zucker-Werck, und Brode, vor guten Preiß verkauffet werden; man findet auch darauf eine grosse Menge Tamarinden, Casia, allerhand Arten Citronen und

Pomerantzen; rothe und grüne Wasser-Mellonen zu allen Zeiten, Panpelmonen, Cocos-Nüsse, Banonen, Gogaven, Yaquien und eingemachte Aepffel, welche gantz anders als in Europa gemacht, und denen Tannen-Aepffeln fast gleich sind, nebst einer Menge anderer Früchte.

Ausser diesem in der Stadt befindlichen Marckte können diejenigen, welche sich auf der Rhede befinden, die drei hundert Schiffe ohne die geringste Gefahr aufnehmen kan, alle Arten von Lebens-Mitteln ohne von ihrem Bord oder an Land zu kommen, zu kauffen bekommen, in dem sich eine unzählige Menge grosser und kleiner Barquen, Schaluppen und Gondeln in dem Haven und auf dem Strohme des Flusses befinden, welche alle mit Eß-Waaren und vornemlich lebendigen Hünern beladen sind, welche die Indianer auf eine sonderbare Art fett zu machen wissen, die ich hier erzehlen will.

Sie mästen ihr Feder-Vieh auf einem sehr breiten reinlichen Brette, auf welches sie sechse auf einmal legen, nachdem sie selben die Füsse und Flügel unter dem Bauche zusammen gebunden haben: nach diesem bedecken sie dieselben über und über biß auf den Kopff, daß sie sich nicht weiter als zum fressen nöthig ist bewegen können, und auf diese Art werden sie in kurtzer Zeit ungemein fett. Sie bringen auch andere Hüner, Gänse, Trap-Gänse, Enten, und in Fäßgen eingelegte Kap-Hähne, davon man ein Stück mit einem

Cafis

Casis bezahlet, welches nach unserm Gelde etwann zwei Groschen beträgt.

Es ist ausserhalb der Stadt ein unvergleichlich angenehmer Spatzier-Gang unter Cocos-Pomerantzen, Citronen- und andern Bäumen, welche sie die Traurigen nennen, welche das gantze Jahr grün sind, und nur des Nachts blühen, an Tage aber ihre Blüten schlüssen: allhier ergötzen sich die Einwohner der Stadt, welches eigentlich ihr Hof ist. Man gehet durch vier Thore in die Stadt, das erste heisset das Festungs-Thor, das andere das neue Thor, das dritte das Brücken-Thor, und auf den Namen des vierten kan ich mich nicht besinnen.

Das Land ist sehr morastich, weil es niedrig und platt ist, auch gar keine Berge hat, ausser einen sehr hohen fünff Meilen von Batavia, welcher der blaue Berg heisset; an diesem Orte suchen die Banditen ihre Sicherheit in einem daselbst angelegten Schlosse, von da aus sie beständig durch das Land streiffen und die Dörffer ausplündern, und denen Einwohnern die Kinder wegnehmen, wenn sie ihnen nicht Lebens-Mittel verschaffen, welches sie hertzlich gern thun, sich von ihren Raubereien zu befreien.

Die Lufft daselbst ist sehr gemäßiget und gesund. Die Einwohner des Landes erreichen gemeiniglich ein Alter von hundert Jahren, wobei sie niemals kranck sind, und weder von Aderlassen noch Artzneien etwas wissen. Die Fieber sind daselbst nicht so gemein als in Europa, und

wenn von ohngefehr ein Europäer damit befallen wird, so wird er gar bald und noch eher davon befreiet wenn er sich in saltzigten als süssen Wasser badet. Der Durchlauff verlieret sich auch gar leicht wieder ohne ein anderes Artznei-Mittel zu gebrauchen. Die bei denen Indianer gemeinste und unsern Aertzten unbekannte Kranckheit ist, das so genannte Barberes, welches ich vor eine Art eines Scorbuts halte. Ehe sie damit befallen werden, so werden die Waden so weich als ein Schwamm, und darauf so hart daß man meinet Blei an Füssen zu haben; welches dermassen abmattet, daß man kaum aufrecht stehen kan, und genöthiget ist an Krücken zu gehen. Es finden sich wenige Personen, welche nicht damit befallen werden. Zu Paris, wo man saget daß die Aertzte grosse Aderlässer seyn, würde man denen Krancken das Blut abzapffen den Umgang desselben zu erleichtern; allein in Batavia bestehet das eintzige Hülffs-Mittel darinne, daß man die Schenckel des Tages dreimal eine gantze Stunde iedesmal mit neuen Cocos, Rosen oder Spic-Oele streichet, und sich in Gedult fassen muß dieses Ubel drei Monat und manchmal noch etwas länger auszustehen. Ich vor meine Person habe GOTT sey Danck keinen Anfall von dieser Kranckheit gehabt, davon viele Holländer wegen ihrer allzu vielen bei sich habenden Feuchtigkeit lahm bleiben, welche von dem allzu vielen Biere, so sie trincken, und der vielen Butter und Käse, die sie essen, herkommt.

Die

Die Handlung, welche in Batavia getrieben wird, ist nicht nur eine von denen wichtigsten in Indien, sondern auch ohne die geringste Vergrösserung, die allerwichtigste in der gantzen Welt. Es ist wahr, daß die Frantzosen viele Wohnplätze in Ost-Indien, als auf der Insul Bourbon, Pondicheri, Surate und an andern Orten haben, ingleichen die Portugiesen so wohl in denen Haven des festen Landes als auf denen Insuln; allein bei allen diesen ist nichts mit der Handlung derer Holländer in Batavia in Vergleichung zu stellen. Es kommen daselbst täglich aus allen Indianischen Plätzen, allwo sie ihre Handlungs-Stuben haben, Schiffe an, und die Völcker von denen Malabarischen und Coromandelschen Cüsten, aus Bengala, Sumatra, Banda, Malaca, Mocka, Amboigne, Timos, Solor, Tenquin und Japan handeln daselbst mit allen Arten von Waaren, ingleichen die Einwohner derer Insuln de l'Anonciade, St. Helene, Mosamlicke, des Vorgebürges der guten Hoffnung, von Surate, Cananor, Banaao, Colombo, Ponte de Galle, Tequenepatan, Negapatan, Basulipatan, und überhaupt aus gantz Indien, woraus die Holländer unschätzbaren Reichthum in Batavia als einer allgemeinen Niederlage zusammen bringen, selbigen nachgehends nach Amsterdam in Holland zu schicken.

Die Handlung in Batavia.

Aus Bengala bringet man alle Arten Getraides, Reiß, Vieh, Salpeter, goldene und silberne Stoffen und andre Kauffmanns-Waaren

nebst

nebst einer Menge Sclaven nach Batavia. Aus Malaca ziehen die Holländer eine Menge fein Zinn und ein ander Metall, welches Praute heisset, welches man verarbeitet und vornemlich zu Degen-Gefässen gebrauchet, welche wie Silber aussehen. Meiner Meinung nach ist es mit derer Engelländer Tombac einerlei.

Von Palicate und denen Coromandelschen Cüsten kommen viele mit Reiß, Schaaff-Vieh, Eß-Waaren und Erfrischungen beladene Schiffe an, welche vor ihre Schiffe und Besatzungen hinlänglich sind.

Von Balsora in Persien bekommen sie eine grosse Menge reiche Stoffe nebst vielen andern kostbaren Waaren, Gold, Silber, Edelgesteine, Diamante, Saphire, Smaragde, und Topasen von Gold und Silber nebst einer Menge kostbarer Tapeten.

Von Sumatra wird ihnen Bau-Holtz gebracht, welches so wohl zu neuen Bauen als Ausbesserung von Batavia nöthig ist, allwo sich dreizehen auf Pfählen erbaute Bollwercke und eine Menge Brücken befinden.

Aus der Insul Banda eine Menge Gewürtze, als Nelcken, Muscaten, wohlrüchend Holtz, Gummi, Stein und Kalck zum Bauen.

Aus Ambonie oder Ambon, eine Menge Muscaten; allein es ist kein Ort in Indien, welcher ihnen mehr gekostet hat, so wohl wegen des Verlusts einer unzähligen Menge Volckes, ehe sie sich darauf feste setzen konnten, als wegen des star-

starcken Geruchs der Muscaten, welcher die Lufft sehr ungesund machet, daher sie auch alle drei Jahre ihre Besatzung abwechseln müssen, weil die meisten Soldaten mit Kranckheiten beschweret werden.

Aus Ceylon ziehen sie grossen Reichthum, als Zimmet, wohlrüchendes Eben- Brasilien- und Roth-Holtz vor die Färber, Marmor, Tomarinden, schwartzen und weissen Zucker, und Casia.

Die nahe an Madagascar gelegene Insul Mauritius liefert ihnen grauen und gelben Ambra, und Eben-Holtz.

Von der Insul Formosa bekommen sie Gold und Peglan, also werden von denen Mohren gewisse Arten Stoffe mit seidenen Blumen geneñet, ausser dem wohlrüchenden und Färber-Holtze.

Solar führet ihnen eine grosse Anzahl Sclaven zur Arbeit und Wiederverkauff zu.

Aus Tanquin, China und Japan bekommen sie viele schöne Schränckgen, und kostbares Hauszgeräthe, prächtige Stoffe von Seide mit Gold und Silber durchwürcket, Muscus und andere seltsame und theure Waaren.

Aus Japan viel weissen Zucker und Schiffs-Bau-Holtz.

Beschaffenheit derer Einwohner in Batavia.

Die Stadt Batavia ist von vielerlei Völckerschafft bewohnet; darunter befinden sich Chineser, Mohren, Japaner, Persianer, Malabaren, Holländer, Frantzosen, Engelländer, Dänen, Cingler, Banianen, Bengalaner, Portugiesen und andere mehr. Sie genüssen alle eine völlige

Ge-

Gewissens-Freiheit; allein die Chineser sind unter allen die stärcksten, und bringen dem Statthalter einen grossen Tribut ein. Sie sind alle reiche Kauff-Leute, und haben wohlversehene und kostbare Läden. Sie bezahlen dem Statthalter monathlich einen Reichs-Thaler, daß sie die Freiheit haben überschlagene Haare zu tragen, und selbige mit einer goldenen Nadel, an deren Knopffe ein grosser Diamant eingefasset ist, zu befestigen. Der übrige Kopff ist glatt beschoren: denn die meisten gehen mit blossen Haupte, und die andern tragen einen kleinen durchlöcherten Haupt-Bund, wodurch man die Haare sehen kan, und an denen blossen Füssen sehr schöne Babuschen (eine Art von Pantoffeln) Sie tragen lange Röcke oder weisse sehr kostbare Simaren. Einige tragen Halb-Hosen, die biß an die Knie gehen, uud ein Halb-Hemde darüber.

Naturel derer Chineser.

Alle Morgen gehen sie in die auf der Rhede liegende Schiffe und schreien dreimal: Balansoor, das heist, Waare zu verkauffen, oder ein Handels-Mann der kauffen will, worauf die Schiffs-Leute und Verkauffer zu ihnen kommen und ihnen ihre Waaren verkauffen. Die Chineser sind in der That die allerfleißigsten Kauff-Leute in Indien; allein man kan auch sagen, daß sie die allerwollüstigsten und verschwenderischten unter allen Menschen, und die größten Spieler von der Welt sind. Sie sparen zu ihrem Vergnügen keine Kosten, und dencken auf nichts als ihre Bequemligkeit. Sie haben eine grosse

Menge

Menge Sclaven, und lassen sich auf eine ungemeine Art bedienen; denn sie sind überhaupt sehr reinlich in allen ihren Sachen, vornemlich aber in ihrem Essen, etliche essen Fleisch, andere hingegen rühren es nicht an. Sie greiffen ihre Speisen nicht mit denen Fingern an, sondern heben ihre Bissen sehr geschickt mit zwei kleinen goldenen oder silbernen Stäbgen auf, die Aermern aber mit Gabeln von Japanischen Kupffer oder feinen Zinn. Sie brauchen grosse Schüsseln von feinen und durchsichtigen Porcellin, und ihr Tisch oder Teppicht ist gemeiniglich mit funffzehen biß zwantzig kleinen Schalen besetzet, darinne sich allerhand Fleisch, Wurtzeln, Fische, Sallat, Eingemachts, und vornemlich eingemachter Ingwer, langer Pfeffer und andern Gerüchten befindet, wobei es zu gleich an allerhand Arten von Getränckе nicht fehlet. Ihre Weiber und Kinder essen selten mit ihnen.

Sie fahren alle Donnerstage Morgens auf kleinen Schiffen auf denen durch die gantze Stadt lauffenden Canälen spatzieren, und nach Mittags gehen sie alle Tage zu Fusse durch die Strassen, wobei sie von zwei Sclaven eine grosse Paucke tragen lassen, worauf sie durch einen Klöppel-Schlag die Spieler zusammen ruffen, welche sich hierauf versammeln, und auf mit Helffenbein eingelegten Tischen von Eben-Holtz auf öffentlicher Strasse mit Würffeln spielen, welche sie gleichfalls durch ihre Sclaven bringen und mit einem seidenen Teppich bedecken lassen. An

ihren

ihren Gürteln tragen sie gemeiniglich Taschen von unterschiedenen Farben, roth, grün und gelbe, darinne sind viele Fächer die unterschiedene Geld-Sorten hinein zu stecken. Sie werden offtmals so hitzig im Spiele, daß sie nach dem Verluste ihres gantzen Vermögens ihre dabei stehende Weiber und Kinder auf das Spiel setzen, und sich wegen ihres Verlusts keinen Kummer machen, indem sie wohl wissen, daß die andern Chineser sie beschencken, und ihnen den Werth des Verlohrnen wiedergeben.

Es ist eine unter ihnen eingeführte Gewohnheit, daß sie einen Spieler drei mal wieder aufhelffen, allein wenn er das dritte mal unglücklich ist und alles des seinige verspielet, so überlassen sie ihn seinen unglücklichen Geschicke, und zur Straffe schneiden sie ihm den auf den Wirbel stehenden Zopff Haare ab, welches bei ihnen Ehrloß macht, und theilen diese Haare in gleiche Theile unter sich: Hierauf verweisen sie ihn auf ewig aus ihrer Gesellschafft, schreiben seinen Namen in ein grosses Buch von Bananen-Blättern, und lassen diesen unglücklichen durch ihre Knechte auf eine Meile von der Stadt führen, welche sich offtermals aus Verzweifflung ins Meer stürtzen, oder in die Wälder lauffen, denen wilden Thieren in Rachen zu gerathen, damit sie ihre Schande und Unglück nicht überleben wollen. Die Holländer widersetzen sich dieser Gewohnheit in geringsten, sie sind vergnügt

gnügt wenn sie Friede haben, und also lassen sie auch iedem die Freiheit seinen Gebräuchen zu folgen.

Die Chineser sind eben so eifersichtig auf ihre Frauen als unsere Portugiesen. Wenn sie Spieler seyn, so ein Handwerck daraus machen, so nöthigen sie dieselben zu Hause zu bleiben, wo sie sehr kostbare seidene, goldene und silberne Stoffe und auch Mignatur-Gemälde verfertigen müssen, welche ihnen die Fremden abkauffen. Sie sind ungemein reinlich so wohl in ihrem Haußrathe als Kleidern. Ihre Bett-Stellen sind gemeiniglich von Eben-Holtz mit vielen Figuren von Gold und Helffenbein ausgeschmücket, und mit vielen Matrazzen angefüllet, welche von viel bessern Pflaumen-Federn als die Europäischen, und mit dem schönsten Fiderdon ausgestopffet sind, welche man in Franckreich und andern Reichen so hoch hält. Sie sind mit einer seidenen Decke welche mit erhabener Sticker-Arbeit von Gold und Silber kostbar ausgeschmücket ist, bedecket, über welche sie selbige desto mehr zu schonen und zu erhalten eine grosse gewürckte und gestickte Decke breiten. In ihren Cammern haben sie eben so kostbare viereckte Küssen als die Bett-Decke, und vornemlich unter einer grossen Himmel-Decke, worinn sie sich wie in einem Alkoven absondern können. Das übrige des Zimmers ist mit denen schönsten Lehn-Stühlen, auserlesenen Schildereien und denen kostbarsten Porcellinern Gefässen aufgeputzt.

Abschilderung derer Chinesischen Frauen.

Die Chinesische Weiber sind viel besser gebildet als ihre Männer, denn die meisten von diesen haben ein breites Gesichte und eine ziemlich gelbe Haut, eine grosse Nase fast wie eine Mispel geformet; bei denen meisten ist sie breit geflätscht, der Bart düne und ihre Länge denen Holländern gleich. Hingegen sind ihre Weiber schlanck, obgleich bei gutem Leibe, die Haut ist unvergleichlich, die Augen so schön als sie auf der Welt seyn können, und der Mund angenehm; allein sehr wenig haben eine wolgebildete Nase, denn man drücket ihnen solche platt, so bald als sie auf die Welt kommen. Sie haben durchgehends so kleine Füsse, als ein Kind von fünff Jahren, weil man ihnen die Füsse, so bald sie gehen lernen, auf eine sonderbare Art einpresset, doch haben sie diesem ohngeachtet einen guten Gang. Sie besitzen mehr Sittsamkeit und Tugend als alle andere Weiber in gantz Indien, und sind wenigstens bei ihren Liebes-Händeln so eingezogen als die Spanierinnen und Italiänerinnen. Denen Verstorbenen leisten sie die Woche zweimal einen grossen Dienst, und alle Mittewochen und Sonnabende gehen sie in dem prächtigsten Aufputze auf die Gottes-Acker oder andere Begräbniß-Orte, welche sie mit denen reichsten Tapeten auszieren, und nach verrichteten Gebet nach dem Klange unterschiedener Instrumente, mit welchen sie ihre angenehme Stimmen vermischen, mit einander tantzen. Vor diesem liessen sie auf denen Gräbern ihrer Eltern und Freunde Essen

und

und Trincken stehen, allein heutiges Tages ist es nicht mehr üblich, weil die Soldaten von der Besatzung sich solches zu Nutzen machen, und wegnehmen, welches sie vor eine Entheiligung halten. Sonst legten sie auch etwas Geld in die Erde ihre Schulden zu bezahlen, im Fall sie solches bei ihrem Leb=Zeiten nicht gethan hätten, allein diese Gewohnheit ist gleichfalls abgeschaffet.

Die Chineser sind bei nahe alle Heiden und Abgötter, wie die Banianen und andere Indianische Völcker, die in Batavia wohnen, und welchen die Holländer, sie nicht zu Feinden zu machen, die Freiheit lassen nach ihrer Gewohnheit zu leben, und eine Religion zu erwählen, die ihnen am besten gefällt. Durch diesen Staats-Griff haben sie allerhand Völckerschafft und alle Arten der Handlung an sich gezogen.

Ich fragte einsmals einen Chineser, der unterschiedene Sprachen redete, was er von der Christlichen Religion hielte. Mein Herr, sagte er zu mir, ich will nicht darüber urtheilen, aus der Ursache, weil wir alle in der Religion unserer Väter gebohren und erzogen sind, und wenn wir grösser werden, und zu einem vernünfftigen Alter kommen, dieselbe immer vor besser als anderer Völckerschafften ihre halten. Ein Portugiese von Macoa erzehlte mir eines Tages, daß die Chineser durchgängig sehr arbeitsam u. so emsig auf die Arbeit wären, daß sie nicht eher nachliessen, biß sie das, was sie einmal vorgenommen, zu Stande gebracht hätten; denn es machen sich ge-

meiniglich ihrer viere oder fünffe über ein Werck, und in währender Zeit ein Theil der Arbeiter schläffet, so arbeiten die andern, auch so gar des Nachts über. Wenn dieses Volck weiß, daß ein Handels-Mann Geld anzuwenden hat, so thun sie alles was sie nur können solches zu erhalten, indem sie ihnen alle Arten Kauffmanns-Waaren zu tragen. Er sagte mir auch, daß es eine Landes-Gewohnheit sey, daß alle Personen von einerlei Handthierung beisammen in einer Strasse der Stadt wohnten, deshalben habe er in Canton, einer grossen etwann fünff und viertzig Meilen von Macao gelegenen Stadt, bemercket, daß alle Mahler in einer Strasse, die Schuster in einer andern, und also die andern Handwercks-Leute bei einander gewohnet hätten. Auch so gar der Adel hat seine besondere Wohnung, der grosse Adel bewohnet eine Strasse, und der kleine eine andere. Dieser Portugiese setzte noch hinzu daß unter allen Sclaven die Chineser die treuesten, fleißigsten und munterstен bei der Arbeit wären; vor diesen hätte es Portugiesen in Macao geneben, welche junge Chineser zu entführen gewußt, und selbige nachher verkaufft hätten. Ich will es erzehlen, wie sie es angefangen.

Diese Menschen-Händler reißten unter einigen Vorwande nach Canton, und bei ihrer Zurück-Reise vertheilten sie sich in alle Dörffer längst der Cüste, und wohl drei biß vier Meilen tieff ins Land hinein, und wenn sie hübsche Kna-

ben oder Mägdgen antraffen, so lockten sie selbe durch ausgetheilte Näschereien an sich, biß sie sie ein wenig abseits hatten, da sie sie denn an einen gewissen Orte der Cüste führten, wo man sie des Nachts auf dazu bestellte Barquen setzte sie anderwärts zu verkauffen. Ein Mandarin, so Statthalter über die Provintz Canton war, bekam durch das gemachte Geschrei und Wehklägen derer Eltern dieser armen unglücklichen Kinder Nachricht von dieser Unordnung, und fand zu Ausführung seiner Rache vor dienlich einen Portugiesischen Schiffs-Hauptmann, so sich damals gleich in Canton befand, gefangen zu nehmen. Der Mandarin ließ ihn vor sich fordern, er muste gehorsamen, weil er es wegen der vielen Gerichts-Diener, die ihn umringet hatten, nicht ändern konnte. Als ihn der Statthalter in seiner Gewalt hatte, so fing er die hefftigsten Klagen wider ihn und seine Völckerschafft an, und verdammte ihn zum Tode und seines Schiffs verlustig. Der Hauptmann durch diesen Streich gantz betäubt, fiel dem Mandarin zu Füssen, und bezeugte seiner und seiner gantzen Ladung Unschuld, welche wegen des Verbrechens eines andern nicht straffbar wären; endlich ward dieser Bediente ein wenig besänfftiget; weil er aber den Schiffs-Hauptmann nicht gantz ohne Straffe loß lassen wollte, so ließ er ihn nackend ausziehen und der Länge lang auf den Bauch legen, wie es unsere Völckerschafft mit ihren Sclaven machet, und darauf zwei hundert Streiche

mit einem langen Rohre geben, welches Bambu heisset, und womit man die Missethäter zu straffen pfleget, daß ihm dadurch die Haut über den gantzen Leib zerschlitzet war, weil der schlagende bei iedem Streiche das Rohr als eine Säge zurück zoge. Also ward dieser arme Hauptmann ohne sein Verschulden gestriegelt, und brachte seinen Landes-Leuten in Macau die Nachricht davon in Person, welches sie vor das künfftige ein wenig eingezogner machte.

Die Chineser sind überhaupt fein und geschickt. Eben dieser Portugiese, erzehlte mir einen recht lustigen von ihren feinen Streichen; als er einsmals in Canton bei eines Braten-Kochs-Bude vorbei gegangen, gefiel ihm eine Ente, welche kalt war, und sehr fett schiene; er bezahlte sie also um den überein gekommenen Preiß, und nahm sie mit an Bord seines Schiffes; allein als er das Messer ansetzte sie in Stücken zu zerschneiden, befand er daß es eine sehr geschickt zu bereitete über Pappe ausgespannte blosse Haut war, welche einen vollkommenen Enten-Rumpff vorstellte; die Gesellschafft lachte ziemlich auf seine Unkosten; allein ihn einiger Massen wegen des Verlustes seines Geldes zu trösten berichtete man ihm, daß man in denen Häven des Landes fette Schweine schlachte, und die Schincken davon denen Schiffs-Leuten oder fremden Kauff-Leuten verkauffe; wovon sie alles Fleisch abmachten, und an dessen statt den blossen Knochen mit einer schwartzen Erde überzögen, und mit dem Fette und der

Schwar-

Schwarte des Schinckens solche so geschickt überzögen, daß sie auf solche Art die allergescheutesten betrögen, da man zumal die falschen von denen wahrhafften um so viel weniger erkennen könnte, weil sie nach dem Gewichte verkaufft werden.

Die Policei in Batavia ist sehr gut; die Bediente, welche die Aufsicht darüber haben, durchsuchen die Stadt und alle Häuser zu Vermeidung aller Unordnung auf das richtigste; es lieget ihnen die Ausbesserung derer öffentlichen Gebäude so wohl als derer bürgerlichen ob. Die Unterhaltung der Mauern, Bollwercke, Brücken und Dämmen erfordern einen erstaunenden Aufwand, weil der grösste Theil der Stadt auf Pfälen erbauet, woran gar öffters etwas zu bessern ist. Policei in Batavia.

Die Gerechtigkeit wird daselbst mit der äussersten Schärffe und vornemlich gegen die Räuber, Diebe und Beutel-Schneider ausgeübet, welche wegen eines gar geringen Diebstals auf das härteste bestraffet werden. Diese Ordnung ist höchst nöthig die Sclaven in ihrer Schuldigkeit zu erhalten; denn wenn man keine Schärffe wider die Dieberei brauchte, so würde man in dieser Stadt nicht das geringste sicher behalten, denn die Anzahl derer Sclaven ist weit grösser als derer Kauff-Leute und Herren. Man schmeisset allen Personen von beiderlei Geschlecht, wenn sie den Tod verdienet haben, die Köpffe ab; vor ein geringeres Verbrechen aber schneidet man ihnen entweder ein Ohr, oder die Nasen-Kuppe, oder

die Spitze von Kinn, oder einen Finger ab, und brandmarcket sie nach diesem auf Holländische Art; sind es Schiffs-Leute, oder andere, die Vermögen haben, so ziehet man ihre Besoldung ein, und nimmt ihnen was sie haben, worauf sie in die Eisen geschlagen, und einige Wochen mit Brod und Reiß gespeiset werden.

Die Sclaven, welche man auf dem Diebstahl ertappet, werden auf eine andere Art gestraffet: man lässet sie auf den Bauch legen, und ihnen die Arme, Beine und den Halß ausspannen, auf ieden setzet sich ein anderer Sclave oder Schwartze, welche Caffern heissen, welche ihn mit Ruthen biß auf das Blut peitschen, biß er sein Verbrechen bekannt und um Gnade gebeten hat; darauf waschen ihn die Caffern mit Saltz-Wasser, legen ihm eine starcke Kette an den Fuß, die an einem grossen Holtz-Klotze fest gemachet ist, denn der Gefangene hinter sich drein schleppen muß, und gemeiniglich viertzig biß funfftzig Pfund wäget; und derjenige so darüber ertappet wird, daß er ihn loß machen wollte, kömmt so gleich an seine Stelle.

Sie haben noch eine andere Leibes-Straffe, welche in meinem währenden Daseyn an einigen Gefangenen, welche aus dem Gefängnisse hatten entspringen wollen, vollstrecket ward. Diese bestehet in zwei grossen zusamen gepaßten und an der Mauer feste gemachten Stücken Holtz, in welchen sich Löcher nach der Grösse derer Hände und Füsse befinden; vor solche wird der Züchtling hin

ge-

geleget, und die durch bemeldete Löcher gesteckter Hände und Füsse mit einem Schlosse feste gemacht, daß er sich weder rühren noch wenden kan.

Hartes Verfahren derer Portugiesen wider ihre Sclaven.

Ubrigens sind die Sclaven zu Batavia in einem Paradiese in Vergleichung der Begegnung so ihnen in Goa widerfähret: Denn es ist nit eine einige Art barbarischer Straffen, welche man ihnen an diesem letzten Orte nicht empfinden lässet. Ich muß es zur Schande ihrer Einwohner sagen, und da es nicht löblich wider seine eigene Landes-Leute zu reden, so würde ich solches gleichfalls nicht thun, wenn mich das Gewissen nicht darzu verbände. Sie belegen diese elenden mit doppelten Ketten und lassen ihnen manchmal zwei biß drei hundert Stock-Streiche auf den Bauch geben. Andere lassen sie mit dem Bauche auf die Erde legen, wie zu Batavia, und zwei andre Sclaven schlagen ohne Erbarmen auf den armen Cörper zu, als wenn sie dräschen. Bei dieser grausamen Verrichtung sitzet der Herr ohne das geringste Erbarmen, zählet die Streiche mit einer ernsthafften Stellung nach denen Corallen seines Rosen-Crantzes, und wenn etwann diejenigen, so die Vollstreckung dieser Straffe haben, nach des Herrn Meinung nicht starck genung zuschlagen, und ihre Gesellen zu verschonen scheinen, so lässet er sie an dessen Stelle legen und gantz erbärmlich striegeln.

So lange ich mich bei meinem Wirthe zu Goa befand, hörte ich alle Nachte solche Prügeleien mit untermischten schwachen Winseln, denn sie stecken ihnen ein leinen Tuch in den Halß, dadurch das starcke Schreien zu verwehren. Wenn sie auf diese Art durch gegerbet sind, schneidet man ihnen die Striemen mit einem Scheer-Messer auf, und thut Eßig und Saltz hinein, daß keine Würmer wachsen und keinen Krebs verursachen sollen. Sie haben noch eine andre Leibes-Straffe vor diese Elende, sie lassen dem gantz nackigten und auf dem Bauche liegenden Verbrecher heissen Speck über den Leib tröffeln, daß sie vor Schmertzen Vater und Mutter, die sie zur Welt gebracht, und die angenommene Christliche Religion verfluchen, weil sie nicht vermögend ist die Menschen von dergleichen barbarischen Verfahren abzuhalten; als ich dergleichen unerhörte Grausamkeiten erfuhr, bin ich darüber erzittert, und bis auf das innerste meiner Seele betrübt worden.

Ich will diesen Articul mit Erzehlung einer Grausamkeit schlüssen, die ihres gleichen nicht hat. In währenden meinen Auffenthalte zu Goa hatte ein Einwohner eine junge schöne und wohlgestaltete Sclavin erkauffet, selbige lobte er über der Mittags-Malzeit gegen seine Frau, sonderlich ihrer Zähne wegen ungemein, welche überaus weiß und gleich waren: Diese wollte sie sehen, und als sie selbe auf das genauste betrachtet hatte, schickte sie sie nebst denen andern ohne ein

Wort

Wort zu reden wieder fort; allein in Abwesenheit des Mannes ließ sie diese schöne Sclavin binden, ihr alle Zähne einen nach den andern ohne Erbarmen ausreissen, und ohne den Zorn ihres Mannes zu befürchten, auf das erbärmlichste verstümmeln.

grosse Freiheit derer Weiber in Batavia.

Was mir am aller befremdlichsten in Batavia vorkam, war die grosse Freiheit, welche die Weiber in dieser Stadt haben, und ich habe mich mehr als einmal verwundert, wie die Holländer, welche sich so feine Staats-Leute zu seyn rühmen, und bei dem Regiment ihrer Städte eine so grosse Policei spüren lassen, haben erdulten können, daß ihre Frauen und Töchter in Batavia über ihre Gewalt nur spotten; denn in keiner Stadt von der Welt hat man mehr Ehrerbietung und Hochachtung vor sie als hier; daß wenn ein Mann sich in Sinn kommen läßet seine Frau in Zorne zu schlagen, und sie sich deswegen bei dem Statthalter beklaget, derselbe ins Gefängniß geworffen wird, und nicht eher wieder heraus kömmt, als biß es seiner Frau gefällt ihn loß zu lassen; daher sie sich auch alle Freiheiten heraus nehmen, und in Gegenwart derer Männer ihre Buhlereien treiben. Ich habe die Zeit meines Auffenthalts in dieser Stadt ein dergleichen Beispiel mit angesehen.

Ein reicher Kauffmann ohngefehr von fünff und dreißig Jahren, hatte eine Holländerin, die nur achtzehen Jahre zählte, geheirathet. Sie war schön und sehr lustig, sie liebte die Verschwendung,

dung, eine gute Malzeit und die Ergötzligkeiten, da ihr Mann der Wirthschafft und Sparsamkeit ergeben war. Er traff selbe einmal in ihrem Zimmergen an, allwo sie sich mit einem ohnlängst angekommen Frantzosen auf ihr Bette geleget hatte: er näherte sich derselben und schalt sie heßlich aus, er gab ihr eine Ohrfeige und wolte zu gleicher Zeit die Thüre zuschlüssen, dem Liebhaber den Ausgang zu verwehren, und ihn vielleicht seiner Einbildung nach tapffer abzuprügeln: allein die Schöne war damit nicht vergnügt, daß sie dem Frantzosen zu seiner Flucht behülfflich war, sondern gieng auch zum Statthalter sich über ihren Mann wegen der ihr angethanen Beschimpfung zu beklagen, er ward ohne Verzug und weitere Umstände ins Gefängniß geleget, und um wieder heraus zu kommen gezwungen, seine Frau demüthig um Verzeihung zu bitten, und ihr grosse Geschencke zu geben, davon sie dem Urheber der gantzen Unordnung gleichfalls seinen Antheil zustellte. Ich habe dieses Beispiel zum Beweiß der Gewalt derer Holländerinnen über ihre Männer angeführet. Allein hier ist eine Historie von andrer Art, dabei ich ein Zeuge gewesen.

Ein einem Indianer gespielter Streich.

Ein Indianischer sehr reicher Kauff-Mann verliebte sich in eine sehr schöne Frau eines Chinesers, und sparte keine Bemühungen und Mittel, die er nur erdencken konnte, sie auf seinem Weg zu bringen. Da er aber seinen Endzweck weder durch Bitten noch Geschencke zu erhalten ver-

mochte, so ward er grob. Diese Frau war so vielen Verfolgungen überdrüß und entdeckte die Sache ihrem Manne, welcher ihr als ein lustiger Fuchs befahl, diesen Buhler einen verliebten Sammel-Platz um die von ihm gesetzte Zeit und Stunde zu benennen, da er sich unterdessen anstellen wollte als ob er ausgienge, so gleich aber wieder nach Hause kommen wollte.

Dieser Anschlag wurde genommener Abrede nach ins Werck gerichtet, und der Indianische Kauffmann empfing diese Nachricht von der Frau mit so vielen Vergnügen über sein gutes Glück, als daß er die benennte Zusammenkunfft hätte verfehlen sollen, allein kaum war er ins Hauß, als der verdrüßliche Ehe-Mann zurück kam und die Lust störete. Hierbei stellete sich die Frau voller Angst, und ersuchete den Indianer sich in einen leeren Kuffer zu verbergen, worein man sonst das Porcelain zu verschlüssen gewohnet war, welches er auch aus Furcht vor der Wuth des Mannes that. So bald die arglistige den Koffer mit einen doppelten Schlosse verschlossen, öffnete sie ihrem Manne die Thüre, welcher den Indianischen Kauffmann biß den andern Morgen abmartern ließ. Man hatte vorbedächtig kleine Löcher in den Koffer gemacht, wodurch dieser arme Betrogene frische Lufft schöpffen kunte. Nach angebrochenen Tage gab der Mann seinen Sclaven Befehl diese Küste auf dem Basar oder Marckt zu tragen, so bald sie damit und auch der Mann daselbst angelanget wa-

waren, stellete er auf diese Küste unterschiedene Proben Porcellain, mit der Versicherung, daß er so viel Dutzend von der Art, so viel Dutzend von einer andern Art in dieser Cüste zu verkauffen hätte. Nach genugsamer Betrachtung dieser Proben war enlich ein Kauffmann des Preises einig; also mußte die Cüste aufgemachet, die Waaren besehen und überliefert werden: Allein zur größten Bestürtzung vor den darin Verborgenen, daß er sich solcher Gestalt dem Gelächtere und Gezische des Volcks ausgesetzt sahe: von der andern Seite stellete sich der Verkäuffer gantz befremdlich, und gab vor daß er nicht wüßte was dieses sagen sollte, und wollte den Indianischen Kauffmann gefangen nehmen lassen, welcher ausdrücklich in sein Hauß gekommen sey und sich in diesen Koffer verborgen haben müsse, ihm einen übeln Streich zu spielen. Diese Historie ward in der gantzen Stadt bekannt, und gab bei allen Gesellschafften zur Unterredung Anlaß, biß einige Tage hernach eine andere diese in Vergessenheit brachte, wie es gemeiniglich in grossen Städten zu geschehen pfleget.

Die Frauen in Batavia gehen überall spatzieren, wo es ihnen gefällt; allein gemeiniglich fahren sie auf Schiffen durch die Stadt, und halten offtmals stille, denen Jonglern und Mohren zu zu sehen, welche tausenderlei poßirliche Drehungen und Sprünge machen, etwas Geld zu erhaschen. Uberhaupt giebt es durch gantz Indien, in Persien, in der Türckei, gewisse Arten Leute, wel-

welche erstaunende Dinge machen, so von denen einfältigen Leuten des Teuffels-Hülffe zugeschrieben werden. Ich habe einen von diesen ziemlich grossen Jonglern gesehen, welcher einen andern auf dem Ende einer Stange trug, die so hoch als eine Pieque war; er saß auf der Spitze mit den Beinen um die Stange angeklammert, und ließ den Kopff und die Hände hengen. Derjenige der die Stange trug stützte sie in seinem Ledern Gürtel und richtete sie mit solcher Geschicklichkeit in die Höhe, daß der darauf sitzende in seine Händ fiel. Ich habe auch einen andern gesehen, welcher mit grossen höltzernen Schuhen, und auf vier Fuß hohen Steltzen zwei Emmer voller Wasser durch die Strassen trug, ohne einen Tropffen zu vergüssen, und gleichwohl öffters drei und vier Sprünge dabei thun.

Es ist ein sehr schönes Hospital in Batavia, allein mit Läusen und Flöhen wohl versehen. Dieses Hospital ist ziemlich wohl angeordnet, und allezeit eine grosse Anzahl Holländischer Krancken darinne. Fremde werden gleichfalls darinnen aufgenommen, und sehr wohl verpfleget. Wer kein Geld hat, findet wenig vor den Mund. Es ist daselbst ein Aufseher oder Ober-Meister, welcher vor alle, so an diesen Orte, zahlet. Die Holländer erhalten ihre Besoldung die gantze Zeit ihrer Kranckheit über, so gut als wenn sie auf denen Schiffen oder in den Besatzungen dienten. Der Spital-Meister nimmt die Helffte von ihrer Besoldung zum Unterhalt,

und

und dieses Geld bekommen die Herren von der Holländischen Gesellschafft allzeit wieder zurück, und der Spital-Meister behält nichts. Sie bleiben lieber da als daß sie zu Schiffe gehen sollten, denn sie sind von Natur faul, daher man sie auch offtmals besucht, und wenn sie gesund seyn, mit Gewalt heraus treibet. Sie bekommen neun Francken den Monat nach Frantzösischer Rechnung, und bewickeln sich die Schenckel mit alten Lappen und Lumpen, damit sie desto Krämcker aussehen. Zu meiner Zeit als ich da war, befanden sich zwei Aertzte darinne, welche unterschiedene Sprachen redeten. Wenn diese Aertzte einen gefangenen Krancken besuchen, sind sie iederzeit von zwei Soldaten oder dem Schreiber des Orts begleitet, welche die Gefangenen des Tages etliche mal sehr fleißig zählen.

Der Spital-Meister hat des Tages fünff Sou zur Zehrung vor ieden Gefangenen, welchen er nichts bessers als denen Schiffs-Leuten u. Soldaten giebet, ausser einen kleinen Brödgen vor einen Sou zur Malzeit: Die Boots-Leute und Soldaten werden in diesen Hospital gemeiniglich mit Reisse in Wasser gekocht, und etwas gepöckelten Rind-Fleisch und alten gelbe Specke unterhalten, wobei sie alle Morgen eine Schaale Lippe-Lappe bekommen. Diese Art Gemüse wird von gehackten und mit Reiß gemischten Kräutern gemacht, welches dem Futter ziemlich ähnlich so man vor die jungen Hüner machet, wo-

bei

bei sie noch die Woche zweimal zwei kleine gebackene Fische mit etwas Eßig bekommen. Der Ort wo die krancken Gefangenen gespeiset werden, ist verschlossen, und mit grossen eisernen Gittern versehen.

Die Musen sind zu Batavia in schlechten Ansehen; die Republic der Gelehrten hat daselbst weniger Unterthanen als die Holländer; gleichwohl giebt es einige Druckereyen daselbst, allein die Pressen stehen meistens stille. Die beste gehöret denen Herren General-Staaten zu, und befindet sich in einer schönen Ordnung, und mit unterschiedenen Arten guter Schrifften völlig versehen. Zu meiner Zeit kam ein verliebt Histörgen einer Chinesischen Printzeßin heraus, sie war in drei Sprachen, der Holländischen, der Chinesischen und Portugiesischen gedruckt; ich will sie erzehlen wie ich sie gelesen habe, an manchen Orten aber abkürtzen, damit der Leser, welcher sich die Mühe nimmt, sie zu übersehen, durch die allzugrosse Länge nicht verdrüßlich gemachet werde.

Historie der Chinesischen Printzeßin Bilibamba und des Kiambu ihres Liebsten; des Thamilu, der Palicaleb.

Diese Printzeßin hieß Bilibamba, sie war in China und zwar in der Provintz Foquien gebohren. Ihr Vater stamte von den alten Chinesischen Kaisern ab, welche vor dem Einfall der Tartarn selbiges Reich beherrschten, und niemals hat die Natur ein so vollkommenes Meister-Stücke zur Reitzung der Liebe, als diese Printzeßin hervor gebracht. Sie hatte einen angenehmen Wuchs, lichte von Natur gekrausete Haare, schöne blaue

ma und anderer.

lebhaffte Augen voller Feuer und Majestät; die Nase war wohlgemacht, der Mund klein, die Lipven so roth wie ein Corall, und die Zähne so weiß als der auserlesenste Helffenbein. Der Leser wird erfahren, daß diese Beschreibung ein wesentlich Stück dieser Erzehlung ist. Bei so vielen Gemüths- und Leibes-Gaben hielt es der Printz ihr Herr Vater vor rathsam sie an einen Japanischen Printz Namens Cachimir zu verheirathen. Sie war dazumal erst vierzehn Jahr alt. Der besondere Nutzen des Hauses der Printzeßin erfoderte dieses Bündniß, und also wartete man weiter auf nichts, als auf eine bequeme Stunde solches zu vollziehen, welches auf nichts als auf den Willen des Japanischen Printzens beruhete. Der künfftige Bräutigam war höchstens achtzehen Jahr alt; Er war vollkommen schön, wohl gemacht, und der Printzeßin würdig, allein sie empfand gegen ihn nicht die geringste von denen Regungen, welche die Vorbothen der Liebe sind. Es ist wahr, Bilibamba war noch von so zarten Alter, welches einiger Empfindungen der Liebe unvermögend war, sie wußte nicht einmal was Liebe dem Worte nach bedeutete.

Dieser Printz Cachimir seiner Seits empfand an statt einer innerlichen Regung gegen die Printzeßin, vielmehr eine geheime Widersetzlichkeit den Willen und Rathschlägen des Printzens seines Vaters zu folgen, welcher aus Staats- und Familien-Ursachen ihm beständig befahl der

der

der Printzeßin aufzuwarten, und sich durch seine Dienste angenehm machen.

Auf diese Art verstrichen viele Monathe; die Gleichgültigkeit der Bilibamba gegen Cachimir vermehrte sich mit dem Alter, und sie wußte die Ursache davon nicht zu begreiffen. Unterdessen ward er alle Tage schöner und aufgeweckter; iedermann bewunderte ihn; sie allein sahe seine schöne Eigenschafften ohne die geringste Rührung gantz gelassen an, der Printz Cachimir seiner Seits, ob er gleich die Printzeßin so liebenswürdig und schön als einen Engel antraff, sahe sie dennoch ohne Bewegung an, und empfieng die höfflichen Bezeugungen über das Glück seiner künfftigen Vermählung mit ihr gantz kaltsinnig. So gar am Kayserlichen Hof ward man diese beyderseitige Gleichgültigkeit gewahr; die Hof-Leute geriethen darüber in Verwunderung, und die Befreunde der Printzeßin in Unruhe.

Diesen wechselhafften Wider-Willen zu überwinden wendeten die Freunde alles an, was sie vor vermögend hielten, in dieser beiden Hertzen gantz widrige Neigungen zu erregen: Allein die Stunde einander zu lieben war noch nicht gekommen, und ihre Bemühungen waren gantz vergebens. Eines Tages als sich der Printz Cachimir in dem Zimmer der Printzeßin befand, verliessen sie ihr Frauenzimmer aus Bescheidenheit und wegen in geheim empfangenen Befehls. So gleich sahe Cachimir Bilibamba mit einiger

Bestürtzung an, schöne Printzeßin, sagte er zu ihr, die Zeit nähert sich heran, darinne die Heyrath uns mit einander auf ewig verbinden soll, darff ich mich unterstehen euch zu fragen, ob euer Hertz nicht einigen Wider-Willen wider dasjenige Joch, so man ihm auflegen will, empfindet; denn kurtz, die Liebe folget nicht allzeit dem Willen unserer Eltern; ie mehr man unserm Hertzen zu widersprechen sucht, ie mehr entfernet es sich von demjenigen, wozu man es zwingen will. Ich verstehe euch Printz, sagte die Printzeßin lächelnd, ihr seyd ziemlich geschickt die Reden allgemein zu machen, welches uns alle beyde ins besondere angehet; Allein lasset uns die Verstellung bei Seite legen, und gestehen, das der Himmel uns nicht vor einander bestimmet hat; Und also ist es nicht billig, uns durch ein unglücklich Ehe-Band zu vereinigen, lasset uns unsern Eltern eröffnen, daß unsere Hertzen sich der von ihnen vorgeschlagenen Verbindung widersetzen, und ihnen dadurch zu erkennen geben, das sie sich durch eine gezwungene Verknüpffung ein immerwährendes Gewissen machen würden. Printz Cachimir voller Freuden über den Schluß der Printzeßin, warff sich zu ihren Füssen, und bedanckte sich mit solcher Imbrunst, das dieselbe, wenn sie aus Liebe gegen sie entstanden, ihn die sicherste Hoffnung einer gewünschten Gegen-Liebe hätte geben müssen. Er schwor ihr eine ewige Hochachtung, und da noch an eben demselben Tage die Eltern der Bilibamba zusammen kamen, so eröffneten der Printz und

die

die Printzeßin ihnen ihren gefaßten Schluß und beschworen sie mit thränenden Augen, sie nicht zu einer Verbindung zu zwingen, vor welcher ihre Hertzen einen unüberwindlichen Abscheu empfänden. Sie hatten viel Mühe sie zu bewegen, allein endlich nöthigten sie ihre Thränen und die betrübten Folgen, welche sie bei einer so widerwärtigen Heyrath vorher sahen, sie ihr Versprechen zurück zu nehmen, und das ihm angelegte gezwungene Band wieder aufzulösen. Der Printz Cachimir reißte nach Japan zurück, allwo er kurtz darauf eine Printzeßin von Tanquin mit Einwilligung ihrer gantzen Freundschafft heyrathete.

Die Printzeßin Bilibamba führte ihr Fürstlicher Vater nach Peckin, wo damals die Kaiserliche Hof-Haltnng war. In kurtzer Zeit zog sie daselbst eine Menge Anbeter an sich: Der ansehenlichste unter ihnen so wohl wegen seiner Verdienste als Geburth war der Sohn eines derer mächtigsten Herren des Kaiserthums, und hieß Kiambu, schwehrlich war ein vollkommenerer junger Mensch anzutreffen, seine geringste Verrichtungen begleitete er mit einer vollkommenen Anmuth, und weil er kein Gelehrter von unterssten Range war, so geschah sein Ausdruck mit aller ersinnlichen Zärtlichkeit; seine geringesten Reden waren mit Geist und Feuer angefüllet; Uberdieses war er wohl gewachsen, hatte ein Fürstlich Ansehen und das schönste Gesichte von der Welt. Mit so vielen Liebreitz wußte er sich

bey der Printzeßin so beliebt zu machen, daß sich ihr Hertz gar bald zu seinem Vortheil erklärte. Er hatte nicht lange Zeit die Unterweisungen derer einer Standes-Person anständiger Ubungen verlassen, und sich die empfangene Lehre so wohl zu Nutze gemacht, das kein Edelmann am Kayserlichen Hofe ja so gar in gantzen Kayserthume sich unterstand mit ihm weder in Reuten noch Tantzen noch Spielung allerhand Instrumenten in Vergleichung zu stellen.

Man kan sich leicht einbilden daß alles Frauenzimmer des Hofes einen solchen Herrn, als Kiambo war, auf das eifrigste zu erwerben sich bemühete, allein er erklärte sich vor Bilibamba, er kam ihr niemals von der Seiten, daß ihr also die Verstellung seines Hertzens unmöglich lange verborgen bleiben konnte. Die Eltern der Printzeßin bemerckten diese anfangende Liebe ohne Verdruß; Und wie hätten sie darüber verdrüßlich seyn können? Der Vater des Liebhabers besaß ein unzähliges Vermögen, und das Hauß der Printzeßin konnte sich ohne Vorwurff mit des Kiambu seinem verbinden. Dieses brachte unsern innigen Liebhaber zu dem Schlusse, die Printzeßin um ihre Erlaubniß zu bitten, sie zu seiner Gemalin zu verlangen: Er erhielt die Erlaubniß gar leichtlich, er that einen Antrag und erhielt gütige Antwort.

Der unvermuthete Todt eines nahen Verwandten der Bilibambala verzögerte auf einige Zeit die Verbindung dieser beiden Verliebten:

Man

Man muste die Trauer einige Monate anlegen: unterdessen genossen sie dennoch alle beide das angenehme Vergnügen einander ungezwungen zu sehen, so offte es ihnen beliebte. Eines Tages als Kiambu allein bei der Printzeßin war, fragte sie ihn lächelnd, ob er während seines Studierens und Reisens durch die vornehmste Städte des Kaiserthums, niemals einige Liebes-Regung empfunden? Schöne Printzeßin, gab Kiambu zur Antwort, ich darff vor euch nichts geheimes haben: Es ist wahr das ich vor ungefehr sechs Monaten einen liebens-würdigsten Mägdgen zu Nanquien unaufhörlich aufgewartet, sie hieß Balicama, hatte weder Vater noch Mutter am Leben, und besaß ein sehr ziemlich ansehnliches Vermögen. Ausser diesem war sie bei ihrer grossen Schönheit mit der strengsten Tugend begabet. Ich bekenne, fuhr er fort, daß ich einige Neigung vor sie hatte, und daß sie, wenn ich nach dem Augenschein muthmassen darff, mir nicht abgeneigt war; Da aber keines vor das andere geboren, so habe ich nicht einmal Abschied von ihr genommen, weil mir ihre allzugrosse Empfindlichkeit bekannt war. Ich habe seit dem unterschiedene Briefe von ihr empfangen, allein auf keinen geantwortet.

Ich schelte eure Härte sehr sagte die Printzeßin hierauf lächelnd, und beklage die unglückliche Balicama um desto mehr, allein mein Trost ist, das die Nanquinenser dem gemeinen Ruffe nach nicht gar beständig sind: Sie wird euch sonder

Zweiffel mit gleicher Müntze bezahlen: das Gespräche blieb einige Zeit bei dem Materie, worauf dasselbe etwas anzüglicher wurde, sie sagten einander tausend Eydschwüre einer unverbrüchlichen Treue, und verliessen einander höchst vergnügt und verliebt.

Etliche Tage hernach kam zu Peckin ein Edelmann an, der sich Tamilo nennte. Es ist unmöglich etwas schöners ausser ihm gesehen zu haben, und wenn die Printzeßin nicht bereits von der Liebe des Kiambo eingenommen gewesen, so hätte ihr Hertz unmöglich sich gegen die Liebreitzungen dieses neu ankoñenden schützen können. Er nennte sich von der Insul Formosa, und gab vor daß er sich einige Monate zu Nanquin in einigen Ubungen vollkoñen zu machen, aufgehaltenhabe. Seine Reise = Geräthschafft und Bedienung war eben so zahlreich nicht, doch ansehnlich genung, seine hohe Geburth zu bezeugen, da zumal sein Name und seine Manieren zu seinem Vortheil sprachen. Er verlangte mit einiger Begierde der Printzeßin vorgestellet zu werden: sie willigte darein, und erschrack diesen Fremden bei dem ersten Besuch bald roth bald weiß werdent zu sehen. Je mehr er seine Blicke auf das Angesichte der Bilibamba wendete, ie mehr vermehrte sich seine Unruhe; Unterdessen hielt er mit ihr ein ziemlich lebhafftig Gespräch, und sie war sehr vergnügt über seine lebhaffte Manieren; sie schrieb auch die an diesem jungen Edelmann bemerckte Bestürtzung ihrer grossen Schönheit zu, und war

ganz

gantz vergnügt damit, weil sich das weibliche Geschlecht gerne schmeichelt.

Unterdessen fand sich nach dem Abschiede des vorgegebenen Tamilo Kiambu ein, er berichtete der Printzeßin, daß er eben einen solchen Besuch als wie sie erhalten hätte, er schien auch sehr vergnügt über diesen Besuch, und gab solches auch sogar mit Worten deutlich zu erkennen.

Wenn ich vermögend wäre einigen Argwohn über das Hertz meiner Printzeßin zu haben, sagte er zu ihr, so hätte ich in der That die gerechteste Ursache mich zu fürchten. Tamilo ist ein furchtsamer Neben-Buhler, denn er ist auf eine solche Art geschaffen Eifersucht zu erwecken, und hierauf nahm die Printzeßin das Wort auf. Mein liebster Kiambu, gab sie ihm darauf zur Antwort, ich bin euch allzu sehr ergeben, und der Tod allein ist vermögend meine Neigung auszulöschen, unterdessen will ich euch doch meine Gedancken sagen, es wundert mich, daß ihr diesen jungen Menschen zu Nanquin nicht gesehen habet, da er doch, wie er saget, mit euch zu gleicher Zeit daselbst gewesen; Leute von Stande gehen gemeiniglich mit einander um und machen Freundschafft mit einander. Es ist wahr gnädigste Printzeßin unterbrach Kiambu, daß ich nicht die geringste Bekanntschafft mit diesem Mnschen zu Nanquin gehabt, unterdessen ist mir doch sein Gesichte nicht unbekannt, und ob ich gleich nicht eigentlich den Ort benennen kan wo ich ihn gesehen habe, so ist

mir doch seine Person gar nicht fremde, er muß mir ausser Zweiffel an unterschiedenen Orten begegnet seyn, allein mein Gedächtniß kan sich nicht wieder erinnern. Eben so ist es in Ansehung meiner, wir haben einander kennen lernen, ohne den Ort nennen zu können wo unsere Freundschafft gestifftet worden; dem sey wie ihm wolle, er hat mich so inständig um meine Freundschafft gebeten, daß ich ihm dieselbe nicht abschlagen kan. Mit diesen Worten beschloß Kiambu, weil eine ankommende Gesellschafft die Veränderung des Gespräches verursachte. Denn folgenden Morgen zu der Zeit da sich Kiambu bei der Printzeßin befand, meldete sich Tamilo gleichfalls, und nachdem er diese beide junge Verliebte ehrerbietig gegrüsset, wendete er sich zu der Printzeßin und sagte; schöne Printzeßin, Kiambu hat mich gewürdiget in die Anzahl seiner Freunde aufzunehmen, und ich unterstehe mich mir zu schmeicheln, daß die erste und allerkostbarste Probe derselben in nichts anders bestehen kan, als einen kleinen Antheil bei der eurigen zu verschaffen. Zweiffelt nicht Tamilo, unterbrach Kiambu, daß ich nicht alles vor einem Freund als ihr seyd, thun sollte, ich nehme die von euch gethane Anerbietung mit Vergnügung an, ich gebe euch die meinige mit Freuden, ob es gleich ziemlich gefährlich ist, einen Vertrauten von solcher Art bei seiner Liebste um sich zu haben: unterdessen verlache ich doch diese Gefahr, weil ich mir auf das Hertz meiner

Prin-

Printzeßin, und auf die Rechte einer aufrichtigen Freundschafft allzugewisse Rechnung mache.

Dieser letzter Articul möchte nicht allzu sicher seyn unterbrach der junge Fremdling, denn die Printzeßin besitzet solche Annehmlichkeiten, wider welche die Vernunfft nicht lange die Herrschafft behalten möchte; allein ach leider! fuhr er seufftzend fort, ich bin nicht mehr Herr über mein Hertz; eine betrübte Neigung ziehet es gegen einen undanckbaren Gegenstand, welcher mich zum aller unglücklichsten Menschen machet. Bei dieser Betrachtung konnte der Fremde sich der Thränen nicht enthalten und man fand sich genöthiget, weil hierauf viele Personen in der Printzeßin Zimmer traten, das Gespräch zu verändern. Unterdessen faßten doch die beiden Verliebten den Schluß Tamilo dahin zu bewegen, ihn bei der ersten Zusammenkunfft seine Begebenheiten zu erzehlen, denn es schien ihn gar zu unglaublich, daß man sich gegen ihn undanckbar erzeugen könnte.

Dieser Vorschlag wurde den Tag drauf ins Werck gerichtet. Diese beide Verliebte baten ihn so inständig, ihrer Neugierigkeit ein Genügen zu thun, daß er ihn endlich nach einigen nöthigen, seine Historie bei nahe mit folgenden Ausdrückungen erzehlte. Es ist wunderbar genung, daß ich, so jung als ich bin, bereits alle Grausamkeiten der Liebe empfunden habe; unterdessen ist es doch gewiß, daß ich eines von seinem unglückseeligsten Schlacht-Opffern bin. Vor einigen

Mo-

Monaten erhielt ich von meinen Eltern Befehl, einige Zeit zu Nanquin zu zu bringen, mich in denen daselbst gebräuchlichen Ubungen vollkommen zu machen; anfänglich genoß ich eine vollkommene Gemüths-Ruhe, welche aber gar bald durch einen betrübten Sturm verkehret ward. Einer von meinen Freunden schlug mir vor, mich in einem Hause bekannt zu machen, dessen Gebietherin eine von den vollkommensten Schönheiten der gantzen Stadt war. In der That übertraf sie meiner Meinung nach alle die ihr beigelegte Lobes-Erhebungen, sie hatte weder Vater noch Mutter, und besaß ein ziemliches Vermögen; man nennte sie Palicama. Bei diesen Worten konnte sich Kiambu nicht enthalten zu erröthen, allein der Fremde stellete sich, als ob er solches nicht gewahr würde und fuhr also fort.

Es war mir ohnmöglich die schöne Palicama lange zu sehen, ohne eine lebhaffte Zärtlichkeit gegen dieselbe zu empfinden; ich ersuchte sie um die Erlaubniß sie manchmal besuchen zu dürffen, welches sie mir auch mit angenehmer Art verstattete. Ihr Umgang und ihr Verstand erhielten den völligen Sieg über mein Hertz und meine Vernunfft. Ich überließ einige Zeit meinen Augen die Sorgen meine Leidenschafft zu erklären, allein ich ward gar bald gewahr, daß man ihre Sprache nicht verstehen wollte: Ich faßte also den Schluß deutlicher davon zu reden, ich that es mit Zittern und holte aus dem innersten meines Hertzens die allerverliebtesten und allerbeweglichsten

Aus-

Ausdrückungen hervor, allein ich erkannte gar bald zu meinen Verdruß, daß ich weder die Gabe zu überreden noch zu gefallen besaß. Die schöne Palicama schien dadurch eben so wenig gerührt. Ich sehe an euch die schönen Eigenschafften, sagte sie eines Tages zu mir, ich kenne eure Verdienste, allein bei allen diesen kan ich euch keine andere als die allgemeine Hochachtung wiedmen, so euch iedermann schuldig ist; suchet euch von dieser fruchtlosen Leidenschafft zu befreien, mir ist es unmöglich euch deswegen einigen Trost zu geben: auf diese Art nahm Palicama meine ersten Erklärungen auf. Ich ließ mich nicht abschrecken in der Hoffnung durch meine Standhafftigkeit ihre Kälte zu überwinden: allein ach leider! meine Hoffnung war vergeblich. Eines Tages, als ich gantz allein mit derselben von meiner Liebe redete; sagte sie zu mir, mein Herr Tamilo, weil euch meine Gleichgültigkeit nicht abschrecken kan, so muß ich das letzte mir noch übrig gebliebene Mittel anwenden, euch von einer vergeblichen Liebe zu befreyen. Wisset also, daß ihr einen Neben-Buhler habet, den ich anbete, daß ihn nichts aus meinen Hertzen reissen kan, und ihr euch an statt mir zu gefallen, gehäßig machet, weil eure beständigen Aufwartungen mich verhindern, dasjenige zu sehen, was ich liebe. Undanckbare Palicama, schrie ich bei dieser Rede, ist es nicht genung zu wissen, daß ich euch nicht gefällig bin, warum muß ich noch erfahren daß ein glücklicher Neben-Buhler über ein Hertz triumphiret,

um

um deswillen ich mein Leben aufopffern würde; allein, verfolgte ich, es ist nicht billig, daß ich die Ursache eures Unglücks bin; ich will euch nicht weiter sehen, geliebte Palicama, ich will mich eurem Gesichte entziehen, ohne daß ich eurer Liebe absagen sollte. Uberleget das barbarische Opffer, daß ich euch bringe, und erkennet zum wenigsten aus meinem Gehorsam, was die Hefftigkeit meiner Leidenschafft zu vollbringen vermögend gewesen wäre. Bei diesen Worten verließ ich das Hauß dieser Undanckbaren, ohne Erwartung einer Antwort, und in dem festen Vorsatze, sie niemals wieder zu sehen.

Allein ach wie unglücklich fiel die bei dieser Gelegenheit mir angethane Gewalt vor mich aus? Ich fiel in eine gefährliche Kranckheit und stand an dem Eingange des Grabes; allein meine Jugend, oder besser zu reden, mein unglückliches Schicksal, überwand den Tod wider meinen Willen. Ich erlangte meine Kräffte in kurtzer Zeit wieder, meine betrübte Liebe verlohr nicht das geringste von ihrer ersten Hefftigkeit, endlich entschloß ich mich noch einmal zu meiner undanckbaren Palicama zu gehen. Ich zwang mich also mit Gewalt dahin, allein in was vor einem empfindlichen Zustande traff ich selbige nicht an! sie saß auf einem sammtenen Küssen, die Augen voller Thränen, die Haare zerstreuet über die Brust hangen, kurtz die Merckmale der alleräussersten Verzweiffelung liessen sich an der gantzen Person dieser liebens-würdigen Schönen sehen.

sehen. So bald sie mich sahe, verdoppelten sich ihre Thränen und Seufftzer: Kommet Tamilo, kommet, sagte sie zu mir, kommet und seyd ein Zeuge aller derjenigen Martern, die mich umgeben. Der Undanckbare, welcher mein Hertz besasse, uud um deswillen ich eure Liebe verachtete, hat mich gäntzlich verlassen; er hat seine Eyd-Schwüre gebrochen, der Untreue fliehet mich, und lässet mich meiner Verzweiffelung zum Raube.

Schönste Palicama sagte ich zu ihr, indem ich mich vor sie auf die Knie legte, vergesset auf ewig ein Ungeheuer der Untreu, er ist euerer kostbaren Thränen nicht würdig. Allein kan ich es, mein lieber Tamilo, versetzte diese schöne Betrübte, ich weiß alles was die Vernunfft bei dergleichen Vorfällen eingeben soll, mir ist nicht unbekannt, was eine gerechte Verachtung dazu beytragen kan, allein ach leider, meine Liebe ist tausend mal stärcker als der Rath; nein nein, verfolgte sie gantz verzweiffelt, ich will und soll keinen andern Trost bei meinem Unglück suchen, als in den Tode, den ich anruffe: Ja Undanckbarer fuhr sie mit tausend untermischten Seufftzern fort, ich werde mich über deinen Verlust nicht zu frieden geben, biß mein letzter Seufftzer meine Beständigkeit und Liebe berühmt gemacht.

Palicama brachte diese Worte mit solcher Hefftigkeit vor, daß ich eine üble Folgerung daraus besorgte. Ich ruffte ihre Frauenzimmer zu ihrem Beystande, und gieng in einem höchkläglichen

chen Zustande nach Hause. Ihr kennet die Liebe, fuhr Tamilo zu Kiambu fort, also werdet ihr euch um so viel leichter meinen Zustand einbilden können: Ich war ein Zeuge der Verzweiffelung der Palicama über meinen glückseeligen Neben-Buhler gewesen, ich sahe mehr als zu wohl, daß sie nichts zu einer Veränderung bringen würde; unterdessen wagte ich es doch noch einmal zu meiner Undanckbaren zu gehen, ich vergaß nichts ihre Gemüthe zu beruhigen, ich sagte alles was mir die Vernunfft wider meinen Neben-Buhler anbote und alles was die Liebe zu meinem Vortheil sagen konnte, allein alle meine Bemühungen waren vergeblich.

Ich beklage euch Tamilo, sagte diese liebenswürdige und unglückliche Schöne, ihr waret gebohren glücklich zu seyn, wider meinen Willen muß ich zu eurem Unglück beytragen, allein ich bin nnvermögend an etwas anders, als mein eigen Verhängniß zu dencken; verlasset einen Anschlag, welchen die gantze Welt nicht zu Stande bringen wird, mein Hertz ist nicht mehr in meiner Gewalt, mein treuloser Liebhaber hat sich desselben auf ewig bemächtiget, ich werde ihn bis ins Grab lieben, und ich schwere ihm ewig treu zu bleiben.

Was war dieses nicht vor eine barbarische Erklärung vor ein verliebtes Hertz als ich, und ich wurde auch dermassen dadurch gerühret, und habe mich nach diesen wohl hundert mal verwundert, daß ich nicht auf der Stelle vor Betrübniß

todt

todt geblieben. Unterdessen war ich genöthiget der eintzigen Hoffnung abzusagen, welche mein Leben glücklich machen konnte. Ich faßte den Schluß mich von Nanquin zu entfernen; ich nahm Abschied von Palicama: wenn ich euch nur alles was mir die Liebe und die Verzweiffelung bei diesem betrübten Augenblick eingaben, wiederhohlen könnte, so würdet ihr auffer Zweifel Mitleiden mit dem Zustande haben, darinn ich mich damals befand; allein die unbewegliche Palicama schien als ein Felsen. Reiset, Tamilo, sagte sie zu mir, reiset, ich kan nichts mehr thun als euch beklagen, hochachten und sterben; das waren die letzten verbündliche Worte, so ich von dieser schönen Verzweiffelten erhalten konnte, und ich reisete in einer solcher ausserordentlichen Bewegung, daß ich in diese grosse Stadt gekommen, ohne zu wissen durch welchen Weg, in der Hoffnung hierselbst einige Gegen-Stände zur Vertreibung meines empfindlichen Verdrusses zu finden. In der That hat mir solches eines theils geglücket, weil ich die Ehre genüsse, der Printzeßin Bilibamba bekannt zu seyn, und daß ich ein Freund des Herrn Kiambu worden. Hiermit endete Tamilo seine Rede.

Unsere beide Verliebte beklagten den Fremden aufrichtig, und bewunderten die Beständigkeit des Nanquinischen Frauenzimmers. Eine solche zärtliche Liebste verdienet mit allem Recht Gegen-Liebe, sagte sie, und ich beklage euer Un-

glück, setzte Kiambu das Wort fort, ich beklage sage ich, mein lieber Tamilo, euer Unglück um so viel mehr, weil ich die unschuldige Ursache desselben bin. Ausser Zweiffel bin ich der glückliche Neben-Buhler, der sich wieder seinen Willen euren Glück wiedersetzet hat. Ich habe Palicama gefallen, ich habe sie verlassen, mit einem Worte ich mache ihr Hertz streitig, allein ihr habet nicht Ursach euch dieserwegen zu beklagen; sie lässet euch wieder meinen Willen kein Recht wiederfahren, weil ich den Himmel zum Zeugen ruffe, daß ich nicht die geringste Liebe vor diese Schöne habe, und daß nichts in der Welt vermögend ist, mich mit ihr zu versöhnen.

Grausamer Kiambu, unterbrach Tamilo, mit Vermischung einiger mit Gewalt hervorgebrachten Thränen: wird dein barbarisches Hertz durch den Zustand, darien du die unglückseelige Palicama gestürtzet nicht gerühret? Weist du daß ich im Begriff stehe ihrer Bezweiffelung zu unterliegen? Verzeihet, schönste Printzeßin, unterbrach sich Tamilo selbst, ich bin nicht Herr über meine erste Regungen gewesen, sonst weiß ich wohl, daß ihr des Kiambu Härte rechmäßig entschuldiget hättet: unterdessen kan mich doch solches nicht abhalten über einen Neben-Buhler mich zu beklagen, welcher mir nicht allein das Hertze meiner Liebsten raubet, sondern auch noch in Begriff stehet ihr das Leben zu nehmen.

Ich verdamme eure Empfindung nicht, mein lieber Tamilo, versetzte Kiambu; allein was

kan

kan ich zu euren besten thun? Wenn mein Herz der Beständigkeit der Palicama nachgiebet, werdet ihr dadurch glückseeliger seyn? sie wird euch auf ewig vor ihren Augen verdammen, und ihr würdet das Mißvergnügen haben, euren Neben-Buhler siegend zu sehen. Wollte es der Himmel, schrie Tamilo, daß ich auf dieses äusserste gebracht wäre, ich liebe bloß ihrentwegen und sollte auch der unglückliche Tamilo tausendmal darüber zu Grunde gehen, so habe ich doch nichts als ihr Glück zur Absicht.

Ich glaube, unterbrach die Printzeßin, daß die wahrhaffte Liebe in der That mehr auf die Glückseeligkeit der geliebten Person als seine eigene siehet. Ihr urtheilet Tamilo, als ein wahrhaffter Liebhaber; allein ich bitte euch, bringet Kiambu keine dergleichen meiner Zärtlichkeit nachtheilige Regungen bey. Fürchtet euch vor nichts meine Printzeßin, antwortete Kiambu lächelnd, ich halte Palicamo hoch, ich liebe Tamilo; allein Bilibamba bete ich an, und schwere, sie meine gantze Lebenszeit anzubeten, die gantze Welt soll nicht vermögend seyn, einen Schluß umzuwerffen, welchem die Liebe und Vernunfft Nachdruck geben; Hierbei blieb das Gespräch, wegen der Darzwischenkunfft einiger Bedienten, und Tamilo nahm Abschied. Nachdem die Printzeßin dem vorgegangenen einige Zeit nachgedacht, faßte sie den Schluß sich gegen den Fremden kaltsinniger zu bezeigen; sie befürchtete er möchte ihren Liebhaber allzu viel Erkennt-

lichkeit vor die schöne Nanquinerin beybringen; allein das Hertz des Kiambu war unbeweglich, und sie ward solches mit innigen Vergnügen gewahr, woraus man ihre äusserste Zärtlichkeit spüret. Er war viel fleißiger als sonst um sie, entweder ihr dadurch allen Verdacht zu benehmen, oder dem Tamilo zu zeigen, daß seine zum Vortheil der Palicama vorgenommene Vorstellungen vergeblich wären; es sey wie ihm wolle, Kiambu setzte sich vor sein Beylager mit der Printzeßin aufs möglichste zu beschleunigen, worüber Tamilo einen ungemeinen Verdruß empfand, aber so viei als möglich seine Verzweiffelung verbarg. Man kan aber die Grösse derselben leichtlich aus folgendem Briefe beurtheilen, welcher seinem Vorgeben nach aus Nanquin kam, und ihm in der Printzeßin Zimmer überreichet ward, in deren Gegenwart er ihn auch eröffnete und folgende Worte laß:

SO ist denn wahr, Undanckbarer, daß du mich auf ewig verläßt. Eine andere besitzet dein Hertz, welches meine Liebe allein verdienet hätte. Man sagt so gar, daß du dich auf ewig mit diesen meinen Gegenstand deiner Liebe verknüpffen willst: allein treuloser, gläube nur nicht die Frucht deiner leichtsinnigen Verrätherey zu geniessen. Fürchte die Wuth einer erzürnten Frau, und zittere wenn du daran gedenckest, was

die

die Liebe oder Verzweiffelung einzuflössen
vermögend ist der Verachteten

Palicama.

Die Lesung dieses Briefes erweckte bei der Printzeßin ein Zittern; o Himmel, o ihr Götter, schrie sie aus, was vor Unglück haben wir zu befürchten! was fürchtet ihr gnädige Frau, unterbrach Kiambu, diese ohnmächtigen Drohungen haben vor mich nichts entsetzliches. Ihre Betrübniß mag durch unnützes Klagen verrauchen, und wir wollen an die Beschleunigung des Glückes dencken, welches mir die Liebe zubereitet. Mit Endigung dieser Worte trat Tamilo ins Zimmer, sehet mein Freund, sagte Kiambu, die annehmliche Schreib-Art der Palicama; womit er ihm zu gleicher Zeit den Brieff einreichte, welchen dieser Fremde mit Bestürtzung laß. Ich bekenne, sagte er zu diesen beiden Verliebten, daß die Schreib-Art dieses Frauenzimmers mich bewundert, und ich hätte mir dieselbe nicht so hitzig vorgestellet; allein die Liebe ist zu allen vermögend und nicht seltsam zur Raserey geneigt; Verachtung und Unbestand sind zwei Dinge welche sie niemals vergiebet.

Es ist wahr versetzte Kiambu, allein was sollte der ohnmächtige Zorn der Palicama wohl ausrichten? ich will mich mit dem Gegenstand meiner Liebe verknüpffen, was habe ich von einer jungen Person zu befürchten, deren Geschlecht

nichts weiter als ein eiteles Geschrei hervorbringen kan? betrüget euch hierinnen nicht mein liebster Freund, gab ihm Tamilo zur Antwort, die Rache ist angenehm wenn sie die Liebe zur Mutter hat. Weil euch diese Dame liebet, so ist sie vermögend alles zu unternehmen; fürchtet euch für ihrer Wuth, wenn ihr gleich ihre Liebe verachtet. Ihr erwecket ein Grausen bei mir, Tamilo, versetzte Kiambu, wie! sollte es möglich seyn daß Palicama sich so weit vergehen sollte, davon die blosse Vorstellung mir Schrecken verursachet: Hierauf sagte er zu der Printzeßin, fürchtet euch nicht gnädige Frau, vor dieser Nanquinensern, es sind mehr Worte als That.

Gantz das Gegentheil versetzte Tamilo, und und die gnädige Frau kan von der Sache nach sich selbst urtheilen. Wenn man ihr dasjenige unmenschlicher Weise raubte was sie liebte, was würde sie thun, was würde sie sagen? Vor mich, fuhr er fort, ich kenne das Hertze der Palicama, und weiß aus einer betrübten Erfahrung, was sie vor Liebe gegen Kiambu heget; ich fürchte, dieselbe wird sie zu etwas bringen, welches wieder die Vernunfft streitet. Man muß den Würckungen ihrer Wuth vorbauen.

Ich will denselben auch vorbauen, versetzte Kiambu, und zwar durch die Eilfertigkeit unsers Beylagers, welches uns vor die gefährliche Feindin in vollkommene Sicherheit setzet. In vierzehn Tagen gehet die Trauer der Printzeßin zu Ende, und selbige wird erlauben, dieselbe etwas ab-

abzukürtzen. Bilibamba willigte darinn, und alle Anstalten zu diesen Beylager wurden so beschleuniget, daß der sechste Tag nach erhaltener Einwilligung der Eltern der Printzeßin, dazu fest gesetzet worden; allein den Abend vor diesen Tage, welchen diese beide Verliebten als den schönsten Tag ihres Lebens ansahen, ward der Printzeßin von einer unbekannten Person vermittelst einer ihrer Cammer-Frau, folgendes Brieffgen überlieffert:

BIlibamba, du willst mich in die äusserste Verzweiffelung stürtzen; fürchte dich vor meiner Wuth, wenn du dich deiner Liebe völlig überlässest.

Bei Lesung dieser Worte überfiel der Printzeßin ein Zittern, sie zweiffelte nicht, daß diese Nachricht von der Schönen aus Nanquin kam; allein sie konnte nicht begreiffen, wie dieses Frauenzimmer die Beschleunigung ihres Beylagers so genau erforschen können. Sie zweiffelte nicht weiter, sie müßte verborgen in Peckin seyn. Diese wahrscheinliche Vorstellung verdoppelte ihre billige Unruhe: und sie befand sich in dieser verdrüßlichen Uberlegung als ihr Bräutigam ins Zimer trat. Sehet mein lieber Kiambu, sagte sie zu ihm mit Uberreichung des Brieffgens; sehet was wir von einer verachteten Liebste zu gewarten, wir dürffen nicht mehr daran zweiffeln; sie ist in dieser Stadt, sie beobachtet unser Vorhaben und ist bereit sich zu rächen.

„O Himmel, fuhr sie fort, bewahre meinen Bräutigam vor dem ihm drohenden Unglück.

Beruhiget euch, gnädige Frau, versetzte Kiambu, ich sehe nicht die geringste Ursache in diesem Brieffgen so euch beunruhigen könnte; ich sehe wohl daß er von Palicama ist, ich kenne ihre Hand; allein dieses überredet mich nicht daß sie in Peckin seyn soll. Dieses Zettelgen ist unter keinen gewissen Tage geschrieben, es kan schon lange fertig gewesen seyn oder der Kundschaffter, welchen sie allhier hat, hat euch denselben viel langsamer eingelieffert als sie gewünschet. Uberdieses, fuhr er fort, was kan die eifersüchtige Wuth dieses Frauenzimmers ausrichten? ihr seyd vor ihrer Boßheit sicher. Ich vor meine Person, bin iederzeit mit einer Menge Freunde und Bedienten umgeben, welche mich vor allen mercklichen Uberfall in Sicherheit setzen. Ja ich kan dergleichen schändliche That diesem Frauenzimmer nicht einmal zutrauen. Also liebenswürdige Bilibamba beruhiget euch wieder, und lasset uns an nichts dencken, als das Vergnügen zu geniessen, welches die Liebe unserm Hertzen vorbereitet hat. Diese Versicherung besänfftigete eines Theils die in ihrer Seele entstandenen betrübten Vorbedeutungen; sie gab den Vorstellungen ihres Geliebten nach, und erwarteten alle beide mit gleicher Ungedult den glücklichen Tag, welcher ihr Schicksall auf ewig verknüpffen sollte. Tamilo war fast iederzeit bei denen äussersten Gemüths-Bewegungen die-

dieser Verliebten gegenwärtig; unterdessen laß man doch ohnerachtet seiner Verstellung in seinen Augen eine gewisse Bewegung so ihn beunruhigte. Man suchte vergeblich ihn aufgeräumt zu machen, und ihm vorzustellen, daß diese Vermählung ein grosses zu seinem Glück mit beitragen könne. Es war auch wahrscheinlich zu glauben, daß das Frauenzimmer zu Nanquin bei verlohrner Hoffnung zu Erlangung des Kiambu, endlich denen Verdiensten und der Liebe dieses jungen Fremdlings Gehör geben würde; allein alle diese Gründe konnten des Tamilo Verdruß nicht zerstöhren: er verließ öffters die Gesellschafft, und saß in denen entferntsten Winckeln in einem tieffen Nachsinnen und man konnte ihn nicht anders als mit grosser Mühe zu Verlassung dieser Einsamkeit bringen.

Unterdessen näherte der Tag des Beylagers des Kiambu und der Printzeßin heran: Kaum war der Bräutigam angekleidet, als Tamilo in sein Zimmer trat; mein liebster Freund, sagte er zu ihm, erlaubet daß ich mich eine eintzige Minute mit euch unterreden darff; ich habe so gleich Briefe von Nanquin erhalten, deren Innhalt ich euch unumgänglich eröffnen muß. Bei diesen Worten ließ ihn Kiambu in sein geheim Zimmer gehen, folgte auch eine Minute darauf selbsten nach. Euch ist die Liebe, sagte Tamilo zu ihm so ich zu Palicama trage nicht unbekannt, ihr wisset daß ich ihrentwegen meine Gesundheit und Ruhe aufgeopffert, mir ist nichts mehr übrig, als

mein Leben für sie zu geben. Leset, fuhr er mit Uberreichung eines Briefes fort, und urtheilet was ich nach dem mir hierinnen gegebenen sehr kostbaren Befehl thun soll. Kiambu nahm den Brieff und laß instehenden Innhalt:

Ich weiß Tamilo daß ihr ein Freund des Kiambu seyd, er wird euch ausser Zweiffel sein schändliches Verfahren gegen mich erzehlet haben; euch ist seine Vermählung mit der Printzeßin Belibamba nicht unbewußt; ihr müsset mich an den einẽ rächen, mein Liebster, und das andere hintertreiben; ich verlange seinen Tod von euch als eine Probe eurer Liebe. Durchstosset dieses treulosen Hertz, wenn ihr das meinige zu erlangen gedencket; mit einem Wort, euer Gehorsam und die eilfertige Vollstreckung meines Willens werden das Hertz der Palicama zu euren Vortheil neigen.

Ihr sehet, mein Freund, sagte Tamilo zu ihm, daß ich nicht lange Ursache zu überlegen habe, was ich bei dieser Gelegenheit vor eine Parthei ergreiffen soll: ihr müsset entweder euch von der Printzeßin loß sagen oder euer Leben gegen das meinige in Gefahr setzen.

Haltet ihr mich vor so niederträchtig antwortete Kiambu trotzig, daß ich mich einen Augenblick besinnen sollte, was mir zu thun oblieget. Bilibamba und meine Ehre sind mir gleich werth, und nichts in der Welt kan mich zwingen weder die eine noch die andere zu verlassen. Weil

ich

ich aber heute die unvergleichliche Printzeßin in Besitz nehmen soll, so erlaubet, daß ich die von euch verlangte Gnungthuung biß auf Morgen ausetze.

Das hieß verliebter als tapffer, versetzte Tamilo sprötte, und die Ehre, damit ihr euch so brüstet, muß euch nicht so wehrt seyn als ihr saget, weil ihr derselben Gnüge zu thun Ausflüchte suchet. He? dieses ist zu viel, schrie Kiambu, ich will euch bald zeigen, daß man mich nicht ungestrafft heraus fordert: Mit Endigung dieser Worte nahmen diese beide Herren einen Wagen und fuhren aus Peckin. Ein Cammer-Diener des Kiambu, welcher ihm sehr zugethan war, hatte in denen Augen des Tamilo in währender Unterredung mit seinem Herrn eine ausserordentliche Unruhe und Bewegung gespühret, also trieb ihn auch die Neugierigkeit an hinter das wichtige Geheimniß zu kommen, welches Tamilo seinem Herrn zu eröffnen hatte. Er hatte hinter der Thüre des Cabinets das gantze Gespräch verstanden: Dieser treue Bediente wollte dem vorher gesehenen Unglück vorbeugen, und lieff zu der Printzeßin, welche damals vor ihren Nacht-Tische mit Ausschmückung ihrer Schönheit beschäfftiget war.

Auf die Erzehlung dieses Bedienten verließ sie alles, nahm halb gekleidet eine oder zwei von ihrem Frauenzimmer, warff sich in einen Palanquin, und ließ sich unter Herausstossung tausend Seufftzer in aller Eil nach dem Orte zu tragen,

wel-

welchen der Cammer-Diener angezeiget hatte. Sie warff die Augen von einer Seite zur andern, ohne zu finden was sie suchte, biß sie endlich an den Hange eines kleinen Hügels diese zwei wütigen Feinde in den hitzigsten Zwei-Kampffe erblickte, darüber sie erzitterte. So gleich verließ sie das Fuhrwerck, und flohe auf sie loß, in dem Vorsatze sich zwischen diese zwei Blutgierige Fechter zu werffen; Allein an statt daß ihre Gegenwart sie hätte besänfftigen sollen, verdoppelte sie vielmehr ihre Wuth. Tamilo welcher die Absicht der Printzeßin merckte, stürtzte so rasend auf Kiambu ein, daß er ihm seinen Degen fast biß an das Gefässe in die Brust stieß.

Bei diesen tödlichen Stosse fiel der unglückliche Kiambu zu den Füssen der Bilibamba gantz überdecket mit seinem Blute. Dieser betrübte Anblick war vermögend die Printzeßin in Ohnmacht zu bringen; allein ihre Verzweiffelung behielt die Oberhand, sie riß ihren Liebsten den Degen aus der Hand, und gieng damit auf Tamilo loß: Grausamer Barbar, ruffte sie ihm zu, du must noch ein Opffer haben, ich biete dir es an, vereinige durch meinen Tod von neuen zwei Liebende, welche deine Unmenschlichkeit getrennet hat: Mit Vorbringung dieser Worte setzte sie sich im Stand den Tamilo anzugreiffen, welcher in Zurückweichen zu ihr sagte; Printzeßin, weil ihr nach eurer Meinung noch ein Opffer nöthig habet, die Seele des Kiambu zu beruhigen, so ist die unglückseelige Pakicama schuldig, daß sie sich allzu

allzu sehr gerochen hat; betrachtet mich und erkennet mich nunmehro, ich bin dieses unglückliche Frauenzimmer, welches euren Liebsten das Leben geraubet hat, und das meinige gerne aufopfern will, damit ich nicht weiter an seinen Unbestand, euren Sieg und meine Verzweiffelung gedencken darff. Mit Endigung dieser Worte, stieß sich Palicama ihren eigenen Degen durchs Hertz, und fiel ohne Empfindung zu des Kiambu Füssen.

Bei Erblickung eines so traurigen Ausganges, wollte die Printzeßin dem Beispiele der Palicama folgen, wofern ihr die beiden mitgebrachFrauen nicht das bereits wider sich gewendete Mord-Gewehr in aller Geschwindigkeit aus den Händen gerissen hätten. Man setzte sie in ihren Palanquin, allwo sie in eine solche starcke Ohnmacht fiel, welche ihren bevorstehenden Tod drohete. In der That brachte man sie in ihr Zimmer und in ihr Bette, ohne daß man sie dadurch aus der Schlaff-Sucht, darinne sie verfallen war, wieder zurück bringen konnte: Endlich kam sie nach Verlauff einiger Zeit wieder zu sich selbst, und beklagte sich, daß ihr der Gebrauch der Sinnen tausendmal unerträglicher wäre, als der Zustand den sie verlassen. Sie stellete sich alle Abscheuligkeit ihres Schicksaales vor. Das blutige Bildniß des Kiambu, stellete sich iede Minute ihren Augen vor, sie sahe wie es ein grausames Eisen durchborte, und schilderte sich in ihren Gedancken das Bildniß der unversöhnlichen

Pa-

Palicama ab, welche sich selbst das Leben nahm, nachdem sie ihren Liebhaber desselben beraubet hatte, alle diese Dinge stellten sich ihrer verwirrten Einbildung unordentlich vor, und stürtzten sie wieder in die erste Verzweiffelung, sie suchte Mittel, ihre Wuth auszulassen, und verlangte ausdrücklich zu sterben; allein dieses war vergeblich, denn die Vorsorge welche ihre Eltern vor ihre Errettung trugen, machten alle Würckungen ihrer grausamen Verzweiffelung rückgängig. Sie stellten ihr mit Thränen vor, was sie ihrer Ehre durch einen ungemäßigten Schmertz vor eine Schande anhänge; endlich wußten sie dieselbige so wohl zu überreden, daß sie nach Verlauff einiger Tage im Stande war ihren weisen Rathschlägen Gehör zu geben, und ob gleich in den innersten des Hertzens, ihr Betrübniß nichts von ihrer ersten Gewalt verlohr, so war sie doch wenigstens den äusserlichem Ansehen nach ruhiger;

Unterdessen vernahm sie, daß die Eltern des Kiambu die Strenge derer Gesetze zu vermeiden, dessen Cörper von dem Orte des betrübten Gefechtes hatten weg tragen lassen, und man nicht wuste, wo derselbe so wohl als der Palicama ihrer hingekommen. Sie billigte diese Vorsicht, doch ereiferte sie auch, daß man so wenig Betrübniß über einen Verlust bezeugete, welcher nach ihrer Meinung unersetzlich war. Sie sahe die Härte ihrer Hertzen mit Verachtung an, und da sie sich über den Verlust ihres Liebsten nicht trö-

sten

sten konnte, so faßte sie den Vorsatz sich zu denen zum Dienst derer Gottheiten des Reichs geweiheten Jungfern zu begeben, damit sie Freiheit erlangen möchte ihren Thränen den ungehinderten Lauff zu lassen, welche der Wohlstand sie zu halten nöthigte, sie gab ihren Vorsatz ihren Eltern zu erkennen, welche alles möglichste anwendeten, sie von diesem Vorhaben abzubringen, allein es war vergeblich; alles was sie erhalten konnten, war die Versprechung, nur ein Jahr daselbst zu bleiben. Sie war lange Zeit nicht einig über die Wahl ihres Auffenthaltes. Endlich entschloß sie sich, diejenigen Besuchungen, welche ihr ein nahe gelegener Ort über den Halß ziehen würde, ein an den Gräntzen des Reichs gegen die wider die Streiffereien der Tartarn errichtete grosse Mauer, erbautes prächtiges Gebäude hierzu zu erwehlen, allwo sie auch ohne Verzug sich hin begab. Als das bestimmte Jahr ihrer Einsamkeit beschlossen, besuchten die Eltern die Printzeßin. Sie vergassen währender Reise nicht dergleichen Uberlegungen zu machen, wodurch sie ihr Kiambu gantz aus den Gedancken bringen könnten: Zu diesen Ende, trugen sie ihr eine neue vortheilhaffte Parthei an; allein sie gab ihnen mit Standhafftigkeit zur Antwort; daß wenn diese eintzige Gedancke sie nöthigte aus ihrer Einsamkeit zurück zu hohlen, sie dieselbe nur zurück lassen dürfften. Ihre Begleiter verwunderten sich über ihre bezeigte Halßstarrigkeit, und hielten vor dienlich ihr nicht weiter davon zu sa-

gen,

gen, in der Hoffnung es würde endlich die Zeit ihrer Beständigkeit obsiegen. Endlich langte die Printzeßin zu Peckin an, allwo sie ihre Eltern, Befreunde und Freunde mit tausend Freudens-Bezeugungen empfingen, nach Verlauff einiger Zeit bemüheten sich einige Herren vom Kaiserlichen Hofe ihr ihre Dienste anzubieten, allein sie wolte keinen hören, sondern wieß so wohl die einen als die andern mit einem Hochmuthe, der etwas wildes bei sich führte, ab. Sie war beständig mit dem Bildnisse des Kiambu beschäfftiget, sie hatte kein ander Vergnügen als die Einsamkeit, darinne sie sich ihrer vergangenen Glückseeligkeit und gegenwärtigen Unglücks erinnerte.

Eines Morgens, da sie wegen eines gehabten gräßlichen Traumes betrübter als gewöhnlich war; stand sie in der Geschwindigkeit auf, nahm eine von ihren Cammer-Frauen mit sich, und gieng in dem an ihren Pallast stossenden Garten, allwo sie sich nach vielen Wegen nach einer Laub-Hütte lenckte, welche mitten in einem sehr angenehmen Irregange stand. Sie glaubte sich an diesem Orte allein; allein wie bestürtzt war sie nicht, als ihr beim Eintritte in die Hütte ein ungemein schöner Mohr in die Augen fiel. Er war auf einen Rasen-Bette eingeschlaffen: seine Wangen schienen mit Thränen benetzet, und auf dem Haupte hatte er eine Art eines Turbans oder Mütze welche mit allerhand farbigten Federn ausgeschmücket war; sein Halß-Band schien von Golde, mit allerhand unbekannten Figuren

bezeichnet, auf welche die Printzeßin damals nicht die geringste Achtung gab. In den Ohren hatte er grosse Feuer-Perlen. Dieser Anblick rührte Bilibamba, sie näherte sich demselben und bewunderte einige Zeit diesen Mohr, wie aber die natürliche Neugierigkeit des weiblichen Geschlechts sie dahin getrieben hatte die Schrifft des Hals-Bandes genauer zu betrachten, so verwunderte sie sich nicht wenig diese Worte darauf zu finden: Ich werde wieder gebohren um zu sterben . . . Meine Veränderung ist nicht in meinem Hertzen . . . Ich sterbe wenn ich es nicht ändere, und werde sterben wann man nicht ändert.

In währender Zeit die Printzeßin sich bemühete, den wahren Sinn aller dieser Sinn-Schrifften zu ergründen, erwachte der schöne Mohr, und so bald er Bilibamba erkandt, warf er sich zu ihren Füssen und sprach: Ist es wohl zu entschuldigen, daß man in Gegenwart des allerschönsten Geschöpffes der Natur eine Minute die Augen zu thun kan. Es ist in dieser Rede, unterbrach sie, mehr Galanterie als Aufrichtigkeit; allein lasset uns die Complimente bey Seite setzen, und saget mir wer ihr seyd, und was ihr hier suchet. Ach! gnädige Frau, sagte der Mohr indem er aufstand, ich bin ein Unglückseeliger, welcher im Begriff stehet von der höchsten Glückseeligkeit in das allergrausamste Unglück zu fallen, ohne daß ich mich mit Recht darüber beklagen kan, und ich suche ein Glück, welches

ich doch nicht verlangen darf, sehet gnädige Frau meinen Zustand, und bekennet, wenn es euch beliebet, daß nichts erschrecklicher als derselbe ist.

Ich bekenne, gab ihm die Printzeßin zur Antwort, daß ihr zu beklagen seyd, allein ihr thut meiner Neugierigkeit nur halb Genüge. Euer Verstand und eure Höfligkeit geben mir Anlaß zu glauben, daß ihr mehr seyd als ihr scheinen wollet, und die artigen Sinn-Schrifften, welche euer Hals-Band zieren, geben genung zu erkennen, daß die Liebe ein Stück eurer Martern verursache. Wohl denn gnädige Frau, versetzte der Mohr, weil ihr verlanget, daß ich euch ohne Ausschweif, auf die von euch gethanene Frage antworte, so habe ich die Ehre euch zu eröffnen, daß der Verstand und die Höflichkeit so ihr mir zueignet, von derjenigen Auferziehung ihren Ursprung haben, welche ich vordem mit Kiambu in seinem Leben genossen.

Ach ihr Götter! schrie hierauf Bilibamba, ihr habet den glücklichen Kiambu gekennet? Ja, gnädige Frau, versetzte der Mohr, ich weis seine aller verborgenste Gedancken, er betete die Printzeßin Bilibamba an, und ich weiß so gar, daß er dieselbige seine gantze Lebens-Zeit anbeten wird. Ach! unterbrach die Printzeßin mit Vergüssung eines gantzen Stromes Tränen, ausser Zweiffel ist euch sein klägliches Ende unbekandt; ich habe ihn mit einem mörderischen Eisen durchbohren sehen, und ich würde ihm ausser Zweiffel

ins

ins Grab gefolget seyn, woferne man nicht allzu barbarische Vorsorge vor die Erhaltung meines Lebens getragen hätte; allein zum wenigsten wird meine Treue vor sein Gedächtniß die Hefftigkeit meiner Liebe rechtfertigen.

Wie! gnädige Frau, fragte der Mohr, Kiambu ist todt, und ihr seyd ihm getreu? Zweifelt daran nicht, versetzte die Printzeßin eiligst, alle Machten des gantzen Erd-Bodens sind nicht vermögend mein Hertz zu bewegen; meine Beständigkeit wird mich ins Grab begleiten. Ich habe die Person des Kiambu geliebet, ietzo vergnüge ich mich an seinem Andencken, und nichts kan mir dieses eintzige Glück bey meinem unglücklichen Lebens-Reste berauben. Ach! gnädige Frau, was vor eine Treu! unterbrach der Mohr indem er sich der Printzeßin zu Füssen warf, erkennet mich liebenswürdige Bilibamba, ich bin dieser glückliche Kiambu, welchen die Warscheinlichkeit eines gewissen Todes nicht aus euern Hertzen verbannen können. Ich bin dieser zärtliche und treue Liebhaber, welcher euch anbetet, und mit der allerlebhafftesten Liebe die allerempfindlichste Erkenntlichkeit verknüpffet. Bey diesen Worten erkannte die Printzeßin die Stimme des Kiambu; ihr Hertz selbst versicherte ihr, daß sie ihn in der Gestalt des Mohren vor sich sahe; allein seine Gesichts-Züge waren dermaßen verstellet, daß sie nicht wußte, wozu sie sich entschliessen solte. Ich sehe wohl, meine Printzeßin, sagte Kiambu zu ihr, denn er war

es in der that selbst, daß ihr meinen Worten nicht zu glauben getrauet, das vor Augen schwebende Gefechte, der Zustand darin ich mich mich befinde ist demjenigen darin ich natürlicher Weise seyn sollte, so entgegen, daß ich euren Zweiffel nicht unrecht sprechen kan; allein, gnädige Frau, die Erzehlung meiner Begebenheiten wird euch diesen nicht ohne Ursach gefaßten Zweiffel benehmen. Hierauf ersuchte Kiambu die Printzeßin sich auf die Rasen-Banck nieder zu setzen, darauf er eingeschlaffen war, welches sie auch in der größten Bewegung und zwischen Furcht und Hoffnung that, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte, und Kiambu Zeit gab seine Historie folgender maaßen zu erzehlen.

Ich erinnere mich nun meine schöne Printzeßin, der Eilfertigkeit mit welcher ihr herbey liefet euch dem Gefechte zwischen Tamilo und mir zu widersetzen. Meine Ehrerbietung und Liebe besänfftigten meinen Zorn in eurer Gegenwart, dahingegen dieselbe die Wuth meines Widersachers verdoppelte. Ich empfing einen Stoß, welcher mich ohne Empfindung zu seinen Füssen legte, ich habe erst einige Zeit nachhero erfahren, daß der verstellte Tamilo auf unsern Kampf-Platz sich selbst ums Leben gebracht, und daß dieser Tamilo und Palicama nur eine eintzige Person gewesen. O Himmel, schrie Kiambu hiebey, kan man die Liebe, die Eifersucht und Raserey wohl höher treiben! ich kan nicht begreiffen, wie eine so ausserordentliche Sache nicht ruchbar wor-

worden, und ein so wichtiges Geschäffte unter der Asche der unglücklichen Palicama begraben geblieben. Dem sey aber wie ihm wolle, verfolgte Kiambu, es wäre vor mich glücklich gewesen, wenn dieser Zufall offenbar worden, ich wäre dadurch desjenigen Unglücks, so mir seit dem begegnet, und des grausamen Zustandes, darinnen ich mich noch ietzo befinde, entübriget geblieben. Denn kurtz, gnädige Frau, die angefangene Erzehlung zu endigen, und mich bey euch als den wahrhafften Kiambu zu erkennen zu geben, so wisset, daß einige Stunden nach dem betrübten Zufall, welchen ihr durch eure Vorsorge nicht verhüten konntet, ich wieder zu mich selbsten kame, und mich in einen unbekannten Hause befand. Ich fragte anfänglich nach euch, als einer Sache, woran mir in der Welt am meisten gelegen war, allein kein Mensch wolte mir antworten. Hierauf erkundigte ich mich nach dem Orte wo ich war, allein ich bekam keine bessere Nachricht; und war endlich gezwungen eben so still zu schweigen als diejenigen, so um mich waren. Ich ließ mich verbinden, und brauchte Artzney ohne etwas zu sagen, und das eintzige was den gantzen Tag über in dem stillen Hause zugebracht wurde, war die Versicherung des Wund-Artztes von meiner baldigen Genesung.

Ob ich gleich niemals mein Leben allzulieb gehabt, so machte mir doch diese Versicherung ein empfindliches Vergnügen. Die schmeichel-

haffte Vorstellung euch wieder zu sehen, verursachte solche Entzückung, welche nur wahrhafftig Liebenden bekandt sind. Den andern Tag früh sahe ich meinen Oheim Kiamsi in mein Zimmer treten, welcher mir nach eingezogener Erkundigung meiner Gesundheit Nachricht gab, daß mein Zweykampff dem Kayser in geheim hinterbracht worden, und daß er einigen Mandarinen seines Hofes Versicherung gegeben, daß er ohngeachtet der Gnade, so er iederzeit gegen unser Hauß bezeiget, mich dennoch der Strenge derer Gesetze überlassen wolte, wofern mich der Todt nicht davon befreyete.

Ihr werdet wohl urtheilen mein lieber Vetter, fuhr mein Oheim fort, daß man nach einer so glaubwürdigen Versicherung Ursache hat euch in diesem Lande nicht sehen zu lassen, und ihr euch entschliessen werden müsset, einige Zeit ausser dem Reiche zu zubringen, biß wir Mittel gefunden haben diese Sache beyzulegen. Ihr müsset auch vermeiden der Printzeßin Nachricht von euch zu geben; denn wenn gleich ihre Bescheidenheit und Zärtlichkeit euer Geheimniß bewahrten, so würde doch ihre Freude euch ausser Gefahr zu wissen, solches gar leicht verrathen.

Ich willige in alles, was ihr von uns verlanget, gab ich meinem Oheim zur Antwort; allein was das letzte anlanget, solches werde ich nimmermehr eingehen. Es würde etwas unmenschliches seyn eine Printzeßin in deraleichen grausamen Zustande zu lassen, darein sie mein wahr-

wahrscheinlicher Tod versetzet hat. Mein Oheim, welcher leicht begriff, daß ich euch Nachricht von mir geben wollte, stellte sich, als ob er darein willigte, und gab meinen gerechten Vorstellungen mit einer so guten Art Beyfall, daß er so gar über sich nahm ein Briefgen an euch zu überlieffern, darinne ich euch von meinem Zustande benachrichtigen, und meiner ohnaufhörlichen Treue versichern sollte; allein ich habe nach der Hand erfahren, daß Herr Kiamsi dasselbe so wohl als unterschiedene andere zurück behalten, welche ich seinen Bedienten zu bestellen gab.

Unterdessen besserte es sich mit meiner Gesundheit täglich, und mein Oheim drang auf meine Abreise; allein ich wollte euch vor meiner Reise sehen; euer Stillschweigen, meine Printzeßin, kam mir ausserordentlich vor, und ich zweiffelte im geringsten, man müsse meine Briefe unterschlagen haben. Euer Hertz war mir allzubekannt, als daß ich es einer Undanckbarkeit fähig halten sollte; endlich hätte ich nicht nachgelassen Abschied von euch zu nehmen, es hätte mir auch darauf begegnen mögen was nur wolle, wenn man mir nicht in der Minute, da ich mich anschickte mein Vorhaben ins Werck zu setzen, gesaget, daß ihr von Pekin auf eine lange Zeit verreiset wäret, ohne daß ich von euerm genommenen Wege etwas erfahren konnte; ich zog von allen Seiten Erkundigung ein, allein vergeblich. Endlich ward ich gezwungen dem inständigen Anhalten meines Oheims nachzugebē; ich setzte mich zu Macao auf ein klein Portugiesisch Schiff, welches

ches nach Japon seegelte, allwo wir in kurtzen anzulangen hofften.

Allein kaum hatten wir die Höhe der See erreichet, als sich ein so gewaltsamer Wind erhob, welcher uns gar bald in augenscheinliche Gefahr setzte; denn der Sturm ward so gewaltig, daß unsere Maste brachen, unser Steuer verloren gieng, die Seegel zerrissen, und wir weiter auf nichts warteten als den Augenblick, da uns die Wellen in ihren Abgrund verschlingen würden; allein der Himmel behielt mich zu viel besonderen Unglücks-Fällen auf. Der Sturm legte sich, da wir es am wenigsten vermuteten; allein dieses geschahe aus keiner andern Ursache, als von einem äussern in das andere zu fallen. Ein Cohinchinischer See-Räuber fiel uns ungemein wütig an, und hatte auch dabey nicht die geringste Gefahr zu befürchten.

Ich bemühte mich vergeblich den Mut derer Boots-Leute und aller andern, die sich auf unserm Schiffe befanden, aufzumuntern, denn sie waren von der äussersten Arbeit, so sie in währenden Sturme anwenden müssen, dermassen abgemattet, daß sie sich ohne Widerstand gefangen nehmen liessen.

Der See-Räuber ließ uns alle in sein Schiff bringen, allwo wir auf dem untersten Boden an Ketten geschlossen worden; nach diesem plünderte er unser Schiff und nahm alles raus, was er vor nützlich hielt, worauf er es denen Wellen überließ. Wir vor unsere Person wurden nachdem

dem wir annoch auf der See drey Wochen herum gefahren waren, endlich auf eine Insul an Land gesetzet, deren Printz von allen denen Räubereyen seinen Anteil bekam. Der Name dieser Insul ist mir entfallen. Wir wurden an unterschiedene Personen verkaufft, weil ich aber der eintzige war, so auf dem Portugiesischen Schiffe ein Ansehen verdiente, so ward ich dem Fürsten der Insul geschencket, welcher mich wider seine Gewohnheit ein wenig grob empfing. Er hatte meinen Namen und meinen Stand von einem unserer Boots-Leute erfahren. Also nötigte ihn die Hoffnung eines ansehnlichen Löse-Geldes mich ein wenig übler als die andern zu halten.

Er gab mir eine ziemlich bequeme Wohnung, allein ich ward daselbst so genau bewachet, daß es unmögl. vor mich schien iemals zu entkomen. Ich hatte auch um so viel weniger Ursache darzu, da die gantze Insul ein Auffenthalt derer See-Räuber war. Die eintzige Hoffnung, so ich damals übrig hatte, war, vielleicht mein Freiheit einmal mit Gelde zu erhalten, wenn ich durch diese See-Räuber an meine Freunde nach Canton oder Macao nach ihrem Gutbefinden schriebe.

Ich schlug solches eines Tages dem Fürsten der Insul vor, allein sein unerhörter Geitz setzte mein Löse-Geld so übermäßig hoch, daß ich befürchtete, es würden meine Freunde so viel nicht bezahlen wollen. Unterdessen schrieb ich doch an sie durch einen dieser See-Räuber, und erwartete ihre Antwort mit ausserordentlicher Unge-

dult. In solcher Erwartung brachte ich mein Leben an diesem verdammten Orte höchst betrübt zu, und wundert mich, daß ich nicht hundertmal vor Verdruß gestorben bin. Ich hatte aus denen Händen unserer Räuber einige Bücher zu bekommen gewußt, darinne ich zuweilen auf einer kleinen Höhe laß, wohin man mir zu gehen erlaubte; ich unterhielt mich daselbst öffters mit meinem Unglücke, und dachte an die liebenswürdige Bilibamba. Siehe, dieses war mein eintziger Trost, dieses war meine eintzige Beschäfftigung.

Ich brachte auf solche Art sieben Monate zu, ohne die geringste Nachricht zu erhalten. Eine Nacht, da ich gantz angekleidet auf meinem Bette lag, und in Gedancken die weisen Lehren des göttlichen Confucius überdachte, sahe ich bey hellen Mond-Schein eine mit einem langen Rocke bekleidete Frau zur Thüre herein treten; Kiambu, sagte sie in Portugiesischer Sprache zu mir, die ich ein wenig stammeln konnte, du siehest was die Liebe zu würcken vermögend ist, ich habe dich auf der Höhe gesehen, und du hast mir so wohl gefallen, daß ich alle Gesetze der Schaam aus den Augen gesetzet und selbst zu dir kommen, dir meine Liebe anzubieten. Ich bin ursprünglich eine Portugiesin zu Macao gebohren, und als ich eines Tages mit einen von meinen Befreundtinnen am Ufer des Meers spatzieren gieng, wurden wir von drey See-Räubern von dieser Insul alle beyde in einer Schaluppe ent-

entführet, welche uns auf ihr Schiff brachten, welches hinter einem Felsen verborgen lag. Nachdem diese Schelme ihrer Gewohnheit nach das Meer durchcreutzet, brachten sie mich allein hieher, denn meine Befreundte starb vor Betrübnis, und ward ins Meer geworffen.

Der Printz, oder vielmehr der Tyran dieser Insul fand an mir einige Annehmligkeiten, und nahm mich in die Zahl seiner Frauen; es sind zwey Jahre, daß ich diesen schönen Titul führe. Im Anfange war er beständig um mich, kurtz ich war sein Liebling, allein acht Monate drauf opfferte mich dieser Grausame dem Liebreitz einer Cochinchinesern auf, welche gegenwärtig seine liebste Beyschläfferin ist. Unterdessen darff ich mich nicht darüber beklagen, weil ich nicht so genau beobachtet werde, so habe ich Mittel gefunden mich der Wachsamkeit seiner Leute zu entziehen, mich dahin zu begeben, wohin mich die Liebe ruffet.

Bey Erblickung dieser Frau war ich vom Bette aufgestanden, ich liesse sie nach Gefallen reden, als ich aber sahe, daß sie nichts mehr zu sagen hatte, so fing ich in eben derselben Sprache zu ihr an: Meine Frau, ich muß mich in meinem Unglücke glücklich schätzen, weil sich die Liebe meiner annimmt und sich einer so angenehmen Person dazu bedienet als ihr seyd, welches mir mein Unalück erträglicher machet.

Die Complimente sind hier überflüßig, versetzte die Portugiesin, ich habe keine Zeit zu verlie-

lieren, ich muß bald wieder zurück; du kanst meine Liebe daraus erkennen, daß ich heute selbst zu dir komme und mich anerbiete dir die Freyheit zu schaffen; ich weiß Mittel dazu, sey darauf bedacht, wenn du Lust zur Ausführung hast, lebe wohl, Morgen werde ich dich wieder sehen.

In der That hielt sie ihr Wort, und besuchte mich den Abend wieder. Nun wohl, Kiambu, sagte sie, hast du deinen Schluß gefasset? Ja, meine Frau, gab ich zur Antwort, ich bin bereit alles zu unternehmen, weil ich die Ehre habe euch zur Gefährtin zu haben, allein worauf kommt es an? Ihr sollt es bald erfahren versetzte das Frauenzimmer, ietzo muß ich mich zu meiner Unternehmung vorbereiten. Mit Aussprechung dieser letzten Worte zog sie unter ihrem Rocke eine vollkommene Mohren-Kleidung hervor, welche sie nach Ablegung ihrer Frauen-Kleider in der Geschwindigkeit anzog; hierauf zog sie aus ihrer Tasche eine kleine Büchse Pomade hervor, und bestrich sich das Gesicht, die Hände, Aerme und einen Theil des Leibes damit, fuhr mit Wasser darüber her, und stellte sich meinen Augen hierauf als die schönste Schwartze vor.

Ich vor meine Person, der nichts von diesem Geheimnisse wußte, sahe diese Verwandlung mit dem größten Erstaunen an; als Mirmala solches merckte, so hieß diese Frau, sagte sie, nunmehro habe ich nichts weiter von der Verfolgung des Tyrannens dieser Insul zu fürchten, die

gantze Welt zusammen soll mich nicht vor die wahrhaffte Mirmala erkennen, weil die Pomade, damit ich mich geschwärtzet, erstlich mit Ablauf eines Jahres vergehet; ich bin über glücklich allein von Kiambu gekannt zu seyn; in ihn setze ich meine Glückseeligkeit, und begehre nichts als sein Hertz zur Gegenvergeltung der Aufopfferung des meinigen.

Als ich im Begriff stand auf diese verbündliche Anrede zu antworten, kam der Fürst der Insul mich zu besuchen, zum Glück hatte ich die Kleider der Portugiesin verborgen. Junger Mensch, sagte er zu mir, ich habe Brieffe von deinen Befreundten aus China wegen des Löse-Geldes, so ich von dir verlange, erhalten. Sie melden, daß es ihnen ohnmöglich wär die vorgeschriebene Summe aufzubringen: schreib noch einmal an sie; ich will nichts von meiner Forderung nachlassen; ich gebe dir einen Monat zu ihrer letzten Antwort Zeit, nach welcher, wenn sie nicht vorteilhafftig vor dich ist, ich dich mitten in die Insul schicken und dich zu der schlechtesten und härtesten Arbeit anhalten werde, welches ich dir bey dem GOtt Ram schwere, sie dadurch zur Zahlung zu zwingen.

Nach diesem grausamen Ausspruche machte sich der Printz zum weggehen fertig, allein als er Mirmala, die er nicht kannte, gewahr ward, so sagte er, was macht dieser Mohr da, und wer hat ihn herein gelassen? Es ist, gnädiger Herr, sagte ich zu ihm, ein junger Mensch, welcher

seit

seit etlichen Monaten mir einige Dienste leistet, und mir wegen seiner Treue angenehmer als ein anderer ist. Ich will durchaus nicht haben, versetzte der Printz, daß sich die geringste verdächtige Person dir nähern soll, es ist mir alles verdächtig, nach Mirmala Flucht, welche nicht anders, als durch ein geheimes Verständniß mit einem von meinen Untertanen entkommen seyn kan; nehmet diesen Mohren in Verhafft, fuhr er gegen seine Leib-Wacht fort, und thut ihn unterdessen unter meine Sclaven, biß ihm diejenigen selbst abholen, denen er zugehöret, denn er hat mir einen Namen genennet, den ich nicht kenne.

Kaum war dieser Befehl gegeben, als man über die unglückliche Portugiesin herfiel, und ohnerachtet ihres Klagens und Seufftzens, davon führte; ich beklagte sie in meinem Hertzen, und die Furcht, daß sie entdecket, und ich zugleich mit in den Handel verwickelt werden möchte, setzte mich in eine ungemeine Bewegung; ich sahe die schändliche Arbeit, womit mir dieser Printz drohete, als ein Merckmal eines geschöpften Argwohns an; und wenn dieser Tyran, sagte ich bey mir selbst, das Geschlecht des verstellten Mohren entdecken, und die wahrhaffte Mirmala erkennen sollte, so bin ich ohne Hülffe verlohren und es kostet mir das Leben.

Diese Unruhe schien mir so wohl gegründet, daß ich einige Taae deswegen weder schlaffen noch essen konnte; überdieß war die von diesem grau-

grausamen Fürsten gesetzte Zeit so kurtz, daß ich in solcher keine Nachricht aus China erhalten zu können befürchtete. Alle diese Betrachtungen und noch andere mehr setzten mein Gemüt in die äusserste Verzweiffelung. Endlich faßte ich den Schluß alles zu wagen, aus meinem betrübten Auffenthalte und wo möglich aus der gantzen Insul zu flüchten.

Ich hatte annoch die Pomade in meiner Gewalt, mit welcher Mirmala ihre Gesichts-Bildung verstellet hatte, ich bediente mich derselben zu eben diesem Ende; ich nahm eine leichte Mohrische Kleidung und erwartete in diesem Stande die Nacht mit dem Vorsatze den von der Portugiesin erhaltenen Dolch zu meiner Beschützung, wenn ich von meiner Wache entdecket werden sollte, oder im Fall der Ubermannung zu meiner eigenen Entleibung zu gebrauchen; zu meinem Glück gieng alles viel besser als ich hätte hoffen können; denn meine Wache war gleich einer von denjenigen, welche Mirmala durch ihre Geschencke bestochen hatte, und hielt mich bey dieser Gelegenheit vor sie, ich bin vergnügt, sagte er zu mir, meine Frau, halb laut, euch der Wut unsers Printzens entrissen zu sehen, ich stand immer in Furcht, er möchte euer Geschlecht entdecken, und war schon bedacht in die Wälder zu fliehen denen grausamen Martern zu entgehen, die man ohne Zweiffel euern Mitgehülffen angethan haben würde.

Du hättest nichts von meiner Unbescheidenheit zu befürchten gehabt, gab ich ihm mit einer verstellten weiblichen Sprache höchst erfreut über seinen Irthum zur Antwort; allein da nichts so heimlich ist, welches nicht einmal offenbar werden könnte, so habe ich mir vorgenomm gar von hier zu flüchten, und deswegen von dem unglücklichen Kiambu auf ewig Abschied genommen; ich konnte unsre Trennung ohne Verzweiflung nicht ertragen, er legte sich zu Bette, und hat mich zur letzten Gunst-Bezeugung gebeten niemand zu ihm zu lassen. Ich bekenne, fuhr ich fort, indem ich mich stellte als ob ich einige Thränen fallen ließ, daß ich diesen unglücklichen Liebhaber allzuinnig geliebet habe, als daß ich bey seinem Zustande unempfindlich seyn sollte; weil ich ihm aber nicht helffen kan, sondern wenn ich entdecket würde, vielmehr schaden müßte; so hilff mich von diesem Orte fort, mein Freund, vielleicht sind deine Cameraden, welche um mein Geheimniß wissen, und mich eingelassen haben, nicht mehr auf der Post, so kanst du mich vor der Neugierigkeit derer andern bewahren. Bey diesen letzten Worten steckte ich ihm einen Diamant in die Hand, welchen mir Mirmala mit ihren Frauen-Kleidern gelassen hatte. Ich hatte mit selben versehen den zuvor her geschenen zu machenden Aufstand zu bestreiten, und ohne ihren Beystand hätte ich mein Vorhaben niemals zu Stande gebracht.

Die durch ein so kostbares Geschencke verblendete Wache führte mich durch Wälder, Berge, Thäler und viele Umwege auf die andere Seite der Insul. Ob wir gleich ziemlich geschwinde fortschritten, so brachten wir doch mit Zurücklegung dieses Weges drei gute Stunden zu, welcher nach meiner Meinung etwann drei bis vier Meilen betragen mochte. Unter Wegens erzehlte mir mein Geleits-Mann, daß diese Insul, ob sie gleich keinen absonderlichen Namen führte, unter der Benennung der Diebes-Insul bekannt wär; daß die See-Räuber, welche sie bewohnten, in Gebrauch hätten, alles was sie raubten, denen nahgelegenen Kauff-Leuten von Japan und Cachinchine auch denen Portugiesen von Macao zu verkauffen, welche von Zeit zu Zeit hin kämen ihnen solchen abzukauffen, da sie denn die Waaren zum Theil mit Gelde, zum Theil aber auch mit Stück-Pulver, Gewehr, Hanff und andern Dingen bezahlten, welche die See-Räuber unentbehrlich brauchten; Diese Insul wär von China etwann dreihundert Meilen entlegen, und alle Wochen fänden sich auf der andern Seite, wo wir hingiengen, Fischer Barquen aus Japan, aus der Insul Formosa und andern Orten ein, welche daselbst Corallen, Ambra, Perlen und Muscheln an den Fusse derer Felsen fischten, wo man dergleichen in Menge anträffe; er zweifle auch nicht, daß ich mit Anbruche des Tages einige von dergleichen Fischern entdecken würde, mit welchen ich entkommen könnte, wenn

ich aber ja keinen Menschen antreffen sollte, so könnte ich mich in denen Höltzern verborgen halten, allwo ich nichts zu fürchten hätte, und Ahorn-Bäume und andere Früchte im Uberflusse zu meinem Unterhalte anträffe, denn aufs längste müßten in zwei oder drei Tagen einige Barquen zum Vorschein kommen. In währenden Reden kamen wir auf einen ziemlichen Hang welcher zwischen zwei grossen Felsen bis an das Meer gieng; Hier nahm mein Führer Abschied, ließ mich allein und gieng mit schnellen Schritten zurück.

Dieser einsame Ort und die Stille der Nacht erweckten anfänglich ein Schrecken bei mir, ich wußte nicht was mir begegnen würde, anderer Seits war mir die Zeit sehr kostbar, meine Flucht konnte nicht lange unbekannt bleiben, und ich stand in Furcht keine dergleichen Barque anzutreffen, davon mir der Mohr gesaget hatte; endlich gieng ich mit tausend furchtsamen Gedancken gantz stille auf dem Meer-Sande hin und wieder kein grosses Geräusche zu machen; und erwartete den Tag welcher unter vier bis fünff Stunden nicht anbrechen konnte; zwei Stunden nach meiner Ankunfft an diesem Orte erschrack ich nicht wenig bei dem noch wenigen Lichte des untergehenden Mondes einen mir nachfolgenden Menschen zu erblicken, der eben die Wendungen bei seinem Spatziergehen als ich machte; ich glaubte auch zu bemercken, daß er mich auf das genaueste betrachtete. Ich suchte mich hierauf

denen

denen Blicken dieses unbescheidenen Neugieri-
gen zu entziehen, allein es war ohnmöglich. Die-
ser Mensch war so fest auf meine Schritte ange-
hefftet daß er mein Schatten zu seyn schien. Weil
ich allerdings Ursache hatte mich an diesem ge-
fährlichen Orte, wo ich mich befand, vor einem
Uberfalle zu befürchten, so faßte ich meinen Schluß
ohne Anstand; ich nahm meinen Dolch in die
Hand, weil ich mich keines Pistols wegen des ver-
ursachten Knalls beim loßschüssen gebrauchen
wollte, ergriff diese unbekannte Person bei der
Gurgel, und warff sie zu Boden.

Bereite dich zum Tode, redete ich ihn an, wenn
du mir nicht diesem Augenblick sagest, wer du bist,
und was du vor Ursache hast mir so halßstarrig zu
folgen. Ach leider! sagte er zu mir, ich bin ein
armer Sclave, welcher sich aus seiner Gefan-
genschafft zu erretten suchet; ich habe dich vor ei-
nen von meinen Cameraden gehalten, den ich an
diesen Ort bestellet habe. Weil die Nacht nicht
sehr helle ist, und diese grosse Felsen viel Schatten
machen, so befürchtete ich mich zu betrügen, und
wollte ehe ich mich zu erkennen gäbe, denjenigen
vorher recht kennen, den ich anreden wollte.

Es ist mir leid, sagte ich mit Aufhebung dieses
Unbekannten, daß ich dir habe Schrecken einja-
gen müssen; es ist mein Wille nicht dich an dei-
nem Vorhaben zu verhindern, vielmehr bekenne
ich dir aufrichtig, daß ich mich in gleichen Um-
ständen befinde, und mit Ungedult den Tag er-
warte, um zu erfahren ob ich nicht hier oder der

Gegend herum einige Fischer-Barquen finde, welche uns in Sicherheit bringen können. Es werden ohnfehlbar welche da seyn, versetzte der Unbekannte, und mit Anbruche des Tages werden wir sie zu sehen bekommen; ich habe vorher genaue Erkundigung darnach eingezogen, ehe ich meinen Vorsatz ins Werck gerichtet.

In währender Zeit dieser Unbekannte also mit mir redete, überdachte ich bei mir selbst, wo ich dergleichen Stimme gehöret hatte, ich durffte aber nicht lange darauf dencken, als ich zu meiner größten Bestürtzung bei denen ersten Sonnen-Blicken in der Person des falschen Sclaven die Portugiesin Mirmala erkannte. Das Mohrische Kleid, so sie in meiner Gegenwart angezogen hatte, gab sie mir gantz klärlich zu erkennen, allein ich hütete mich wohl, mir das geringste davon mercken zu lassen. Wir erwarteten also mit einander den völligen Tag, da wir denn das Glück hatten ohngefehr eine Meile von uns ein Schiff vor Ancker zu erblicken. Isuff und ich hielten Rath, (denn Mirmala hatte diesen Namen angenommen) was wir thun wollten.

Als wir in Begriff standen dem Schiffe einige Losung zu geben uns abholen zu lassen, so sahen wir die Schaluppe ins Meer setzen, worein sie einiges Handwercks-Geräthe legten, und worauf sich einige Fischer setzten. Sie kamen gerade auf uns zu ohne uns gewahr zu werden, weil wir uns hinter einer Felsen-Spitze verborgen hielten. So bald sie Fuß an Land gesetzet giengen wir auf

sie

sie zu, mit demüthiger Bitte, uns eilfertig auf ihr Schiff zu führen, weil wir ihrem Hauptmanne etwas wichtiges zu sagen hätten. Diese guten Leute sahen sich einen Augenblick einander an, um Rath zu fragen, was sie thun sollten, einige waren der Meinung uns da zu lassen und erstlich den Herrn der Barque um Rath zu fragen; allein da uns die andern ohne Gewehr und mit thränenden Augen sahen, so hatten sie Mitleiden mit uns, nahmen uns in ihre Schaluppe, und führten uns an Bord ihres Schiffes, allwo wir in kurtzer Zeit anlangten.

Der Hauptmann dieser Barque, welche als eine leichte Fregatte gebauet war, hieß Motaga; er war ein Chineser aus der Provintz Canton. Wir erzehlten ihm die Art unserer Flucht, und vermittelst eines Diamants der Mirmala, den ich ihm so wohl vor meine als meines Gefährtens Uberfahrt verehrte, machte ich ihm ziemlich umgänglich, und er versprach uns noch diesen Abend abreisen zu lassen; denn, sagte er, unsere Fischer finden längst diesen Felsen ohnedieß fast gar nichts mehr, nachdem gewisse Tonquinische Kauff-Leute dieselbe allzufleißig besuchen. Hierauf fieng er eine lange Rede über diese Fischerei an, welche da hinaus lieff uns zu verstehen zu geben, daß sie nach Erlegung eines jährlichen Tributs an den Printzen dieser Insul, daselbst nach Gefallen fischen könnten, ohne daß sie weder bei der Fischerei noch bei der Ankunfft und Abreise das geringste von denen See-Räubern zu befürchten hätten,

welches uns höchst angenehm zu vernehmen war.

Bei anbrechenden Abend hielt er uns sein Wort, denn nach Zurückkunfft seiner Leute gieng er ohne Anstand unter Seegel. Als Isuff das Schiff abgehen sahe, bezeugte er einigen Verdruß über die Abwesenheit desjenigen Sclavens vor welchen er mich gehalten hatte. Ich fragte ihn nach der Ursache, und er bekannte mir offenhertzig, daß er demselben ausser einer mit ihm errichten vertrauten Freundschafft alle sein Geld und viele kostbare Edel-Steine zu tragen gegeben hätte, und also wegen seiner fernern Reise besorgt wäre.

Fürchtet nichts sagte ich zu ihm, es soll euch an nichts fehlen, und wenn ihr euch an mich halten wollet, so will ich vor euch so gut als vor mich selbst sorgen. Großmüthiger Freund, antwortete mir der verstellte Isuff, was bin ich eurer Gütigkeit nicht vor Danck schuldig und wie soll ich meine Erkänntlichkeit dagegen bezeugen? allein das Schicksal nimmt mir alles, was mir am kostbarsten auf der Welt ist, und die süsse Freiheit, welche vernünfftigen Personen so vieles Vergnügen macht, ist vor den unglückseeligen Isoff eine unerträgliche Marter. Ich stellte mich als ob ich den Sinn dieser Worte nicht begriff, welche in der That niemand als ich verstehen konnte, und nahm eiligst das Wort wieder auf, ich vor meine Person sagte ich, wollte mein Leben noch tausendmal wagen der Sclaverei zu entgehen, ob ich

gleich

gleich bereits alles zur Erhaltung der Freiheit aufgeopffert habe. Es ist gar zu angenehm sich frey zu sehen, daß man dergleichen Glückseeligkeit nicht theuer genug erkauffen kan.

Motaga, der Herr des Schiffes, welcher unserer Unterrdung zuhörete mengte sich darein, und suchte Isuffs Vorgeben zu widerlegen. Man muß seines Verstandes beraubet seyn, sagte er zu ihm, wenn man einen dergleichen sonderbaren Satz, als der deinige zu seyn scheinet, zu behaupten suchet. Wenn du auf der Diebs-Insul so genaue Verbindungen hast, deren Verlassung dir Verdruß erwecken, wer hat dich gezwungen von selbiger zu entweichen, u. warum hast du dir nicht ein Glück verschafft, darüber du dich beklagest?

Es giebt gewisse Umstände, gab ihm Isuff zur Antwort, welche der Schein, betrüglich machen. Vielleicht war ich verliebt ohne die Gegenwart des Geliebten zu genüssen, und sahe mich, da dasselbe der allerverächtlichsten Arbeit unterworffen war, unter der Tirannei eines barbarischen Herrn. So höre denn auf dich zu beklagen, fiel ihm Motaga in die Rede und bekenne daß dir die Freiheit werth seyn muß, weil sie dich deinem Unglück entreisset, und dich des guten nicht beraubet so du nicht genüssen können. Es ist wahr, versetzte Isuff, daß wenn ich die Sachen in dem vortheilhafften Sinn ansehe, wie ihr sie nehmet, ich über mein Glück vergnügt seyn muß; allein ihr ziehet in keine Betrachtung, daß ich mich durch Verschaffung eines Guten, wel-

ches nicht der vornehmste Entzweck meiner Wünsche war, auf ewig derjenigen Hoffnung beraubet habe, welche das eintzige Vergnügen meines Lebens war.

Diese Unterredung wurde von beiden Theilen mit gnugsamer Lebhafftigkeit fortgesetzet, und so lange wir an den Chinesischen Cüsten mit gönstigen Winde fortschifften, fand der Hauptmann der Barque so vieles Vergnügen an der Höfligkeit und Lebhafftigkeit derer beiden Sclaven, daß er uns fast gar nicht verließ. Er erzehlte uns seine Lebens-Geschichte, daß sein Vater ihn, seinen jüngern Bruder zu bereichern, enterbet, und er nach dessen Tode, weil er nichts von seiner Erbschafft erhalten, seine Provintz mit dem Vorsatze verlassen habe, Zeit seines Lebens nicht wieder dahin zu kommen; daß er mit dem wenigen Gelde, so er von seinem Bruder erhalten, sich der See-Fahrt ergeben, welche ihm nach Verlauff von sechs Jahren so viel Vortheil gebracht, daß er sich dieses Schiff, worauf wir uns befanden, kauffen können, und welches ihm nebst der gantzen Ladung allein eigenthümlich zugehörte.

Wir lobten seinen Fleiß und tadelten hingegen die Härte seines Vaters. Mit dergleichen Gesprächen suchten wir uns die Zeit unserer zehntägigen Schiff-Fahrt zu vertreiben. Wir entdeckten bereits die Gegend um Macao, und machten uns bereits Rechnung in kurtzer Zeit daselbst anzulangen, als die Nacht, welche aller Vermuthung nach die letzte unserer Reise seyn sollte, ohn-

ohngefehr durch Verwahrlosung eines berauschten Boots-Knechts, welcher die brennende Pfeife bei einen Pack Hanff hatte liegen lassen, auf unsern Schiffe Feuer auskam. Das Feuer wütete mit solcher Gewalt auf dem Schiffe, daß wir nicht dran dencken durfften daß geringste zu retten. Wir hatten kaum Zeit die grosse Schaluppe in See zu lassen, worauf wir uns in möglichster Eil bemüheten Land zu erreichen.

Motaga sahe alles das seinige mit solcher Standhafftigkeit und Großmuth in Feuer aufgehen, welche ich bei einer Person von seiner Handthierung bewundern mußte. Er ließ nicht den geringsten Seufftzer fahren. Ihr sehet, sagte er mit grosser Gleichgültigkeit zu uns, daß sich ein vernünfftiger Mensch auf nichts verlassen soll. Wer hätte nicht geglaubet, daß das Glück die Ungerechtigkeit meiner Eltern zu ersetzen, sich zu meinem Vortheil erklären sollen? unterdessen verläßt es mich auf einmal, mir seine barbarische Unbeständigkeit desto besser zu erkennen zu geben. Zum Glück verfolgte er, ist mir noch ein Guth übrig, welches mir dasselbe nicht rauben kan.

Wie tröstlich ist mir dieses, unterbrach ich seine Rede, ich hielt euren Verlust vor unersetzlich? In der That ist er es auch, sagte er zu mir, denn es ist mir kein anderer Schatz übrig als mein Muth und mein Verstand; womit ich denen andern allen Trotz bieten kan. Ich bekenne euch schöne Printzeßin, daß die Rede dieses Mannes mich in Verwunderung setzte. Ich

bemerckte darinne eine solche Hoheit der Seelen, und zwar zu einer solchen Zeit, wo ich es vor ein wenig erlaubet hielte, derselben zu ermangeln, daß ich meine Verwunderung nicht sattsam an den Tag legen konnte. Isuf hatte eben dergleichen Meinung: wir konnten uns nicht enthalten, Motaga unsere Verwunderung zu bezeugen, allein er antwortete uns mit so freien Gemüthe darauf, daß wir eine ungemeine Hochachtung gegen ihn auffasseten. Unter dergleichen Gesprächen kamen wir mit anbrechenden Tage an Land. Ich sagte dem Hauptmanne, wie mich wichtige Geschäffte auf das eilfertigste an dem Kaiserlichen Hof rufften, und daß ich ihn, wofern er mir dahin zu folgen beliebte, nicht allein auf dieser Reise frei halten wollte, sondern daß ich auch daselbst vielleicht Gelegenheit finden würde, ihm den Ersatz seines erlittenen Verlusts, oder eine ansehnliche Bedienung zu verschaffen. Motaga bedanckte sich gegen mich mit vieler Höfligkeit; und ob er gleich mein Anerbieten und Hülffe als ein Hirn-Gespinste ansehen mochte, so nahm er doch meinen Vorschlag mit viel Vergnügen an: Nach dem erlittenen Verluste wuste er nicht wo er sich hinwenden sollte, also entschloß er sich mich zu begleiten, und gab seinen Leuten den Abschied, die er mit thränenden Augen verließ.

Wir suchten also Fuhrwerck, auf welchem wir alle drei vor etwas länger als einem Monate allhier in Peckin angelanget sind. Ihr werdet wohl urthei-

urtheilen gnädige Printzeßin, daß meine erste Bemühung darinne bestanden von euch Erkundigung einzuziehen, wobei ich erfuhr, daß viele von euren Befreunden abgereiset waren, euch aus eurer Einsamkeit zurück zu hohlen, und daß ihr in kurtzen allhier ankommen würdet. Es kam mir in Sinn euch entgegen zu gehen, allein die Schaam vor euren Augen so ungestaltet zu erscheinen, bezwang meine Ungedult. Ich ließ dieses Halß-Band, welches ihr sehet, verfertigen, und die Sinn-Schrifften darauf stechen, welche ihr gelesen habet, und welche ein Theil meiner Verzweiffelung und Furcht an Tag legen; denn ich nahm eure Zurückkunfft als ein offenbares Merckmal eurer anderweitigen Verbündung an. Ich konnte mich nicht darüber beklagen, ob mich gleich diese Vorstellung bei nahe ums Leben brachte. Was habe ich nicht in dieser grausamen Furcht ausgestanden? Die Unterredung der Mirmala und des Motaga waren nicht vermögend meinen Verdruß zu vertreiben; und ich erwartete in meiner Einsamkeit und Unglück zu Endigung meines Lebens nichts mehr, als demjenigen Augenblick, darinne ihr aufhören würdet dem Andencken des Kiambu treu zu seyn. Endlich, meine Printzeßin, erfuhr ich eure Zurückkunfft, ich erfuhr eure Beständigkeit und eure Abschlagung vieler Durchlauchtigen Vermählungen. Ich unterstand mich nicht mir den Ruhm davon zu zuschreiben, ich blieb in einer beständigen Ungewißheit mich euch erkennen zu geben, ehe

ich

ich mich bei meinen Befreundten gemeldet; und befürchtete, euch wegen meiner Person überzeugen zu können, da ich noch einige Monate zu warten hatte, ehe ich meine natürliche Gestalt wieder bekommen konnte. Ich erzitterte, wenn ich daran gedachte, daß euch endlich einer von meinen Neben-Buhlern zu einen gütigen Entschlusse bewegen möchte. Unterdessen nahm ich mir doch vor, mich weder euch noch meinen Freunden zu erkennen zu geben, und ich hätte sonder Zweiffel dieses Versprechen gehalten, wenn mich dieser glückliche Zufall euch nicht unter Augen gebracht, und mir zu gleicher Zeit eure Liebe und mein Glück zu erkenen gegeben hätte. Hiermit endigte Kiambu seine Historie.

Die Printzeßin ward durch diese Rede dergestalt erweichet, daß sie an einer Wahrheit nicht länger zweiffeln konnte, welche ihr Hertz bekräfftigte, sondern sich in die Arme ihres Geliebten warff, und ihm durch die allerzärtlichsten Liebkosungen zu erkennen zu geben sich bemühete, wie empfindlich ihr seine Beständigkeit und Wiederkunfft wäre. Allein eben dasjenige Unglück welches sie biß anhero verfolget hatte, versäumte keine Gelegenheit solches noch ferner zu thun. Odatis, ein junger Tatarischer Printz und Anverwandter des Kaisers, trat in die Lauber-Hütte, darinne sich diese beide Verliebte befanden, und verwunderte sich nicht wenig, einen schönen Mohr zu den Füssen der Printzeßin liegen, und in ihren Armen eingeschlossen zu sehen.

Es

Es ist ohnmöglich das Erstaunen dieses Printzens bei solchen Anblicke auszudrucken. Er war einer von denen eifrigsten Anbetern der Bilibamba, und hatte fast alle Befreundte der Printzeßin auf seine Seite gezogen, und sein Vermögen war so ansehnlich, daß man dieselbe ihn zu heirathen äusserst verfolgte; also kan sich der Leser seine Bestürtzung leichtlich vorstellen.

Er prallte einige Schritte zurück, und sahe die Printzeßin mit der größten Verachtung an: verzeihet meiner Unbescheidenheit, gnädige Frau, sagte er mit einem bittern Lachen zu ihr, ich habe nicht vermuthet euch in so ansehnlicher Gesellschafft an zu treffen, noch die Wahrheit einer Historie unsers Poeten Kikkila erfüllet zu sehen: ich habe selbe iederzeit vor eine Erdichtung gehalten; allein dem herrschenden Geschmacke ist man nicht vermögend Widerstand zu thun.

Kiambu, welcher bei Ankunfft des Printzens sich eiligst erhoben hatte, ließ der Bilibamba nicht Zeit zu antworten, sondern faßte geschwinde das Wort auf; Was ist das vor ein Geschmack der Printzeßin, sagte er zu ihm, wisset daß ihr denselben verehren müsset, vornehmlich wenn er der Ehre und Tugend, welche ihr Eigenthum sind, gleichförmig ist.

Es ist wahr, versetzte der Printz ernsthafft, daß der Wohlstand sehr wohl beobachtet wird, wenn man Leute von deiner Art liebkoset; geh mein Freund, verfolgte er, und dancke es der wenigen Hochachtung so ich noch vor die Bilibamba habe,

daß

daß ich deine Unbesonnenheit nicht straffe. Lerne du selbst, unterbrach der aufs äusserst gerührte Kiambu, daß ohne diese Hochachtung, davon du redest, ich dich gar bald dahin bringen würde, die wenige Ehrerbietung zu bereuen, welche du gegen die schöne Bilibamba bezeugest. Bei diesen Worten konnte sich der in Wuth versetzte Printz Odatis nicht länger halten, sondern gieng mit entblößten Säbel in der Hand auf Kiambu loß, dieser war ohne Waffen, und konnte nichts anders thun als den von seinen Feinde auf ihn gefährlichen Streich mit einem schlechten Stocke, den er von ohngefehr in die Hände bekam, von sich abzulencken, und darauf in dem Vorsatze ihm zu entwaffnen, über ihn herzufallen. Das Unternehmen war nicht leicht, sie waren beide groß, starck und gesetzt, und also das Hand-Gemenge unter ihnen hart und zweiffelhafft.

Unter währender Zeit thate die vor Schrecken gantz ausser sich gebrachte Printzeßin nichts anders, als daß sie aus allen Kräfften um Hülffe ruffte. Drei von ihren Befreunden kamen nebst allen ihren Bedienten herzu geeilet, und gleich zu der Zeit an als Kiambu als Uberwinder seinen Feind entwaffnet hatte, und ihn um sein Leben zu bitten zwange. Dieser Umstand verdoppelte die Wuth der Bedienten dergestalt, daß sie alle auf einmal über den unglücklichen Liebhaber, den sie nicht kannten, herfielen. Sie hätten ihn ohne Zweiffel ums Leben gebracht, wenn die dringende Gefahr, darinne ihn die Printzeßin sahe,

sahe, sie nicht zu Versammlung aller ihrer Kräffte gebracht hätte.

Sie lieff mitten unter diese wütigen ihn aus ihren Händen zu befreien, und wendete sie endlich durch ihr Geschrei, ihre Thränen, und Drohungen von Vollführung ihres schändlichen Vorhabens ab. Ihre Freunde waren über dasjenige bestürtzt, so sie zum besten des Mohren vornahm, und sahen sie mit Verwunderung an; allein ihre Bestürtzung wurde noch grösser als ihnen der Printz Odatis die Ursache seines Gefechts erzehlte. Er schonte dabei der Printzeßin im geringsten, und mahlte aus einer hefftigen Rach-Begier bei dieser Gelegenheit ihre gegen den Mohr bezeugte Liebkosungen auf das allerschwärtzeste ab.

Bilibamba ließ ihm alle seine Galle ausschütten, ohne ihm ins Wort zu fallen, worauf sie ihrer Seits zu reden anfing, und öffentlich erklärte, daß ihre Liebe gegen den Mohr rechtmäßig wäre, weil Kiambu und er einerlei Person wären. Sie machte hierauf eine kurtze Erzehlung derer erfahrnen Umstände, und setzte dadurch ihre Zuhörer in eine nicht leicht zu beschreibende Verwirrung. Sie sahen einander ohne ein Wort zu reden an, endlich brach der Printz Odatis das Stillschweigen zu erst, und versicherte mit einem Schwure, daß er nicht so leichtgläubig wäre einer Fabel Glauben bei zumessen, welche die Printzeßin bloß deswegen erfunden, daß sie dadurch den Mohr von der verdienten Straffe

bes

befreien möchte. Diese Rede feuerte den Zorn derer Befreundten der Printzeßin wieder an, und man wollte von neuen auf des Kiambu Person loßgehen, allein Bilibamba stellte sich vor ihn, und versicherte daß man ihr eher das Leben nehmen müßte, ehe sie erdulten wollte, daß man ihm das geringste Leid zufügte, sie habe ihm ihr Hertz gegeben, und sähe ihn mit einem Worte als ihren Gemahl an, daher sie folglich mit ihm zugleich zu sterben verlangte, wenn ihm ihre Wuth das Leben raubte. Diese glaubwürdige Erklärung brachte die Erstaunung auf den höchsten Gipffel, und machte derselben Zuhörer gleichsam zum Steine.

Hier bediente sich die Printzeßin ihres Stillschweigens sie zu versichern, daß Kiambu in einiger Zeit seine natürliche Gestalt wieder bekommen würde, sie zeigte ihn sein goldenes Hals-Band und die darauf befindlichen Sinn-Schrifften, sie redete von Mirmala, welche zu seinem Vortheil Zeugniß ablegen könnte, und welche durch eben dasselbe Kunst-Stücke ihre Bildung verstellet hätte; kurtz sie redete so wohl, daß endlich der Schluß fiel, den Mohren kein Leid anzuthun, sondern ihn in einen absonderlichen Zimmer bis zur bestimmten Zeit zur wieder Erlangung seiner Gestalt zu bewahren; Wofern er aber nach diesem Vornehmen, welches man bloß der Printzeßin zu Gefallen verwilligte, seine Geburt nicht erweisen könnte, ihn wegen seines Betrugs

trugs der Strenge derer Gesetze zu übergeben, und die Printzeßin auf Lebens Zeit einzuschlüssen

Bilibamba nahm alle diese Bedingungen mit dem grösten Vergnügen an, und diese beide Verliebte giengen ruhiger weg, als sie gehoffet hatten. Man gab Kiambu ein besonders Zimmer ein nebst einer Wache, und ließ Mirmala in Verhafft nehmen, welche nicht wenig bestürtzt war, sich entdeckt zu sehen. Sie bekannte freimütig alles was auf der Diebs-Insul vorgegangen war, und schwor, daß sich in einiger Zeit die Schwärtze ihres Gesichts von sich selbst verlieren würde. Sie erfuhr die Historie des Kiambu mit der grösten Verzweiffelung, sie verlangte mit ihm zu reden allein es ward ihr abgeschlagen. Diese Historie machte viel Auffsehens in Peckin, wo man von nichts anders redete. Die Befreundte des Kiambu wußten nicht wozu sie sich entschlüssen sollten; anderer Seits aber konnte die Printzeßin niemals die Erlaubniß haben ihren Geliebten in seiner Einsamkeit zu sprechen, denn sie ward auf das allergenauste bewachet.

Endlich bekam nach Ablauff zehen Monate ihre natürliche Gestalt wieder und zeigte vor denen Augen des gantzen Hauses der Printzeßin die schönste Person von der Welt. Dieser Unbestand ließ an des Kiambu Veränderung nicht weiter zweiffeln. Kurtz man sahe wenig Tage hernach aus dem verstellten Mohr den wahrhafften Kiambu werden; Die Anverwandten der Bilibamba waren darüber vergnügt, wie auch

seine Freunde, vornemlich aber die liebreitzende Printzeßin, welche eine unaussprechliche Freude darüber empfand. Der Printz Odatis selbst ersuchte sie um Verzeihung seines Fehlers, welche sie ihm auch auf eine sehr gnädige Art ertheilte: Die Heirath dieser beiden Verliebten ward von dem Kaiser gebilliget, mit allgemeinen Beifall beschlossen, und einige Tage darauf mit aller möglichen Pracht vollzogen; Kiambu vergalt Montaga seine erzeigte Dienste, und verheirathete die schöne Mirmala mit ihm. Also genossen diese beide Durchlauchtige Verliebte nach so vielen Widerwärtigkeiten die Annehmlichkeiten einer genauen Vereiniaung, welcher die Liebe und Tugend eine ewige Dauer hätten beilegen sollen.

Nachdem ich mich meines Versprechens entlediget und dem Leser eine Historie mitgetheilet, so den Grund zu einen Trauer-Lust-Spiele abgeben kan, so komme ich wieder auf Batavia zu reden, wo ich dergleichen Thiere gesehen, die ich nirgendswo angetroffen habe. Dieses sind Vögel so groß als ein Schöpß, welche die Einwohner des Landes Casuars oder Casuels nennen, sie haben weder Zungen, noch Flügel, noch Federn, noch Schwantz, sondern nur lange Borsten, wie die wilden Schweine, spitzig und wie die Stacheln an denen Stachel-Schweinen. Sie verschlucken Eisen, auch glühende Kohlen wie ein Stück Fleisch, ohne davon zu sterben oder kranck zu werden. Sie lauffen so schnelle, daß sie der beste

Vögel ohne Federn, ohne Zunge, Flügel und Schwantz.

beste Läuffer nicht einhohlen kan, und wenn sie iemand fangen will, so ziehen sie den Halß ein und schüssen auf ihn loß, treten ihn unter die Füsse, womit sie ihm dergestalt anf dem Magen herum trampeln, daß sie ihn ums Leben bringen, wenn sie sich nicht mit einigen Gewehr davon befreien.

Man verkauffet auch in dieser Stadt sehr schöne Papagoyen, welche aus denen Sembresischen Insuln kommen. Sie sind von unterschiedenen Farben und leicht abzurichten, vornemlich die weissen, welche so groß als die Hüner sind und drei Reihen schöne gelbe Federn über dem Kopffe haben. Ich habe welche gesehen, die so vernehmlich als ein Mensch geredet. Sie kosten abgerichtet das Stück nicht mehr als zwantzig Frantzösische Stüber oder Sou; allein sie sind sehr beschwerlich nach Europa zu bringen, denn sie sterben gemeiniglich wenn sie über die Linie kommen.

Es giebt auch in Batavia eine Art Handlung, davon ich nur zwei Worte sagen will. Diese bestehet darine, daß viele Holländer, welche denen Herren General-Staaten in vielen Indiaschen Handlungs-Orten gedienet haben, sich gemeiniglich mit allem ihrem Vermögen in diese Stadt begeben, und daselbst einen schändlichen Handel mit leichtsinnigen Frauens-Personen treiben, welche sich ungemein wohl darauf verstehen, denenjenigen die Beutel zu fegen, die mit ihnen umgehen.

Die Regierung zu Batavia hat die Gewohnheit alle Jahre diejenigen Missethäter, welche den Tod nicht verdienet haben, oder nur auf einige Jahre verwiesen sind, nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung zu schicken. Der Statthalter dieses Orts begegnet ihnen sehr hart, und giebet ihnen sehr schlechte Kost, sie müssen gemeiniglich an Ausbesserung derer Festungs-Wercke arbeiten, und andere harte Arbeit verrichten. Mit Ausgang des siebenzehen hundert und sechzehenden Jahres schickte der Statthalter dieser Stadt ein Schiff mit dergleichen Missethätern und andern Kauffmanns-Waaren beladen von Batavia ab. Ein Frantzose Namens Parisiere, welcher ein grosses Vermögen erworben hatte, und dieses Schiff zur Abfahrt fertig liegen sahe, urtheilte diese Gelegenheit vor bequem sich mit seiner Frau, Kindern, und dem in Dienst der Holländischen Gesellschafft erworbenen Vermögen einzuschiffen: allein dieses Schiff gieng verlohren, und das Ende derer darauf befindlichen Personen, war so bejammerns-würdig, daß es wohl einer Erzehlung verdienet. Die davon gedruckte Historie machet von dem Herrn Parisiere also den Anfang.

Historie eines Frantzosen.

Dieser Frantzose, dessen Familie und Geburts-Ort unbekannt geblieben, bekam, nachdem er einige Zeit in Batavia gewohnet hatte, Lust sich zu verheirathen. Er warff in dieser Absicht seine Augen auf eines reichen Portugiesen Tochter, welche vor eine von denen grösten Schönhei-

ten

ten in der Stadt gehalten ward; erst mußte man die Gewogenheit des Vaters erwerben, ehe man zu der Tochter kommen konnte: allein er konnte niemals seinen Zweck erhalten, denn der Vater war von derjenigen murrischen Art, welche nicht gerne das Anbringen eines verliebten jungen Menschens anhören. Mit der Jungfer war es viel anders, denn derselben konnte Parisiere mit seiner goldenen Zunge alles überreden, was er wollte. Kurtz beide waren mit einander vergnügt, und alles gieng ziemlich gut biß auf die Heirath.

Gleichwohl war diese des Frantzosen eintzige Absicht, weil die Jungfer ihres Vaters eintzige Erbin war. Der Vater besaß eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, und es hatte nicht die geringste Wahrscheinligkeit, daß Parisiere die ihm so am Hertzen liegende Heirath zu Stande zu bringen würde. Nach tausend und tausend Uberlegungen faßte er den unglücklichen Vorsatz den Vater aus dem Wege zu räumen, und da er bemercket hatte, daß er zuweilen längst der See spatzieren gieng, so lauerte er an einem Orte auf ihn, wo er nicht gesehen werden konnte.

Der Vater ermangelte nicht seiner Gewohnheit nach dahin zu kommen, und war in währenden Spatzier gehen mit Lesung eines Buches beschäfftiget, der Frantzose sprang aus seinem verborgenen Winckel mit einem Dolche in der Hand hervor und gab ihm so viel Stiche, daß er todt auf dem Platze liegen blieb. Hierauf warff er seinen Dolch ins Meer, gieng gantz ruhig nach

der Stadt zurück, und zu einem Thore hinein, welches demjenigen, wo die Mordthat geschehen war, gegen über lag.

Diese Boßheit blieb so verborgen, daß der Thäter niemals an Tag kam. Unterdessen begab sich Parisiere zu seiner Liebste, und bezeigte derselben mit thränenden Augen sein Mitleid über ihren erlittenen grausamen Verlust. Endlich, da dasjenige, was am hefftigsten ist, nicht lange dauert, so legte sich auch das Betrübniß der Schönen, und sie heirathete ohne ihr Wissen den Mörder ihres Vaters, welcher durch diese Heirath ein grosses Vermögen in seine Gewalt bekam, wornach er so lange geseufftzet hatte. Die Neu-Verehligten brachten einige Jahre in Freude und Vergnügen zu, allein als sie das Schiff, davon ich geredet habe, sich zu der Reise nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung anschicken sahen, bekam unser Frantzose Lust mit seiner Frau, Kindern und Vermögen mit dahin überzufahren. Er machte sich Rechnung bei diesem Vorgebürge ein Frantzösisches oder anderes Schiff anzutreffen, mit welchem er in sein geliebtes Vaterland Franckreich zurück kommen und sich daselbst mit aller seiner Pracht sehen lassen könnte: allein der Himmel hatte es gantz anders beschlossen.

Einige Zeit hatte das Schiff eine glückliche Fahrt, allein kaum hatte es die Höhe des Vorgebürges Corso erreichet, als es ein grausamer Sturm wider die Felsen zu scheitern stieß, daß

alle

alle die sich darauf befanden, sich alle Mühe von der Welt geben musten, theils auf denen zerscheiterten Stücken des Schiffes, theils auf der Schaluppe ihr Leben zu retten. Als sich diese Elenden am Lande befanden, machten sie sich auf den Weg einen von denen Portugiesen bewohnten Ort zu suchen, welche ihrer Vermuthung nach nicht allzu weit von dem Orte ihres Schiff-Bruchs seyn konnten, allein sie verwunderten sich nicht wenig als sie sich in einem zwischen dem Vorgebürge der guten Hoffnung und dem Capo Corso gelegenen Lande befanden, wo die Schwartzen des Landes Tag und Nacht aus denen Wäldern längst der See-Cüste sie beunruhigten.

Die Holländer vertheidigten sich so gut als sie konnten, allein sie konnten wegen der allzugrossen Hitze in dasigen Gegenden wegen Hungers und unerträglichen Durstes nur halben Widerstand thun, daß solcher Gestalt viele der Wuth derer Schwartzen und derer wilden Thiere ausgesetzet blieben. Diese Schwartzen, welche keinen Schuß scheueten, erlegten eine grosse Anzahl; der Uber-Rest, darunter sich Parisiere, seine Frau und Kinder befanden, retteten sich so gut als sie konnten tieffer ins Land; allein da sie allzu weit kamen, fielen sie andern Schwartzen in die Hände, welche ihnen tausend Grausamkeiten anthaten, und die meisten von diesen Unglücklichen umbrachten. Hier bedachte Parisiere den elenden Zustand, darinne er sich mit seiner Frau und seinen Kindern mitten unter denen Barbarn,

und in denen dürren und verbrannten Wüsteneien befand, und bekannte daß er diese Züchtigung gar wohl verdienet, und daß das Blut seines Schwieger-Vaters die göttliche Rache wider ihn aufgebracht habe.

Es brauchte weiter nichts diese unglückliche Frau zu Vergüssung eines gantzen Thränen-Strohms zu bringen; sie warff ihm solches tausendmal vor, und da sie einige Tage hernach ihr Betrübniß, den Hunger, Durst, die Hitze und unzehliges ander Elend nicht mehr auszustehen vermochte, traff sie ihr Ehe-Mann sterbend an, welcher einige Wurtzeln zu ihrer Unterhaltung gesuchet hatte. Er sahe sie sterben, und begrub sie in Sand, wie er bereits allen seinen Kindern gethan hatte; hierauf lieff er aus Verzweiffelung in die dicksten Wälder, und seit der Zeit hat man ihn kein Wort mehr reden hören. Alle seine Gefährten wurden entweder von denen Raub-Thieren aufgefressen, oder von denen Schwartzen erschlagen, biß auf einen eintzigen Holländer, welcher nach überstandenen unglaublichen Beschwehr- und Gefährligkeiten endlich das Vorgebürge der guten Hoffnung erreichte, und diese beweinenswürdige Begebenheit erzehlte.

Da sich die Zeit meiner Zurück-Reise nach Goa näherte, ward ich mit dem Herrn eines Portugisischen Schiffes wegen meiner Uberfahrt einig, welcher einige Waaren in dieser Stadt zum Verkauff, und einige Schreib-Stuben längst der Malabrischen Cüste hatte, weil er aber erst-

erstlich nach Ablauff dreyer Wochen abfahren konnte, so wendete ich diese Zeit an einige Orte dieser grossen Insul zu besehen, und das merckwürdigste längst der See um Batavia herum in Augenschein zu nehmen.

Reise des Verfassers um Batavia herum.

Zu diesem Ende miethete ich ein Birmar; dieses ist eine Art Schiffe, deren es eine grosse Menge in dieser Stadt giebet, sie werden auf Unkosten des Statthalters unterhalten, welcher einen grossen Vortheil aus ihrer Vermiethung ziehet; ich setzte mich mit einigen Lebens-Mitteln versehen, und in Gesellschafft eines gelehrten Kräuter-Verständigen, der mich seiner Freundschaff würdigte, auf, und wir fuhren eines Tages bei frühen Morgen aus um die Cüsten der Insul herum, wir liessen uns von Zeit zu Zeit an denjenigen Orten ans Land setzen, unsere Anmerckungen zu machen, welche wir zu unserm Vorhaben bequem hielten.

Wir sammleten anfänglich eine grosse Anzahl, Muscheln, Schnecken und andere Meer-Seltsamkeiten von unglaublicher Schönheit; wir verwunderten uns nicht wenig als wir mein Schnupff-Tuch, darein ich eine gewisse Art kleine Schnecken mit dem darinne befindlichen Fische geknüpfft hatte, mit einer Purpur-Farbe überzogen sahe; Dieses brachte uns auf die Gedancken, daß dieser Fisch wohl derer Alten Murex seyn könnte, deren Gebrauch verlohren gegangen. Ich bewahrte aus Neugierigkeit eini-

ge von diesen kleinen Muscheln oder Schnecken, habe sie aber zu Goa verlohren.

Nachdem wir lange genung an dem Ufer des Meer herum spatzieret waren, und uns abgefrischet hatten, giengen wir etwas tieffer ins Land, und traffen ein ziemlich geräumliches und mit Holtz umgebenes Feld an. Wir traffen daselbst zwei Einwohner der Insul an, welche daselbst nebst einem kleinen Jungen mit Einsammlung einiger Wurtzeln und Früchte beschäfftiget waren. Sie schienen über unsere Begegnung unerschrocken, vielmehr erwiesen sie uns nach ihrer Art einige Höfligkeiten, da ihnen mein Gefährte in ihrer Sprache die Ursache, welche uns hierher gebracht, vermeldet hatte; dieses bewog den kleinen Jungen uns viele Wurtzeln zu zeigen, deren sich diese Völcker zur Artzney bedienen, darunter auch unter andern ein gewisses Kraut war, welches sie als ein Gegen-Gifft brauchen, wenn sie etwas schädliches zu sich genommen haben, oder durch vergifftete Pfeile verwundet worden sind. Wir nahmen die Blätter von diesem Kraute woraus mein Freund eine Salbe machte, welche er bei der Probe in Wunden und andern Kranckheiten vortrefflich befand. Wir wollten gleichfalls die Wurtzel dieses Krautes nehmen, allein da fing der kleine Junge erbärmlich zu schreien an, und die beiden Indianer schalten hefftig auf ihn, daß er uns diese Pflantze gewiesen hatte, welche sie ungemein hoch halten.

Bei durchgehung des Holtzes traffen wir Copal.
Bäume an, welche mit ihren Blättern dem Lorbern sehr gleich kamen; allein der Baum ist viel grösser, ob man gleich auch kleine findet. Wenn man einen Schnitt in diesen Baum thut so laufft ein weisses und vortreffliches Gummi wider die Geschwüre und Geschwulst, welche von kalten Feuchtigkeiten verursachet werden, heraus, denn vor die hitzigen ist dieses Gummi, welches die Indianer Copal nennen, nicht dienlich.

Wir sammelten gleichfalls an diesem Orte Anac.
eine Wurtzel, welche mein Kräuter-Kundiger mir als vortrefflich anlobte; Die Portugiesen nennen sie Anac. Es ist eine auf der Erde hinkriechende Pflantze der langen Osterlucie ziemlich gleich, sie träget eine den Birnen ziemlich ähnliche kleine Frucht, lang, zart und grün. Diese Wurtzel hat eine unvergleichliche Tugend zu Heilung einer gewissen Kranckheit, welche Antac heisset, und die man sich durch den Umgang mit denen Schwartzen gar leichtlich zu ziehen kan. Es ist kein ander Hülffs-Mittel in gantz Indien, wider den Tod als diese Wurtzel. Man machet dieselbe zu einem Pulver klein, und giebet dem Krancken in frischen Wasser eines Thalers schwer davon ein, welches einen solchen starcken Schweiß treibet, daß er in kurtzer Zeit dadurch gesund wird. Ich nahm ein bißgen von dieser Wurtzel auf die Zunge, und fand sie ein wenig bitter, doch ausser diesem von ziemlich gutem Geschmacke und Geruche.

Mein

Datura. Mein Freund wieß mir auch an diesem Orte einige Pflantzen, welche hin und wieder standen, und auf ziemlich hohen Stengeln grosse weisse Blumen trugen: er versicherte mich, daß es dergleichen viel um Goa herum gäbe, wo er gewohnet hätte, und daß zu seiner Zeit dem Frauenzimmer die Krafft derselben nicht unbekannt gewesen sey. Meine Neugierigkeit trieb mich an, einige Fragen wegen dieser schönen Pflantze an ihn zu thun, und mich zu vergnügen, berichtete er mir, daß die von mir bewunderte Pflantze Datura hieß, und daß diejenigen, so dieselben in grosser Menge zu sich nähmen, in kurtzer Zeit mit Lachen und Weinen als Unsinnige davon sterben müßten: vor diesem hatten die verheiratheten Frauen in Goa die Gewohnheit gehabt, desto vergnügter und sicherer mit ihren Buhlern umzugehen, ihren Männern eine kleine Dose von diesem Kraute mit einer andern ihm unbekannten Composition vermischt einzugeben, wodurch die armen Männer in einen tieffen Schlaff, oder solche Thorheit gerathen, daß sie eine Pique, Flinte oder Hellebarde genommen, die Thüre ihres Hauses zu bewachen; und solcher Gestalt gantzer vier und zwantzig Stunden, welches die ordentliche Zeit der Würckung dieses Gewächses ist, auf der Schild-Wacht stehen geblieben, ohne denen ein- und ausgehenden ein eintziges Wort zu sagen; worauf sie gleichsam als aus einem tieffen Schlaffe erwachet, und sich nichts erinnern können was sie gesehen oder gethan haben,

so

so starck nimmet die Krafft dieser Pflantze, die Augen, Gedancken, und alle Sinne ein.

Diese Erzehlung vergnügte mich sehr, und gab Cocos. zu einigen Schertz Anlaß, womit wir uns die Zeit unter währender Genüssung einiger Cocos-Nüsse vertrieben, deren Milch wir mit der größ-ten Lust trancken. Mein Freund versicherte mich daß der übermäßige Genuß dieser Milch der Ge-sundheit höchst schädlich wär. Sie berauschet zwar nicht, denn sie ist nicht hitzig daß sie in Kopff stiege, allein sie ist wie Eiß, und machet die Ner-ven so starre, daß man weder gehen noch aufrecht stehen kan.

Wir bemerckten annoch an diesem Orte einige Cochenille Pflantzen, welche ein ungebautes Land hervor brachte, als einige wenige Cochenille, Postel, Färber-Holtz, Cacao und von denen Bäumen aus deren Aesten sie einen Wein pressen und die sie Molle nennen. Die Cochenille ist eine Art kleiner weißlichten Spinnen, welche auf einer gantz besondern Art von Bäumen wachsen, wel-che denen Feigen-Bäumen gantz gleich sind. Diese Bäume haben einen sehr niedrigen Stam̃ aber eine grosse Menge Blätter von einer erstau-nenden Grösse. Jedermann weiß die Hoch-achtung und den Gebrauch der Scharlach-Far-be in allen Europäischen Ländern; welche allein von diesem kleinen Thiergen herkömmt. In Neu-Spanien giebet es eine grosse Menge, von da sie nach Europa gebracht werden.

Postel

Postel. Postel ist eine dem Hanff ziemlich gleichkommende Pflantze, sie ist unvergleichlich zu der schönsten Blau-Farbe: die Mahler und Färber können dieselbe nicht entbehren. Das Färbe-Holtz, davon ich geredet habe, war demjenigen gleich so Campeches heisset, und so berühmt in allen Landen ist, daß es die Schiffe vor eine von ihren besten Ladungen halten. Der Fleiß derer Menschen hat erfunden, daß man zwei und zwantzig unterschiedene Farben damit färben kan.

Molle. Molle ist ein grosser mit dicken Laub versehener Baum, dessen grüne Blätter, nach dem Berichte meines Kräuter-Kündigers gelb färbē, die kleinen Aestgen im Hut geleget und auf den Kopff gesetzt sind die allerschönste Kühlung und Verwahrung vor denen Sonnen-Strahlen; wir haben eine Probe davon gemacht, weil die Sonne ziemlich heiß schien. Das aus diesem Baume flüssende Hartz ist weiß, und dienet als ein Balsam zur Heilung allerhand Arten Geschwüre und Wunden. Seinen Stamm können die Wagner gebrauchen, seine Frucht hänget wie rothe Johannis-Beer-Trauben daran, denen sie an der Grösse, Gestalt und Farbe gantz nahe kömmet: sie ist von ziemlich angenehmen Geschmack und Geruch, unterdessen aber doch ein wenig starck, und man kan eine Art Wein daraus machen, welcher berauschet.

Cacao. Der Cacao-Baum, davon wir ohngeachtet unsers Nachsuchens nicht mehr als drei angetroffen, wächset wie ein anderer Baum zu einer mit-

mittelmäßigen Höhe. Er liebet den Schatten, und stehet gemeiniglich unter viel höhern Bäumen als er, gleichsam als ob er sich vor denen Sonnen-Strahlen bewahren wollte.

Er träget von seiner Wurtzel an biß auf die obersten Aeste hinaus eine Art höckerichter Cocos-Nüsse, aussen mit Körnern fast wie eine grosse graue Gurcke. Wenn man diese Cocos-Nuß eröffnet, findet man etwann hundert mehr oder weniger Körner darinne, davon ein iedes mit einer wollichten und safftigen Schaale von sehr gutem Geschmacke umgeben ist. Wen man die Schaale zerkauet, findet man eine noch dünnere und fast schwartze Schaale, und diese enthält den eigentlichen Kern oder so genannten Cacao. Der Gebrauch desselben war in Europa ehe der Caffee aufkam viel gebräuchlicher, allein ietzo hat der letztere die Oberhand über dasselbe vornehmlich in Engelland, Franckreich und Holland erhalten.

Diese Körner werden nach dem Berichte meines Gefährten, der in America gewesen war, in Neu-Spanien an statt des Geldes gebrauchet. Sechtzig gelten sieben Stüber; auf denen öffentlichen Märckten kan man kleines Hauß- und Küchen-Geräthe davor kauffen, und man theilet sie auch zum Allmosen aus. Wenn diese Körner gemahlen und zu einem Teiche gemachet werden, ziehet man eine Art weisser Pomade heraus, welche Cacao-Pomade heisset: sie hat einen unvergleichlichen Geruch, man bedient sich

Der-

derselben bei allerhand Arten Kranckheiten sehr nützlich und einige legen dieselbe mit gutem Fortgange auf die frischen Wunden. Es giebet kleine, mittele, und grosse dieser Körner; allein ihre Güte bestehet weder in der Grösse noch in der Farbe, sondern in der Vortreflichkeit des Geschmacks; welcher die Güte des Erdreichs beweiset; die allerbesten wachsen in denen Americanischen Provintzien Nicaragun und Guatimala, welche bei nahe unter einer Himmels-Gegend liegen, denn die zu Varacosa auf der Insul Cuba wachsen sind viel rauher.

Nach diesem haben die St. Domingischen den Preiß, weil sie eine sehr dünne Schaale haben, und ungemein safftig sind, die zu Caracas sind die größten, werden aber in gantz Indien am wenigsten geachtet. Es giebet auch welche in Peru, allein sie wachsen nur in Gogaquil; sie sind sehr groß und im Lande vortreflich, allein wenn man sie über See führet verändern sie den Geschmack, und schimmeln: viele Leute haben sie deswegen desto lieber, weil sie mehr Schaum machen als die Mexicanischen, und viele Leute machen das meiste aus dem Schaume bei der Chocolate, welche sie lieber ohne Jäscht nicht trincken wollen. Die kurtze Untersuchung des Cacao kommt von meinem Kräuter-Kundigen, ich habe von dem meinigen nichts darzu gesetzet.

Maguey. Wir traffen auch bei unserm Spatzier-Gange durch das Feld unterschiedene Pflantzen an, welche die Portugiesen Maguey nennen, sie sehen

wie

wie die Artischocken. Sie wachsen ohne Wartung auf dem Felde, allein wenn man sie pfleget, haben sie vielmehr Kräffte und Tugend. Ihre Blätter sind viel grösser als der Artischocken ihre, denn sie sind eine Elle lang, und gemeiniglich drei Virtel-Ellen breit. Diese Pflantze ist unten sehr breit, und läufft immer spitziger zu, biß sie einen Stengel von der dicke einer Schreib-Feder mit sehr vielen Dornen-Spitzen in die Höhe stößt. Die Blätter sind zwei Finger dicke, und haben eine harte Haut, welche man im Nothfall zu Pappiere, wie ihren Stengel, wenn er mit einem Feder-Messer zugeschnitten ist, statt einer Schreib-Feder brauchen kan.

Das unter dieser Haut steckende Fleisch des Blattes hat wenn es gekocht wird, eben den Geschmack als Quitten-Mueß; wenn sie grün sind, geben sie einen unvergleichlichen Safft vor Verwundungen, und abgematteten Pferden die Kräffte wieder zu geben; wenn sie aber trocken, werden sie zu Deckung derer Häuser gebrauchet. Wenn man sie einige Zeit in Wasser liegen lässet, werden sie so weich daß man es zu sehr klaren Faden spinnen kan, woraus sie alle Arten Leinwand und Strickwerck verfertigen, nachdem es grob oder klar gesponnen worden.

Der Stengel woraus diese Blätter wachsen, ist so dicke als das unterste eines Schenckels, und läufft in eine Spitze in die zwantzig Fuß hoch. Er träaet gelbe Blumen, woraus sie Syrup und ein unbetrügliches reinigendes Artznei-Mittel

wider alle Venerische Kranckheiten und alle Arten Blattern verfertigen. Ihr Holtz ist weich, aber von Natur der Fäulung nicht unterworffen, und aus dieser Ursache kan man dasselbe zu Belegung derer Dächer gebrauchen. Man machet auch Degen-Scheiden und Pistolen Halfftern davon, Gitter vor die Fenster, Zäune um die Gärten, und die Spanier, welche in America das Geheimniß gefunden, wo es viele von diesen Pflantzen giebet, aus dem Kerne als dem zartesten Theile Bilder oder Vorstellungen derer Heiligen zu machen, wozu es sich ungemein schicket. Man kan Wein aus dieser Pflantze ziehen, wenn man eine kleine aber tieffe Oeffnung biß auf den Kern in den Stamm machet, wo sich die Blätter auseinander theilen, und aus dieser Oeffnung flüsset ein Safft, den man des Tages viermal auffammlen kan, und iedesmal am Gewichte ohngefehr zwei Pfund bekömmt. Aus diesem Saffte lässet sich ein unvergleichlicher Honig, Oel und Eßig machen, und in dieser Art Weine, welcher Pulque genennet wird, kan man sich in Neu-Spanien ziemlich berauschen, wo diese Pflantze Maguey sehr gemein ist und im Uberflusse wächset.

Nachdem wir uns mit etlichen Kräutern, deren mein Freund nöthig hatte, versehen, nahmen wir wieder unsern Weg nach der See zu unsern Schiff-Leuten, welche unserer Vermuthung nach über unser langes Aussenbleiben ziemlich verdrüßlich seyn mußten; allein als wir auf einen höck-

richt-

richten und mit kleinen Gesträuchen besetzten Weg fortgiengen, schoß eine heßliche grosse Schlange von mehr als anderthalbe Elle lang mit erschrecklichen Gezüsche auf uns loß: ihre Haut war gelb, grau, blau und mit andern Farben gesprengt. Beim Anblick dieser erschrecklichen Bestie prallte ich einige Schritte zitternd zurück, u. als mein Gefärthe meine Furcht sahe, so ruffte er mir zu: fürchtet nichts, ich will diese Bestie so demüthig machen, als ihr sie ietzo wütig sehet. In der That wurde die Schlange, nachdem er einige Worte zwischen den Zähnen hergemurmelt, die ich nicht verstand, gantz geschmeidig und gieng nach ihrem Neste mit Bewegung des Schwantzes, wie die Hunde gemeiniglich ihren Herrn zu Liebkosen pflegen, wieder zurücke. Mein Kräuter-Kundiger spottete ein wenig über meine Furcht, und sagte zu mir daß die meisten Einwohner dieser Insul sich nicht scheueten, dieselben zu essen, wenn sie das Eingeweide und den Kopff davon genommen, und sie einige Zeit an der Sonne getrocknet hätten.

In währenden diesem Gespräche kamen wir wieder zu unsern Leuten; diese hatten sich besser erlustiget als wir, sie waren in unserer Abwesenheit und in der Hoffnung, daß wir nicht so bald wiederkommen würden, längst der Cüste hingefahren, und hatten zwischen den Felsen unvergleichliche Austern, und etliche grosse See-Krebse gefunden, welche sie sich in einem Kessel bei dem Feuer von dürren Kräutern gekochet hatten. Sie

hatten bei diesen Fischen eine herrliche Malzeit, und aus einer sonderbarer Gnade uns einen kleinen Theil aufgehoben. Wir assen davon, und befanden die Austern vortreflich wohlschmeckend; die Krebse aber hoben wir biß nach Batavia auf, allwo wir gegen Abend ziemlich spät ankamen.

Wie uns diese Spatzier-Fahrt sehr vergnügt hatte, so trug er mir einige Tage hernach eine andere Reise zu Besuchung eines andern Orts der Insul vor, ich willigte ein, wir nahmen eben dasselbe Schiff und unsere vorige Leute wieder, und stiegen an einem Orte aus, allwo mein Freund seiner und meiner Neugierigkeit ein Genügen zu thun verhoffte, allein seine Hoffnung war vergeblich.

Mangruens, Toback, Bambus, Cassave, Patten, Yams, Calebassen, Mahis, Cedern, Platanen.

Wir traffen anfänglich nichts als Mangruen an, die uns den Weg verlegten, allein als wir etwas weiter kamen, fanden wir unterschiedene Pflantzen, als Toback, Bambus, Cassaven, Pataten, Yams, Calebassen, einige Mahis, und zwischen dem Holtze einige kleine Cedern und Platanen mit vielen Affen und Meer-Katzen von unterschiedenen Farben und unterschiedene Arten.

Der Toback, welchen wir an diesem Orte sammleten, schien mir keine grosse Krafft zu haben, weil er nicht gewartet war; allein mein Freund sagte mir, daß die Indianer selben niemals pflegten, sondern ihn bloß ins Land säeten, und wenn er ihnen trocken genug schien, die Blätter davon abnähmen, welche sie eines auf das andere

dere legten und darauf eine Art einer Rolle machten, in deren mitten sie eine Oeffnung liessen.

Die Mangruen, davon ich erwehnet, sind eine Art Bäume deren Aeste fest in einander wachsen, und auf solche Art den Weg verlegen. Dieser Baum hat zwei gute Fuß im Umfang, er wächst ziemlich hoch und hat viel Safft; Man hat mich versichert daß die Schaale derjenigen, welche am Ufer der See wachsen sehr roth ist, und zu Färbung des Leders gebraucht wird.

Die Bambus sind eben so beschwerlich als die Mangruen, sie verlegen den Weg gäntzlich. Aus einem Stocke wachsen unzählige mit Dornen versehene Aeste hervor, welche diejenigen, so da durch wollen, gäntzlich zurücke halten. Patat en und Yams sind Wurtzeln, welche die Indianer braten und essen: die Cassaven komen unsern Pastinacken sehr nahe. Mein Gefährte sagte mir, daß es zwei Arten dererselben eine schädliche u. eine gute gäbe, doch könte man die erstere durch Ausdrückungen alles Safftes, welcher allein schädlich, brauchbar machen, und hernach aus dieser pulversirten Wurtzel Brod backen.

Die Calebassen wachsen wie unsere Kürbisse; allein in Indien giebt es auch zwei Sorten, süsse und bittere. Die süssen essen sie und aus der Schaale machen sie Trinck-Geschürre und Schüsseln. Es giebet auch eine andere Art Calebassen, welche wie ein dick belaubter Strauch wachsen, und diese sind auch von zweier-

lei Sorten süsse und sauere; die süssen allein taugen zum essen, allein die andern kan man ohnmöglich im Munde erleiden, doch machet man daraus ein sehr gutes Hülffs-Mittel wider die Colicke und das Fieber. Die kleinen Cedern davon wir einige Aeste abschnitten, hatten unserer Meinung nach einen angenehmen Geruch, und waren von Farbe sehr roth.

Die Platanen, so ich gesehen, hatten den Stamm mit einer Menge langen und breiten dicken Blätter umgeben, welche als auf einander gepfropffet schienen, und ein recht schönes Ansehen machten. Die Frucht dieses Baumes wächset nach dem Gipffel zu, und ist sehr angenehm wenn sie reiff ist, aber sehr übel schmeckend wenn sie noch grün. Die Indianer pflantzen sie an die Wege, und gantze kleine Höltzer davon. Wir assen einige von diesen Früchten, welche uns ungemein zur Kühlung dienten.

Nachdem wir einige Zeit herum spatzieret, und in Begriff standen, wieder nach unserm Schiffe zurück zu kehren, überfiel uns ein so starcker mit Donner und Blitz vermischter Regen, daß wir unsern letzten Tag erlebet zu haben vermeinten; er dauerte zwei völlige Stunden, und da der Ort, wo wir uns befanden, ziemlich tieff und hohl war, so schoß das Wasser mit solcher Gewalt auf uns loß, daß uns der Strohm beinahe mit fort gerissen hätte: alles was wir dabei thun konnten, bestand in Erlangung einer Höhe, und daß wir uns wie die Vögel auf einen

Baum-Ast setzten. Denn das Wasser stand über einen Fuß hoch, und wir befürchteten desselben Vermehrung nicht ohne Ursache. Gleichwohl hatten wir weiter keinen Schaden als die gehabte Furcht und das ausgestandene Baad; allein da die Sonne nach gelegten Sturm wieder durch die Wolcken brach, ward es so heiß, daß wir bald trocken wurden, und in einer halben Stunde keinen Tropffen Wasser mehr in dem Thale sahen, als wenn es gar nicht geregnet hätte. Mein Freund sagte mir, daß dieses die härteste Winters-Zeit in diesem Lande wär, welche Zeit gemeiniglich mit warmen Regen und harten Donner-Schlägen vergienge, worüber ich mich nicht wenig verwunderte, weil ich dergleichen niemals gesehen.

Als wir bei unserm Schiffe ankamen, fanden wir unsere Leute mit Wasser schöpffen beschäfftiget, welches in so grossen Uberflusse gefallen war, daß es über drei Fuß hoch darinne stand; sie waren nicht so aufgeräumt als bei der ersten Reise, denn sie hatten weder Austern noch Krebse gefangen, sondern hätten bald einen von ihren badenden Mit-Gesellen durch einen grossen Fisch verlohren, welcher ein spitziges Bein zwischen den Augen und der Stirne hat, und auf der Fläche des Wassers so schnelle als eine See-Schwalbe fortschüsset, daß es sehr gefährlich ist, einem solchen Thiere zu begegnen, wie unserm Schiffs-Manne wiederfuhr. Er hätte auch ausser Zweiffel ohne den Beistand seiner Cam-

meraden, welche das Thier von weiten kommen sahen, und ihn also zu rechter Zeit warneten, das Leben eingebüsset.

Flucht einiger Gefangenen.

Bei unserer Zurückkunfft in Batavia hörten wir von nichts anders reden als der Verdrüßligkeit des Stadthalters, welcher wegen der Flucht einiger Gefangenen erschrecklich böse war: Sehet wie man die Historie erzehlte. Es waren zwölff oder funffzehen nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung bestimmte Gefangene in dem öffentlichen Gefängnisse. Diese unglückliche liessen den Statthalter bitten, ihnen zu erlauben, manchmal frische Lufft zu schöpffen, und sich in dem Canale, der um die Mauern des Gefängnisses herum flüsset, zu baden. Sie konnten diese Gnade lange Zeit nicht erhalten; allein er erlaubte, daß alle Morgen und Abende drei auf einmal unter der Aufsicht ihrer Hütter sich baden und ihr Zeug reinigen sollten. Die Holländischen Frauen, welche ungemein frei sind, kamen ausdrücklich hin sie baden zu sehen, und redeten ohne Scheu mit ihnen; welches Anlaß gab, daß sich einige von denen Badenden einer und der andern näherten und Liebkosungen erweisen wollten; wovon die Männer derer Holländerinnen dem Statthalter Nachricht gaben, welcher denen Gefangenen den weitern Ausgang verbote.

Dieses Verbot schien ihnen allzuhart, und der Abscheu, so sie vor der Reise nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung hatten, brachte die meisten

sten auf den Anschlag Mittel zu ihrer Flucht, und die Wachsamkeit ihrer Wächter zu betrügen, zu ersinnen.

Die feinsten darunter kamen nach eingezogener Erkundigung der Lage des Orts, auf den Einfall, ein Loch durch die Mauer unter einem Bette zu machen, damit man dasselbe nicht inne werden koñte. Es gieng ihnen so wohl von statten, daß die folgende Nacht drei davon entkamen, und sich wo sie konnten in Sicherheit setzten; allein zu Ausführung dieses Unternehmens Zeit und Platz zu gewinnen, muste man den Stock-Meister betrügen, mit welchem einige trancken, in währender Zeit die andern arbeiteten. Dieser arme Tropff besoff sich, und schlieff so lange, daß der Wacht-Meister, welcher die Wache derer Gefangenen untersuchte, denselben vor vergeben hielt, allein als er ihn aufgeweckt, befand er daß drei entflohen waren, ohne daß er begreiffen konnte, wo sie den Ausgang gefunden hatten.

Es ward dem Statthalter bericheet, welcher den Stock-Meister nach vorhergegangener Befragung an eine in dem Hofe des Gefängnisses eingesetzte Säule binden und durch die andern Wächter peitschen ließ; es mußten ihm auch alle seine Sclaven auf seinen Befehl ein ieder einen Streich mit dem Ende eines dicken Stricks geben, daß er sich vierzehen Tage verbinden lassen mußte, und darauf als ein rasender gegen die andern auf das strengste verfuhr. Allein wie die Zeit allen Dingen ein Ende machet, so besänfftigten

tigten sie auch seinen Zorn, daß er seiner Rache vergaß. Er machte sich mit denen Gefangenen wie zuvor gemein, und nahm seine alten Gewohnheiten wieder an, mit ihnen zu essen und zu trincken, welches sie auch wieder zu Ergreiffung ihres ersten Vorhabens brachte, zum andern male ihre Kräffte zu versuchen, sich fast alle auf einmal loß zu machen.

Es war der Creutz-Erhöhungs-Tag, der vierzehende September dieses Jahres, als sie Anstalt machten, alle in der Nacht zu entfliehen, in währender Zeit einige dazu bestellte den Stock-Meister zum Trincken und Toback schmauchen anreitzen sollten. Der Anschlag gieng gut von statten, und zehen waren bereits in Freiheit, als es der Stock-Meister gewahr ward. Draussen hatten sie sich in das hohe Graß geleget, einer auf den andern zu warten, als sie aber zwei von ihnen nicht kommen sahen, schwammen sie über einen zwölff biß funffzehen Fuß breiten und zwölff Fuß tieffen, bei Zurückkehrung der Fluth gantz mit Wasser angefüllten Graben; allein zum Unglück war einer von denen Gefangenen der nicht schwimmen konnte, genöthiget ein Pack allerhand Kleider und Leinen-Zeug, so er vorher auf denen Achseln trug, sich an den Halß zu hängen, und sich in der Hoffnung von denen andern Beistand zu erhalten ins Wasser warff.

Kaum war er etliche Schritte vom Ufer, als ihn die steigende Fluth überwältigte, und den Sack ihm unter den Bauch drehete, dessen

Schwere

Schwere ihn auf den Grund zoge, welches ihn einiges Geräusche zu machen nöthigte, welches die Schild-Wacht kaum hörte, als sie eine Musquete loß schoß, und die Wache rege machte: Sie gieng ohne Verzug mit Fackeln heraus, und fand die flüchtigen Gefangenen, welchen sie alles abnahmen und ihrer sehr übel wartete, auch alle so nackigt wie sie waren, in die härtesten Gefängnisse geführet wurden. Unterdessen bekamen sie sie damals nicht alle wieder in die Hände, sondern es hatten einige einen Vorsprung gewonnen, und sich in den Keller eines Portugiesens gerettet, allwo sie biß auf den andern Tag Abends gegen vier Uhr verborgen blieben, da sie von einer Portugiesischen Frau entdecket wurden, und dem Stadt-Major Nachricht davon gab, welcher ohne Anstand die Caffres (so heissen die Gerichts-Bediente in Batavia) ausschickte, dieselbe gefangen zu nehmen. Diese Gefangene waren so vorsichtig gewesen, Degen und Pistolen mit zu nehmen, welche sie beim Uberschwimmen des Grabens auf ihren Hüten fest gemachet hatten, und würden sich ziemlich gewehret haben, wenn sie selbige damals noch bei sich gehabt hätten; allein sie hatten selbige in dem Grase versteckket, daß sie auf diese Art ihre Waffen verlohren, welche auch die Caffres nicht wiederfanden. Allein sie kamen dadurch nicht bessern Kauffs als ihre Mit-Gesellen loß; denn die Caffren besuchten sie überall und nahmen ihnen alles ihr Geld; wobei man sie eben wie die ersten in schlimme Gefäng-

fängnisse warff, welche in einem sehr finstern Behältnisse bestanden, allwo man sie vierzehen Tage bei sehr schlechter Kost und harten Lager Busse thun ließ. Sie liessen den Statthalter bitten sie etwas gelinder zu halten, und ihnen ihre Betten wieder zu geben, allein er schickte sie lieber wieder an ihren vorigen Ort, allwo man alle Mauren auf das genauste besichtiget hatte.

Sie waren noch nicht acht Tage daselbst, als zweyen von diesen Unglückseeligen die Lust von neuen ankam ihr Glück noch einmal zu versuchen. Sie entkamen also durch eben dasselbe Loch, welches noch nicht entdecket worden war, weil es die Gefangenen sehr geschickt wieder zu gemachet hatten, worauf sie sich drei volle Tage in einem eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Holtze verborgen hielten, in der Hoffnung, iemand zu finden, der ihnen den Weg nach Bantam zeigen sollte, wohin sie sich retten wollten; als sie aber keinen Menschen zu sehen bekamen, beschlossen sie wieder nach Batavia zurücke zu gehen, allwo sie einen Schwartzen mit einem Bote nahmen, welchen sie überredeten sie an Bord eines auf der Rhede liegenden Schiffes zu bringen: allein da sie der Mohr an die Rhede gebracht hatte, droheten sie ihn umzubringen, wenn er sie nicht nach Bantam brächte. Dieser über dergleichen Drohungen erschrockene Mohr stürtzte sich ohne ein Wort zu reden in die See, und schwamm nach einem Holländischen Haupt-Mann zu, der sich mit seinem Schiffe an diesem Orte befand:

er

er gab ihm von diesen beiden Gefangenen Nachricht, welche sich nach Bantam wollten führen lassen, und ihm mit dem Tode bedrohet hätten, wenn er ihnen nicht gehorsamte; daß dieser Officier deswegen ohnverzüglich einige Mannschafft auf eine Schaluppe setzen und denen Flüchtigen nacheilen ließ, welche gar bald eingeholet und vor den Statthalter geführet wurden, der sie befragte, warum sie sich beständig zu entkommen bemüheten; allein sie gaben zur Antwort, daß das Verlangen nach der Freiheit denen Menschen angebohren wär, und man sich also nicht verwundern dürffte, wenn sie dieselbe zu erlangen suchten. Diese Antwort mißfiel dem Statthalter dermassen, daß er sie alle beide wieder ins Gefängniß schickte, und Befehl gab sie zu fesseln und mit Reiß und Wasser zu speissen. Diese öfftere Ausbrechungen hatten den Statthalter in einen solchen Zorn gesetzet, daß sich demselben niemand nähern durffte etwas zu bitten.

Da die bestimmte Zeit zu meiner Abreise heran nahete, gieng ich zu dem Portugisischen Hauptmann mit welchem ich wegen meiner Uberfahrt nach Goa einig worden war; ich fragte ihn wenn ich meine Sachen sollte zu Schiffe bringen lassen; allein ich verwunderte mich nicht wenig, da er solches noch auf acht Tage verschob, ich muß, sagte er zu mir, eine Barque nach Dambi schicken, daselbst etliche Ballen Pfeffer zu laden, dieses wird nicht lange aufhalten, und wenn ihr, fuhr er fort, eine Spatzier-Fahrt mit dahin zu thun Lust ha-

habet, so kömmt solches bloß auf euch an. Ich erkundigte mich wo dieses Jambi läge, und er gab mir zur Antwort, auf der Insul Sumatra ohngefehr zwantzig oder dreyßig Meilen von Batavia.

Die Neugierigkeit immer etwas neues zu sehen und zu erfahren, machte daß ich mich den andern Tag auf diese Barque setzte und die Nacht drauf auf Sumatra zu seyn glaubte; allein ich betrog mich, denn wir bekamen erst den sechsten Tag darauf Sumatra ins Gesichte, und suchten den Moraen darauf den Eingang des Flusses. Wir traffen daselbst einen sehr schlechten Haven an, wo etwann dreyßig auf Pfäle gebaute elende Häuser standen. Hier ladeten die Boots-Leute ihren Pfeffer, daß ich solcher Gestalt die Stadt Jambi nicht zu sehen bekam.

Wir hielten uns an diesem Orte nicht lange auf, sondern nahmen, weil der Wind gut war, unsern Rück-Weg nach Batavia, allwo wir in kurtzer Zeit ankamen. Meine erste Verrichtung war mich bei meinem Portugiesischen Schiffs-Patrone wegen der fruchtlosen Reise so er mir gerathen hatte, zu beklagen. Er fieng an zu lächeln, u. sagte, daß er solches nur aus Schertz gegen mir gesagt, u. nicht aeglaubet hätte daß ich so einfältig seyn und es vor Ernst aufnehmen würde. Ich hielt nicht vor dienlich mich dieserwegen weitläufftiger mit ihm einzulassen, weil ich ihn zu meiner Zurück-Reise nöthig hatte. Unterdessen verdroß

es

es mich in der Seele, daß ich so einfältig gewesen war, und so lange Zeit schlecht gelebet hatte.

Abreise von Batavia.

Zwei Tage hernach seegelten wir von der Batavischen Rhede ab. Es waren auf unsern Schiffe zwantzig oder dreyßig Personen, so wohl Kauff-Leute als Reisende, und unter derselben Zahl ein reicher Persianischer Kauffmann, der nach Sumatra gieng, die übrige Besatzung an Boots-Leuten und Sclaven war sehr Zahlreich. An eben denselben Tage warff unser Schiff Ancker vor der Stadt Bantam, welches die Hanpt-Stadt der gantzen Insul Java ist. An diesen Orte nahmen wir Erfrischung vor unser Schiff mit, als Cocos-Nüsse, Amanas, Pampelmons, und andere Früchte und Wurtzeln, ingleichen Fleisch, als etliche Kühe, Hüner, Gänse, und ander Feder-Vieh, welches man auf Barquen und Booten an unser Schiff brachte, denn unser Hauptmann welcher ein wenig murrisch war wollte nicht zugeben, daß ein eintziger vom Schiffe an Land gehen sollte.

Zurück-Reise des Verfassers nach Goa.

Nachdem wir uns mit diesen Nothwendigkeiten versehen, ließ unser Hauptmann den Ancker heben, und nahm den Lauff nach Goa, allwo wir innerhalb zwei Monaten weniger einigen Tagen den zwantzigsten November des tausend sieben hundert und achtzehenden Jahres anlangten. Anfänglich war unsere Reise lustig genug, allein einige Zeit hernach wurden wir von entsetzlichen Ungewittern überfallen. Die Schiff- und See-Leute nennen diese Wind- und Regen-

Stürme: manchmahl hatten wir auch eine solche Wind-Stille, daß wir nicht das geringste Lüfftgen verspürten. In solcher Zeit ergötzten sich die Schiff-Leute und einige unter uns mit dem Fisch-Fange; welcher öffters so reich war, daß wir die kleinsten von den gefangenen Fischen, welche zu anderer Zeit übrig groß gewesen wären, wieder ins Meer werffen musten.

Wir hatten sehr wenig Krancke in währender dieser Reise: nur einige wurden von hitzigen Fieber befallen, allein durch die gute Vorsicht eines sehr geschickten Frantzösischen Wund-Artztes, der sich auf unsern Schiffe befand, starb niemand als eine junge Sclavin von der Insul Sumatra, in welche sich einer von unsern Boots-Leuten auserordentlich verliebt hatte: Er fiel über den Tod dieser artigen Sclavin in eine solche Betrübniß, daß er eben dieselbe Kranckheit bekam, und mit genauer Noth das Leben erhielt; in seiner stärcksten Kranckheit kam ihm in Kopff er wäre König von Siam, und rüstete eine ansehnliche Flotte aus, den Kaiser von Japan zu bekriegen, welcher ihm seine Liebste aralistiger Weise hatte entführen lassen; in dieser Einbildung fluchte, schrie und wetterte er wie ein Rasender; man glaubte es würde sich diese Einbildung mit dem Fieber verliehren, allein da er nach wieder erlangter Gesundheit mit eben dergleichen Gedancken fortfuhr, so sahe man daß er würcklich närrisch worden war. Es war lustig anzusehen, wenn dieser

grosse

grosse und dicke Boots-Knecht sich mit allerhand Lumpen behieng, und sich auf seinem eingebildeten Thron, welchen ihm seine Mit-Gesellen auf den Schiffs-Boden machten, setzte, und von demselbsn mit einer grossen Ernsthafftigkeit Befehl gab die Flotte des Japonischen Kaisers zu schlagen und in Grund zu richten. Dieser arme Schelm machte uns einige Zeit nicht wenig Lust, allein weil unser Haupt-Mann befürchtete, er möchte sich endlich aus Raserey ins Meer stürtzen, so ließ er ihn in einem Winckel des Schiffes an eine Kette legen, und ersuchte uns alle ihn nicht weiter zu reitzen.

Ich glaube gesagt zu haben, daß sich auf unserm Schiffe ein Persianischer Kauffmann befand, welcher nach Surate reisete: die geheime Neigung so wir einer vor den andern hatten, bewog mich Freundschafft mit ihm zu machen, er war zu Ardevil nahe bei Ispahan gebohren; seine Reisen so wohl als sein vieles Lesen hatten ihn viele Erfahrung und Einsicht zu wege gebracht: er urtheilte von allen Sachen mit einer unvergleichlichen Richtigkeit, daß man ihm viel eher vor einen Welt-Weisen als Kauffmann hätte halten sollen. Der dem Boots-Knechte von mir erzehlte begegnete Zufall gieng ihm ungemein nahe, und er wunderte sich, daß man die thörichte Einbildung dieses Menschen nicht heilen könnte; wie viel Leute, sagte er zu mir, lachen nicht über die Thorheit dieses armen Schelms, da man mit mehrern Recht ihre Meinungen belachen könnte,

welche nicht viel klüger sind. Wie viel könnte man nicht von dem Unterschiede der menschlichen Meinungen reden? ein ieder bleibt bei der seinigen, und will nichts davon nachlassen, daß man die Meinung mit Recht die Königin der gantzen Welt nennen kan. Hierauf kam er auf den Zustand seines Landes, welchem er eine grosse Veränderung aus dem Mißverständnisse derer Grossen propheceihete, als deren unmäßiger Hochmuth nach nichts anders trachtete, als die Regierung unrechtmäßiger weise an sich zu reissen. Bei solchen tägl. Unterredungen von Staats-Sachen, und andern merckwürdigen Fragen, kamen wir, wie ich bereits gesaget habe, unvermerckt zu Goa an, allwo ich meinen Persianer nicht wieder zu sehen bekam, weil er sich nicht lange daselbst aufhielt, und ich meine eigene Geschäffte in Kopff hatte.

Kaum war unser Schiff in dem Haven dieser Stadt angelanget, als ich mich nach genommenen Abschiede von meinem Schiffs-Patrone und der Gesellschafft nebst meiner Reise-Gerätschafft in ein Boot setzte um mich zu Ligneul meinem werthen Wirth zu begeben. Bei meiner Erblickung war er voller Freuden, weil er in Furchten gestanden, es möchte mir etwas widriges begegnet seyn: zu gleicher Zeit übergab er mir einen Brieff von meiner Mutter, den sie mit Anfange dieses Jahres geschrieben und unter der Aufschrifft meiner Tante überschicket hatte. Der Schiffs-Patron, der ihn überbracht, hatte den-

denselben, als er ihren Tod, und daß ich bei diesem Frantzosen einkehrte vernomen, bei ihm gelassen. Ich war über Erhaltung dieses Briefes höchstvergnügt, und meine Mutter wird es sonder Zweifel über den meinigen gleichfalls gewesen seyn, den ich mit Anfang des Jahres vor meiner Abreise nach Batavia an sie geschrieben hatte. Nach Lesung dieses Briefes, fragte ich meinen Wirth, wie befindet sich eure Liebste, man siehet sie nicht, und ihr saget mir auch nichts von ihr. Bei diesen Worten berichtete mich dieser arme Mann unter tausend Seufftzern und Vergüssung eines gantzen Strohmes Thränen, daß sie vor ungefehr zwei Monaten eine vier und zwantzig tägige hefftige Kranckheit aus der Welt genommen. Ich tröstete ihn so gut als ich konnte, und fragte ihn nach meinem werthen Beschützer dem ehrlichen Pater Suarez, wobei ich seines Freundes des ehrwürdigen Paters Olivarez nicht vergaß. Er antwortete mir, daß der erstere seit einem Monate zweimal zu ihm geschicket, und ihn fragen lassen, ob er keine Nachricht von mir erhalten, so er ihm aber nicht geben können: und der Herr Oviedo de las Velas, sagte ich zu ihm, befindet sich derselbe noch beständig gesund, und machet er durch seinen Aufwand und Pracht noch immer Figur? Er ist noch immer der vorige, erwiederte von Ligneul, allein ietzo hat er einen beissenden Verdruß. Er hatte Hoffnung vermittelst seines Reichthums, davon er ein Theil darzu verwendet, eine ansehnliche und sehr einträgliche

Bedienung zu erlangen, allein allem Ansehen nach muß ihm der Portugiesische Hof nicht sehr gewogen seyn, weil ein anderer dasjenige erhalten, wornach er so begierig strebte, wie nun dieser Mann vor Hochmuth berstet, so hat er auch vor Verdruß darüber zu bersten vermeinet. In währender Zeit wir uns dergestalt unterredeten was neues in dieser Stadt vorging, machte man Anstalt zur Abend-Malzeit, davon ich meinen Antheil, und mein Wirth den seinigen nahm, worauf ich mich in ein gut Bette niederlegte, worinne ich mich so gut befand, daß ich den andern Tag vor eilff Uhren nicht aufstand.

Nach der Mittags-Malzeit und einigen zu mir genommenen Seltenheiten, die ich auf meiner Reise gesammlet hatte, begab ich mich in das Jesuiter-Collegium, allwo der ehrliche Pater Suarez auf mich wartete, denn mein Wirth hatte ihm früh von meiner Zurückkunfft Nachricht gegeben. So bald er mich sahe lieff er auf mich zu mich zu umarmen; eine Minute drauf kam der Pater Olivarez gleichfalls darzu, und diese beide Münche bemüheten sich um die Wette durch ihre Liebkosungen mir ihre Freude über meine gesunde Wiederkunfft zu bezeugen. Ich beantwortete ihre Höfligkeiten allzeit auf solche Art daraus sie meine Erkenntligkeit wahrnehmen konnten, indem ich alles mein Glück mehr ihrem heiligen Gebete als meiner guten Aufführung und wenigen Persöhnlichen Verdiensten zuschrieb.

End.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/312 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Endlich wendete ich mein möglichstes an sie zu bewegen, einige Seltenheiten von mir anzunehmen, die ich aus Indien mitgebracht hatte. Sie begnügten sich allein mit derselben genauen Besehung, wobei sie viele schöne Anmerckungen machten. Endlich brachte ich es durch mein widerhohltes Bitten so weit, daß mein Beschützer eine Persische Schrifft annahm, welche ich in Batavia von einem Kauffmanne aus Candahar vor fünff Tomans gekaufft hatte. Sie handelte von der geheimen Welt-Weißheit der Gevren, oder denen alten Persianern, welche das Feuer anbeteten. Der Pater Olivarez ließ sich endlich auf mein vielfältiges inständiges Anhalten gleichfalls wie sein Geführte bewegen, und erwählte einen schönen Bezoar, darüber er sich sehr vergnügt erzeigte. Endlich fiel unsre Unterredung auf die Art und Mittel, so man brauchen müßte, den Oviedo zu einem Vergleiche mit mir zu bringen, und es ward beschlossen den folgenden Tag, als einen Sonntag vorbei gehen zu lassen, und daß ich den Montag in Begleitung meines Procurators und des Paters Olivarez zu ihm gehen sollte. In dieser Zeit, sagte mein Beschützer zu mir, rathe ich euch, zum Schein einen Bedienten anzunehmen, der euch an statt Laquais und Cammer-Dieners gelten kan, sonst wird man euch allhier vor einen Picaros oder Bettel-Hund halten, euer Wirth wird euch bald Rath hierzu schaffen, ihr könnet euch hierinne auf ihn verlassen.

Adel zu Goa.

Hierauf fuhr dieser fromme Mönch, welcher so zu reden das Hertz auf denen Lippen trug, fort. Ihr wisset noch nicht wie man hier lebet, ich will euch Unterricht davon geben. Die meisten Schiffe, welche aus Portugall alle Jahre her zu uns kommen, sind mit anders nichts als Bauern und Handwercks-Leuten beladen; unterdessen sind sie kaum drei Monate hier, da sie sich schon vor Fidalques und Edelleute ausgeben; und dieses ist gar leicht, denn sie dürffen ihrem Namen nur drei Buchstaben vorsetzen, den Caspar, zum Exempel, welcher zu Lissabon ein Schuh-Flicker war, wird zu Goa ein Edelmann, wenn er sich Dom Caspar nennen lässet. Ich habe einen Pedro gekannt, welcher in Portugall den Mist aus dem Ställen räumte, und sechs Monate nach seiner Ankunfft in dieser Stadt den Namen Dom Pedro annahm. Er machte sich auch bei dem vornehmsteu Criollischen Frauenzimmer so beliebt, daß ihn eine darunter in Stand setzte, mit einer goldenen Kette um den Halß zu Pferde durch die Stadt spatzieren reuten zu können: allein zum Unglücke begegnete diesem neugebackenen Edelmanne, als er in diesem kostbaren Aufzuge durch die Strassen ritte, ein junger Mensch aus Lissabon, der ihm zuruffte: Guten Tag mein guter Peter, wie geht dirs? Ob nun gleich der andere antwortete daß er ihn nicht kenne, so behauptete doch der junge Mensch hartnäckigt, daß er öffters bei seinem Vater die Ställe ausgemistet; worüber der neue Fidalqne als er sich solcher

Ge-

Gestalt entdeckt sahe, dermassen verwirrt ward, daß er ihn bgt seinen vorigen Stand nicht ruchbar zu machen, weil man ihn in Goa vor einen Edelmann von dem besten Portugiesischen Adel hielt. Er bote diesem jungen Menschen auch Geld und andere Geschencke an, ihn zum Stillschweigen zu bewegen, allein er schlug es ab.

Sitten derer Soldaten.

Auch so gar die Soldaten die wir aus Europa zugeschickt bekommen, fuhr der ehrliche Pater fort, wollen Edelleute seyn. Anfänglich wenn sie hier ankommen sind sie und ihre Kleider voller Ungeziefer, darum treiben die alten, so bereits lange hier sind, ihren Spott mit ihnen, und belegen sie mit tausend Schimpff-Worten, daher sich auch die neu angekommenen nicht unterstehen aus der Herberge zu kommen, biß sie nach der Landes-Art gekleidet sind, und hernach kennet man sie nicht mehr, so groß machen sie sich, daß sie auch einen Sonnen-Schirm durch die Strassen über sich tragen lassen.

Wenn sie wissen, daß sie einer kennet, so lassen sie einen solchen durch abgeschickte Leute befragen, ob es wahr daß er den und den kenne, und ersuchen ihn dabei ihnen zu sagen, wer er ist, aus was vor einem Geschlechte er entsprungen, und ob er von Adelichen oder unadlichen Eltern gebohren ist? antwortet nun der andere, bei dem man sich erkundiget, daß die Person, nach welcher man fraget, ein schlechter Mensch von niedrigen Herkommen ist, so ist solches schon genung den Soldaten zur Verzweiffelung zu bringen, und

voller Grimm vor denjenigen erkannt zu seyn, der er ist, rortet er sich mit andern Leuten seines Gelichters wider denjenigen zusammen, der diese Wahrheit gesaget hat, und giebt ihm bei der ersten Gelegenheit so viel Streiche, daß er halb todt auf dem Platze liegen bleibet. Und dieses ist Ursache, daß man allhier, so zu reden, einen verschlossenen Mund hat, ich will sagen, daß man sich sehr in acht nimmt von einem odern dem andern etwas zu reden, insonderheit von denenjenigen, darüber man befraget wird.

Wenn sie Lust haben einen mit dem Degen in Stücken zu zerhanen, (dieses ist ihre Redens-Art) schicken sie Briefgen an ihre Freunde, und ersuchen sie darinne ihnen wider die u. die beizustehen, welche sie beleidiget hätten. Weñ diejenigen, an welchen die Briefgen überreichet sind, unter dem Vorwande, daß die und die ihre Freunde wären, nicht kommen, so sehen sie dergleichen Personen in Zukunfft als ehrloß an, und verbinden sich mit andern wider sie, ihnen bei der ersten der besten Gelegtnheit das Licht auszublasen.

Dieses ist noch nicht alles, uanchmal gehen sie des Nachts mit ihren tuchenen nach Art einer Sturm-Haube gemachten Mützen, welche sie nach Gefallen über das Gesichte ziehen und wieder in die Höhe schlagen können, bei Essen-Zeit in die Häuser, wo sie etwas mit zu nehmen wissen, und steigen nach eröffneter Thüre, welche sie von einigen derer ihren bewachen lassen, mit beständig verdeckten Gesichtern in die Zimmer hinauf,

und

und fordern von dem Herrn des Hauses so und so viel Geld zu borgen, oder begegnen dem Herrn, weñ er es abschläget, so übel daß er öffters des Todes dabei ist, worauf sie alles ausplündern, und das Beste aus dem Hause mit nehmen. Wenn sie sich neu kleiden wollen, gehen sie ohne Umstand mit dem Schneider in eines Indianischen Kauffmanns-Laden, nehmen und wählen was ihnen gefällt, und wenn es zur Bezahlung kommet, so soll der Indianer sein Geld in ihrem Quartiere hohlen; kömmt er, so hat ein Cammerad den Schlüssel zum Geld-Kasten mit genommen, und der gute Indianer wird auf einen andern Tag wieder bestellt; allein von der Zeit an kennet man den Kauffmann nicht mehr, man hat nichts bei ihm ausgenommen, man weiß nicht, was er will, und man ist ihm nichts schuldig.

Man darff nicht glauben, daß sich die Gerichte etwas mit diesen Leuten zu thun machen wollten, oder daß sie einen denen andern zu Schrecken und Beispiel ins Gefängniß werffen sollten. Es wär schlimm vor die Gerichts-Diener, denn diese eingebildete Fidalquen haben beständig grosse mit Pulver angefüllte gläserne Flaschen und brennende Lunte bei sich, womit sie dieselben gleich anzünden und hernach zum Fenster hinaus unter diejenigen werffen können, welche sich ihrer Thüre nähern. Sie machen noch tausenderlei arglistige Streiche, wenn sie des Nachts gewaffnet und mit brennenden Spiessen herum lauffen. Mit einem Worte die Frau Gerechtigkeit will

nichts mit ihnen zu thun haben, sich machet sich nur an die armen und Einfältigeu, gegen welche sie mit desto grösserer Tirannei verfähret. Haben diese Soldaten ja ein Verbrechen begangen, welches den Tod verdienet hat, so schicken sie dieselben än deren statt etwas tieffer ins feste Land bei einem oder dem andern Indianischen Fürsten, welche sie hertzlich gerne annehmen, und wie man in dieser Stadt von Zeit zu Zeit eine allgemeine Vergebung aller Verbrechen knnd machet, wenn man Soldaten nöthig hat, so kommen denn dergleichen Missethäter auch gantz ruhig in ihre Häuser zurück, als wenn sie Zeit Lebens nichts begangen hätten.

Grausamkeit einiger Portugiesischen Soldaten.

Damit ich euch aber, fuhr der Pater Suarez fort, völlig überzeuge, wie barbarisch und von was vor geitziger und blutdürstiger Gemüthsbeschaffenheit unsere Portugiesische Soldaten seyn, so will ich eine Historie davon erzehlen, die ehedem allhier grosses Auffsehen verursachet, und davor euch die Haut schauern wird. Einige Soldaten, welche Nachricht bekommen hatten, daß an unsen Cüsten in der Gegend Cochim ein Tempel war, darinne sich eine ziemlich grosse goldene Pagode nebst unterschiedener kleinen befanden, so nahmen sie sich vor, wo möglich dieselben auf einmal heraus zu rauben. Die Unternehmung war kützlich und gefährlich, weil die Einwohner dieses Cantons mit denen Portugiesen in Freundschafft und Bündnisse standen. Der Anschlag war also des Tages nicht auszuführ-

führen, die Nacht schien bequemer dazu. Nachdem sie also eine Barque genommen sich nach diesem Orte überführen zu lassen, so kamen sie um die Mitternacht daselbst an. So bald sie an Länd gestiegen waren, steckten sie alle Häuser und Hütten in Brand, da sie denn, in währender Zeit diese arme Leute mit Löschen beschäfftiget waren, dem Tempel plündern und alles mit sich wegnehmen wollten. Gleichwohl gerieth die Sache nicht so wohl als sie dieselbe veranstaltet hatten, denn die Gluth ergriff den Tempel so jählings daß sie nicht ein eintziges von denen darinne befindlichen goldenen Götzen-Bildern heraus bringen konnten.

Es befanden sich ohngefehr fünff hundert lebige Frauens-Personen in dem Tempel, welche nach den Landes-Gewohnheiten und Gebräuchen ihren Götzen zu Ehren tantzten, und als sie die Portugiesischen Soldaten gewaffnet in den bereits an allen Seiten brennenden Tempel als Rasende gelauffen kommen sahen, sich mit denen Armen und Schenckeln so fest als eine Mauer zusammen schlossen, daß es diesen Bösewichtern unmöglich war einem eintzigen Abgott in ihre Gewalt zu bekommen; sie wurden so rasend darüber, daß sie keiner von diesen armen Mägdgen, welchen das Feuer auf dem Halse war, und denen sie die Ohren und Finger abschnitten ihre Ohr-Gehänge und Ringe zu bekommen, sich zu retten erlaubten, sondern sie alle jämmerlich verbrennen liessen. Fliehet also den Umgang mit

dies

diesem Abschaume verruchter Schelme, sagte er mit einem Schauder zu mir, welcher wenigstens eben so gefährlich als des Frauen-Volckes ist.

Ich danckte meinem werthen Beschützer wegen der mir gegebenen guten Lehren, und nahm mir vor wohl auf meiner Huth zu seyn, vornehmlich in einem Lande, wo ich niemand kannte, und wo mir alles verdächtig seyn mußte. Ich gieng in meine Herberge zurück, und ersuchte meinen Wirth mir einen wohlaussehenden und gesitteten Menschen zu verschaffen, und sagte ihm dabei, daß mir der Pater Suarez gerathen keinen andern Bedienten anzunehmen, als den mir der Herr von Ligneul zu weisen würde.

Diese Erklärung kützelte meinen Wirth dermassen, daß er mir vor Freuden die Hände druckte; auf den Tag wird Marckt seyn, sagte er zu mir, wir wollen mit einander hingehen, überhaupt verstehe ich mich ein wenig darauf; ich werde mich wohl in acht nehmen euch betrügen zu lassen, ich muß nur wissen was ihr vor einen Sclaven verlanget, ob einen Malabaren, Bengaler, Araber oder Cochinchineser.

Was meinet ihr mit dem Marckt gehen, antwortete ich halb erzürnet. Haltet ihr mich vor einen Kauffmann mit Menschen-Fleische, und wisset nicht, daß ich vor nichts keinen grössern Abscheu habe? die Vernunfft streitet wider einen so schändlichen Handel; und wenn wir auch die Vernunfft in diesem Stücke nicht hören wollten, so ist doch die Religion demselben gantz und gar

zu

zu wider. Nein, nein, bildet euch nicht ein, daß ich mein Geld an dergleichen Waaren wenden werde; ich verlange bloß von euch, daß ihr mir einen freyen und verständigen Menschen schaffet, der mir aufwarten will, es soll mir auf eine gute Besoldung nicht ankommen, wenn ich mit ihm zu frieden bin. Bei diesen Worten änderte mein Wirth die Sprache und entschuldigte sich mit der Landes Gewohnheit, und daß er meine Meinung nicht gewußt habe. Er sagte wenn es mir gefällig wär künfftigen Sonntag mit ihm in die Kirche derer drei Könige, oder Barmhertzigkeit zu gehen, so hoffte er daselbst einen zu finden, der mich vergnügen sollte. Ich willigte darein, und wir nahmen wegen der Stunde mit einander Abrede.

Den folgenden Morgen hörten wir die Messe in der Kirche de Los-Ryos oder der drei Könige (dieses ist ein Barfüsser-Closter,) nach deren Endigung ich in das Closter gieng, da sich mittlerweile mein Wirth mit dem Bruder Thür-Hütter in ein Gespräch einließ. Eine Viertel-Stunde hernach kam er gantz freudig mit einem sehr jungen übelgekleideten aber sehr wohl aussehenden Menschen, der gut Frantzösisch redete, wieder zu mir; ich fragte ihn, ob er mir dienen wollte, wenn ich ihm funfftzig Ducaten Lohn gäbe, wobei er wenn ich mit seiner Aufführung zufrieden seyn könnte, noch ein und den andern Zufluß zu erwarten und dabei die Freiheit haben sollte mit

mir

mir nach Franckreich oder Portugall, wenn er Lust dazu hätte, zurück zu reisen.

Dieser junge Mensch, der etwann acht und zwantzig biß dreißig Jahre alt seyn mochte, war sehr vergnügt über meinen Antrag, daß er mir treu zu seyn und sich eintzig an mich zu halten auf tausenderley Art versicherte; ich befahl ihm mir zu folgen, und er ließ sich solches nicht zwei mal sagen. Als ich und mein Wirth wieder zu Hause angelanget waren, fragte ich diesen jungen Menschen wegen seiner Geburth, seines Zustandes, und durch was vor einen Zufall er nach Goa gekommen wär. Er that allen meinen Fragen mit vieler Vernunfft und gesetzten Gemüthe ein Gnügen, und erzehlte mir endlich seine Lebens-Geschichte bei nahe mit folgenden Worten.

Historie eines Biscayers, des Verfassers Dieners.

Ich bin ursprünglich aus Franckreich, und zwar in dem Lande, so man Bisaya genennet, gebohren. Mein Vater hieß Dascara, und war ein Wund-Artzt, und von dieser Profeßion bin ich auch. Als ich nach seinem Tode sahe, daß mein gantzes Vermögen in meiner Lanzette und meinem Scheer-Zeuge bestand, so nahm ich mir vor die Tochter eines reichen Land-Mannes zu heyrathen, welcher im Stande war mir unter die Arme zu greiffen. Das Mäadgen hörte mich willig an, ich wußte mich ihr gefällig zu machen, und wir wurden eines in das andere ziemlich verliebt. Es gieng alles sehr gut, und wir waren bereits in Begriff ein Bündniß einzugehen, welches so viele Menschen in der Welt fesselt, als ein

Böse-

Bösewicht, den ich bei mir hatte, sich in Sinn kommen ließ mich verhaßt und die Heyrath rückgängig zu machen. Er begab sich in Geheim zu des Mägdgens Vater und Mutter und sagte zu ihnen, daß es eine Schande wär eine eintzige Tochter so unglücklich zu machen, und das schöne Kind einem blossen Pflaster-Streicher und Bart-Scherer zu geben; er wär nach seinem Gewissen verbunden ihnen zu eröffnen daß ich anderwärts ein Liebes-Bündniß hätte, und daß sie überdieses, wenn solches auch nicht wäre, bedencken sollten, wie ich keinen Pfennig in Vermögen hätte, und also gezwungen wär meinen Unterhalt durch Heilung derer allerstinckensten Schaden und ansteckensten Kranckheiten zu erwerben, welche sich ihre Tochter durch meinen Umgang gleichfalls über den Hals ziehen könnte. Diese Vorstellungen und noch andere mehr, welche dieser untreue Vetter hinzusetzte, brachten diese ehrlichen Leute zu dem Entschlusse mir ihre Tochter abzuschlagen, welche sie zwei Monate hernach an einen andern verheyratheten, der mehr Liebe vor ihr Thaler als Tochter hatte.

Ich war gantz verzweiffelt, daß mir mein Glücke durch eine so schändliche Treuloßigkeit fehl geschlagen, ich war auf Mittel bedacht mich deswegen zu rächen, allein GOtt verließ mich damals dergestalt, daß ich keinen andern Gegenstand meiner Rache als mich selbst erwählte; mit einem Worte ich nahm mir vor mich zu ersäuffen, ich wollte auch so gar daß diese Sache ein Aufsehen

hen machen und die Eltern meiner vermeinten Liebste erfahren sollten, daß sie die eintzige Schuld an meinem Tode hätten. In dieser Absicht erwählte ich den angesetzten Hochzeit-Tag meiner Untreuen zur Ausführung meines unglücklichen Anschlages, und in währender Zeit sie sich in der Kirche befand sich mit ihrem Mañe trauen zu lassen, stürtzte ich mich an einem Orte in die See, wo man mich nur von weiten sehen konnte, und wo ich ohne einige Hülffe umkommen mußte.

Allein die Sache gieng nicht so, wie ich mir dieselbe eingebildet hatte. Eine Ecke von dem Orte, wo ich ins Meer sprang, war eine Felsen-Spitze, und hinter derselben eine Schaluppe mit einigen Sardellen-Fischern. Als mich dieselben ins Wasser springen sahen, kamen sie auf das eiligste mit ihrer Schaluppe herzu, und zum Glück brachte mich meine angewendete Bemühung unterzusincken, ohne Verstand wieder in die Höhe. Die Schiff-Leute waren so geschickt mit einem Hacken meine Kleider zu fassen, und mich solcher Gestalt an sich zu ziehen, worauf sie mich in ihr Schiff legten, und vermittelst einer angebrannten Tobacks-Pfeiffe, womit sie mir den Rauch durch einen gewissen Ort in Leib bliessen, mich zu Ausspeyung alles verschluckten Wasserrs, und durch ihren Brande-Wein nach und nach wieder zu mir selbst brachten.

So bald ich im Stande war zu reden, erkundigten sie sich, wer ich wär, und was mich zu einer so verzweiffelten That gebracht hätte; ich erzehlte ihnen

ihnen meine Verdrüßligkeiten, sie wurden dadurch zum Mitleiden bewogen, und thaten mir, ohngeachtet ihres groben Wesens, vernünfftige und heilsame Vorstellungen: sie schlugen mir auch vor, ob ich die Stelle eines Schiffs-Wund-Artzts annehmen wollte, welcher auf einem Schiffe mangelte, welches auf einer nicht weit entfernten Rhede nach Ost-Indien Seegelfertig läge, wenn ich Lust dazu hätte, wollten sie mich, wenn meine Kleider wieder trocken wären, und ich einige Speise zu mir genommen, dahin führen.

Ich war so voller Verdruß über meine mißlungene Heyrath, und so voller Schaam über meinen unternommenen Selbst-Mord, daß ich mich ohne vieles nöthigen von diesen ehrlichen Leuten hinführen ließ. In kurtzer Zeit trafen wir das Schiff an, und ich wurde mit dem Haupt-Manne bald Handels einig, welcher mir auch einiges Geld zu Anschaffung des nöthigen Werckzeuges, so mir mangelte, vorschoß. In der That hatte ich gar keines bei mir und zurück wollte ich auch nicht das meinige zu hohlen. Mein Kauff hielt mich nicht lange auf, und ich kam gar bald wieder auf das Schiff, welches gegen Abend mit gutem kühlen Winde unter Seegel gieng.

Es war nach Bengala bestimmet, allwo wir glücklich anzulangen hofften, weil wir die gantze Zeit über guten Wind gehabt; allein ein hundert Meilen von Goa, überfiel uns ein so gewaltiger Sturm, wobei unser Schiff wieder einen Felsen

an der Cüste zu scheitern, und Besatzung und Ladung verlohren gieng. Von acht und dreyßig Personen, den Hauptmann und die Boots-Leute ohngerechnet, die sich darauf befanden, retteten sich nur sieben, und zwar mit der größten Noth und Mühe. Ich hatte das Glück unter dieser Zahl zu seyn, wir suchten das Land zu erreichen so gut als wir konnten, ohne zu wissen wo wir waren; allein die Einwohner desselben lehrten uns solches gar bald mit unsern Schaden, denn sie raubten uns das wenige, so wir hatten, und schlugen drey von unsern Gefährten todt.

Die übrigen viere, darunter ich mich auch befand, retteten sich in die Hölzer, und erkannten noch nicht den Ort wo wir waren, bis wir an einen Indianischen Canton kamen, deren Einwohner Freunde der Portugiesen waren, und uns mit tausend Freuden aufnahmen. Meine Gefährten ergriffen die Parthey bei denen Indianern zu bleiben; allein ich konnte mich in ihre Lebens-Art nicht schicken, und faßte den Schluß hieher zu gehen, in Hoffnung ein besser Glück zu finden. Es sind fast drei Jahre, daß ich hier bin, und ich habe bis auf diese Stunde meinen ehrlichen Lebens-Unterhalt nicht finden können.

Allein, fiel ich ihm ins Wort, ihr habet eine Kunst gelernet, warum übet ihr dieselbe nicht? Man kan nirgends weder Wund- noch Leib-Aertzte entbehren, sie sind in allen Ländern der Welt nothwendig, ja man hält sie überall werth. Dieses ist wahr, versetzte Dascara, allein hier ist es nicht wie an andern Orten. Die Portugiesen

sind

sind denen Frantzosen nicht so gewogen als ihre Weiber, und wenn es seyn kan so brauchen sie keine andere Wund-Aertzte, als ihrer Völckerschafft. Es befindet sich eine gute Anzahl allhier. Uberdieses, mein Herr, ist auch unbekannt, wie groß der Geitz derer Einwohner in diesem Lande ist; wenn ein Kauffmann oder Handwercker nicht gleich auf der Stelle bezahlt wird, so läufft er grosse Gefahr an statt der Bezahlung eine derbe Prügel-Suppe zu bekommen. Was soll ich von der Eifersucht derer Männer sagen, welche es schon vor ein groß Verbrechen halten, wenn man ihren Frauen nur ins Gesichte siehet. Wenn sie selbe nur mit iemand reden sehen, der ihnen verdächtig ist, so ist selbes schon genung sie übel zu halten oder ohne langen Anstand mit Giffte zu vergeben oder zu erwürgen; und wenn sie eine dergleichen löbliche That verrichtet, so setzen sie die ermordete, auf einen Nacht-Stuhl, ruffen die Nachbarn zu Hülffe, und sagen mit weinenden Augen, daß ihre Frauen in Ohnmacht gefallen, allein sie kommen niemals aus dieser Schlaff-Sucht zurück.

Letztens ließ mich ein solcher Ehemann hohlen, seiner Frau wegen vorgewendeter Unpäßligkeit zur Ader zu lassen; als ich mein Ammt verrichtet hatte, sagte der Mann beim Weggehen zu mir, daß er mir Morgen meine Mühe bezahlen wollte, allein an statt mein Geld zu empfangen erfuhr ich zu meiner grösten Verwunderung, daß die Frau gestorben war; ich argwohnte gleich daß dieser

Weiber-Hencker die Binde weggethan und seine Frau würde verbluten haben lassen, sich wegen einer seiner thörichten Einbildung nach ihm erwiesenen Untreu zu rächen. Dieses ist sehr gebräuchlich unter ihnen, oder daß sie ihre Frauen an sehr tieffe Orte ins Bad führen, allwo diese Unglückseelige mehr Wasser einschlucken müssen, als sie wollen, u. nach ihrer Zurückkunfft in ihren Häusern, ihren Sclaven gantz ernsthafft anbefehlen, zu sehen, wo ihre Frauen bleiben, da sie denn auf die zurück gebrachte Nachricht, daß die arme Frau ertruncken, gantz erschrocken thun, und die Lufft mit Geschrey und Wehklagen erfüllen.

Es ist genug, sagte ich zu meinem neuen Diener, ich habe keinen Gefallen an Anhörung solcher Trauer-Spiele, gehet und hohlet eure Sachen, bleibet aber auch nicht lange aussen. Er gehorsamte, und kam noch vor Ablauff einer halben Stunde mit sehr wenigen Vorrathe zurücke, denn er hatte nur ein klein Päckgen, darinne sich drey oder vier alte Hemden nebst so viel Halß-Tüchern und Schnupff-Tüchern, und seinem Scheer-Zeuge als seinem Brod-Schaffer befanden; ich schenckte ihm ein gantzes Kleid von denen meinigen, und etwas Leinen-Zeug, worinne er mir gantz anders vorkam: Ich wollte auch haben daß er beständig ein Paar Sack-Pistolen und einen Dolch bei sich tragen sollte, welche ich deswegen ausdrücklich kauffen ließ, mich dadurch vor denen besorgenden Anfällen in Sicherheit zu setzen, worauf ich ihm nach einem kleinem

Lobe

Lobe seines Verstandes und seiner Aufführung zu verstehen gab, daß ich ihn noch viel höher halten würde, wenn er mir bei Gelegenheit Proben seiner Hertzhafftigkeit gäbe, welches er mir mit einer sehr gesetzten Miene versprach.

Den Tag darauf gieng ich zierlich gekleidet mit meinem neuen Diener aus, dessen gutes Ansehen und Gang man bewunderte; ich begab mich zu denen Jesuiten, allwo ich den ehrlichen Pater Suarez auf mich warten fand; er billigte alles, was ich in Ansehung meines Bedienten gethan hatte, gab mir meine Schrifften wieder, und ließ meinen Procurator hohlen. Nach einer kurtzen Unterredung ward beschlossen, daß ich so gleich nebst meinem Procurator bei dem Herrn Oviedo meine Aufwartung machen, und ihn fragen sollte, wenn es ihm gelegen fiel die Erbschaffts-Sache meiner Tante zu Ende zu bringen; fürchtet nicht, fuhr der Pater fort, daß euch dieser Mann lange aufhalten wird, denn ich habe ihn an einem empfindlichen Orte angegriffen, und ihm beibringen lassen, daß ihr ein Edelmann wäret, dessen Vater bei seinem Leben so wohl am Portugiesischen als Frantzösischen Hofe sehr bekannt gewesen, lange Zeit unter der Armee in Flandern gedienet, und seit dem auch sein Blut in Spanischen Diensten in der Schlacht bei Almanza vergossen habe, woraus er sehen könnte, daß ihr an allen diesen Höfen mächtige Freunde hättet, daß Oviedo hierüber gantz verstummet ist. Uberdieses hat dieser Mann, wie euch euer

Wirth gesaget, um eine ansehnliche Bedienung angehalten, selbe aber ohngeachtet seines vielen Aufwandes nicht erhalten können; woraus er Sonnen-klar sehen kan, daß er nicht wohl angeschrieben stehet, und daß man seine niedrige Geburt, und die unerlaubten Mittel, deren er sich bedienet seinen unsäglichen Reichthum zusammen zu scharren, vollkommen weiß; ihr habet also nichts zu fürchten, und er wird sich nicht unterstehen wenigstens öffentlich sich gegen euch halßstarrig zu erzeigen.

Mit diesem Unterricht, welcher mir einen ziemlichen Muth machte, giengen wir zu dem Herrn de Las-Velas, welcher uns mit einer Manier empfing die uns gantz in Entzückung setzte. Sein erstes war sich nach meiner abgelegten Reise zu erkundigen, wovon ich ihm einen gantz kurtz gefaßten Abriß machte, weil ich mir vorgenommen hatte die Zeit der Unterredung besser anzuwenden, und ihn zu einer Erklärung wegen meiner Angelegenheiten zu bringen, worauf ich ihn auch unvermerckt führte. Er sagte mir hierauf, daß er mit dem Ehrwürdigen Pater Jacobiner als dem andern Vollstrecker des Testaments der Verstorbenen, im Fall sich keine Erben finden sollten, deswegen gesprochen, und daß sich derselbe in nichts widersetzet, sondern ihm, dem Oviedo, allein überlassen, in dieser Sache zu thun, was er vor billig fände, und sich zu erkundigen, ob ich auch würcklich derjenige wär, der ich zu seyn vorgäb; und hierzu, fuhr er fort, brauche ich eine

eine doppelte Abschrifft von allen euern Brieff-schafften, ihm dieselbe zu zeigen; also muß euer Procurator alles nöthige fertig machen, worauf wir unsere Sache zu Ende bringen wollen, welche ich von Hertzen gern bereits lange loß gewesen wär: kommet deswegen, fuhr er fort, Morgen zu mir zur Mittags-Mahlzeit, und schlaget mir diese Gewogenheit, und daß ihr den Pater Olivarez, der bereits einmal mit euch hier gewesen, mit zu bringen, nicht ab; Dieses ist ein heiliger und vernünfftiger Mann, den ich ungemein hoch halte, wir wollen uns lustig machen und zugleich von euern Sachen reden. Ich versprach ihm mein möglichstes zu thun, den Pater Olivarez den andern Tag mit zu bringen, bedanckte mich wegen der mir erwiesenen Ehre und nahm Abschied von ihm.

Ich gieng zu denen Jesuiten zurück, und legte eine genaue Erzehlung von unserer gehaltenen Unterregung bei ihnen ab. Mein Procurator verlangte zu der ihm anbefohlnen Abschrifft meiner Brieffschafften acht Tage Zeit, weil sein Schreiber kranck wär; Der Pater Olivarez ward gehohlet, und wir brachten es endlich so weit bei ihm, daß er uns versprach sich den folgenden Tag bei Oviedo zur Mittags-Malzeit einzufinden. An diesem Tage fanden wir uns einer nach dem andern in einer Viertel-Stunde bei Oviedo ein, allwo eine kostbare Mittags-Malzeit auf uns wartete. Obenhin will ich nur erinnern, daß er solche noch kostbarer gemachet

hätte, wenn er gekonnt hätte; denn ich glaube daß nichts von dem seinigen dabei war, sondern alles auf die Rechnung des armen Erben loßgieng, zum wenigsten hatte ich wichtige Ursachen solches aus der Folge zu muthmassen.

Dem sey wie ihm wolle, so wurde nichts an guten Essen gesparet, die Speisen wurden überflüssig aufgetragen, und von vortrefflichen Weine begleitet; der Nach-Tisch insonderheit war wegen der unterschiedenen Früchte und Confecturen, derer gebrannten Wasser und anderer Getränke gantz unvergleichlich. Es war in dem Saale, wo wir speißten, ein Schenck-Tisch, dessen sich der größte Printz in Europa nicht schämen durffte. Es boge sich alles unter denen goldenen und silbernen Gefässen. Der Anfang der Malzeit war gantz ernsthafft, allein da uns der Wein alle lustig machte, so ließ sich iedermann angelegen seyn ein lustiges Histörgen zu machen; es wurde viel gelachet; allein beim Nach-Tische nahm unser Wirth seine gewöhnliche Schläffrigkeit wieder an sich, und that tausenderley ziemlich ungeschickte Fragen an mich. Ihr seyd jung, mein Herr, sagte er zu mir, dencket ihr euch nicht wo nieder zu lassen, und etwas anzufangen? man hält nicht viel von einem müßigen Menschen, wenn ihr mich um Rath fragtet, so würde derselbe dahin gehen, daß ihr euch vom Hofe einen Befehl zu einem Officier-Platze bei der hiesigen Besatzung anschafftet; man muß mit etwas anfangen, ihr habet Freunde, die

Sache wird euch nicht schwer fallen, und da ihr solcher Gestalt euern Haupt-Stamm bei mir in Sicherheit habet, und von dessen Zinsen und eurem Solde leben könnet, so seyd ihr im Stande euch mit einer von unsern Fidalquen zu verheiraten; da ihr hingegen, wenn ihr dasjenige, was euch von der Erbschafft eurer Frau Tante zufällt, mit nehmet, ausser der gefährlichen und langen Reise bei eurer Zurückkunfft gar leicht um dasjenige kommen könnet, was ihr allhier mit so vieler Mühe und Gefahr zu erlangen gesuchet habet. Ist es nicht bekannt, fuhr er fort? die Jugend ist belebt und lustig, die Neigung zum Spiel, einer Liebste und guten Essen und Trincken, hat öffters den gegründesten Wohlstand mehr als zu bald über einen Hauffen geworffen; ich zweifle zwar an euerer Klugheit und ordentlichen Aufführung nicht; allein bei allem diesem können sich die Sachen ändern, und es brauchet nur eines niedlichen Gesichts die Stärcke des Hercules zu bezwingen. Glaubet mir, ich sage solches aus keiner andern Ursache, als wegen des Antheils, so ich an eurem Glücke nehme, und wenn ich mir die Freiheit nehme euch einigen Rath zu geben, so geschiehet solches bloß in Ansehung eurer verstorbenen Frau Tante und euerer eigenen Verdienste. Seine Frau, welche eine schöne Plauderin vorstellte, unterstützte alle schöne Sinn-Sprüche ihres Mannes.

Ich machte mich fertig auf diese so wohlgesetzte Rede zu antworten, allein der ehrwürdige Pater

Olivarez überhob mich dieser Mühe. Er widerlegte mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit alle Gründe des Herrn Oviedo, iedoch mit einem wenig spöttischen Lächeln; er gab ihm zu verstehen, daß ich die Kinder-Schuhe vertreten und keines Hofmeisters mehr nöthig hätte. Diese Stelle gieng dem Helden des Stücks, ich will sagen Oviedo sehr nahe, und einige Personen, so sich mit bei der Malzeit befanden, schienen nicht verdrüßlich darüber zu seyn, daß man ihm zur Danckbarkeit ein solches Gerichte vorgesetzet hatte. Zu gleicher Zeit stand ein ieder auf, man gieng in ein ander Zimmer, wo unterschiedene Spiel-Tische zum Zeit-Vertreib der Gesellschafft standen. Ich vor meine Person starb fast vor Verlangen diese Schule zu verlassen, daher mußte mir der Abschied des Paters Olivarez zu dem meinigen Gelegenheit geben, wobei ich mir feste vornahm, in Zukunfft keine Malzeit so theuer zu bezahlen.

Den Morgen drauf besuchte ich meinen ordentlichen Schutzhalter, er war von allem, was den Tag zuvor bei den Oviedo Gast-Gebothe vorgegangen war, unterrichtet. Daher sagte er so bald, als er mich ins Gesichte bekam, zu mir; Wohlan unser Freund! habet ihr aus der gestrigen Predigt viel Nutzen geschöpffet? Was habet ihr vor Gedancken davon? dieser Mann hat seine Ursachen also zu reden, denn sein besonderer Eigennutz giebet dasjenige nicht gerne wieder heraus, was er einmal in seinem Besitz hat; allein seyd nur guten Muths; weder der Statt-

halter

halter noch der Corregidor sind seine Freunde, und diese wollen wir zu Hülffe nehmen, wenn es nöthig ist, seinen Geitz zu bändigen. Wir hielten noch einige Unterredungen mit einander, darauf ich mich bei seiner Ehrwürden unter beständiger Empfehlung seines heiligen Gebets beurlaubte.

Weil ich acht Tage, welche mein Procurator zu Abschrifft meiner Brieffschafften verlanget hatte, nichts zu verrichten hatte, so nahm ich mir vor unterdessen die Stadt Goa und derselben Gegenden etwas genauer zu besehen. Ich bemerckte, daß diese Stadt sehr wohl auf einer Halb-Insul gelegen, und mit einem angenehmen Flusse umgeben war; sie ist nicht so groß als Lissabon, allein mit allerhand Arten Indianischen Völckerschafften sehr bevölckert. Alle Kirchen, Hospitäler, Collegia, öffentliche Pallåste, und besondere Häuser derer Portugiesen und Cirollen, sind von einer Art röthlichen Bastard-Marmol und gehauenen Steinen gebauet. Die gantze Stadt ist voller schöner und prächtiger Gärten, darinne Spring- und Fluß-Wasser, so sehr bequem zum baden, nebst einer Menge Frucht-tragender Bäume sind. Das Erdreich muß unvergleichlich seyn, weil es des Jahres zwei mahl Reiß träget. Die Heiden haben daselbst ihre Religions Freiheit, allein keine Pagode und Tempel dürffen sie in der Stadt haben; sondern nur auf dem festen Lande, und ausserhalb derer Gräntzen der Insul. Wenn diese Heiden

oder

oder Abgötter sterben und kleine Kinder hinterlassen, so sorgen die Jesuiten vor sie, sie zu sich zu nehmen, und in dem Christlichen Glauben zu unterweisen, wodurch sie das Recht erlangen, sich ihrer Erbschafft, Ländereyen und anderer Güter und Waaren anzumassen. Es ist beständig eine geheime Feindschafft zwischen denen Jesuiten und andern Mönchs-Orden, daß sie auch sogar in Predigten manchmal mit Stichel-Worten auf einander loß ziehen. Die Saquates oder Geschencke derer benachbarten und mit denen Portugiesen in Bündniß stehenden Könige gehören denen Jesuiten allein zu mit Ausschlüssung aller anderer Orden. Diese Geschencke, werden überbracht wenn sie ihren Besuch bei einen neuen Unter-König ablegen, und bestehen gemeiniglich in Edelgesteinen und andern kostbaren Sachen. Jedes Geschencke beläufft sich auf funffzehen oder zwantzig tausend Ducaten mehr und weniger. Der König hat ihnen diese Freiheit ertheilet, weil sie allein mit Unterweisung der Jugend zu thun haben. Sie versäumen auch nicht, wenn diese Geschencke ankommen, sich zu Annehmung derselben einzufinden.

Besatzung in Goa.

Die Soldaten mögen sich ohngefehr auf zwei tausend fünff hundert Mann, alle gebohrne Portugiesen, erstrecken, allein ausser diesen sind auch noch Heidnische oder Indianische Soldaten, so sich gleichfalls auf zwei tausend Mann belauffen können. Die nöthigste Lebens-Frucht in diesen Gegenden sind die Palmen, ein durch gantz In-

dien

dien gemeiner Baum. Hier wachsen sie in grosser Menge; Dieser Baum ist sehr schwammigt, voller Zäserlein oder Aedergen, die mit einem Häutgen umgeben. Er kömmt in sandigten und unfruchtbaren Lande sehr wohl fort, daraus sie doch so viel Safft an sich ziehen, als zur vollkommenen Grösse ihrer Frucht nöthig ist, die zu Verfertigung des Weins gebrauchet wird. Man hat mich versichert, daß dieser Baum die absonderliche Eigenschafft habe, daß das Weiblein davon keine Frucht bringet, wenn sie nicht bei einem Männlein stehen. Die Nuß dieser Palmen, ist die in gantz Indien so berühmte Cocos, man hat von derselben überflüßig zu Essen und zu Trincken, und tausend andere Bequemligkeiten.

In Goa begegnen einem nichts anders als von Sclaven getragene Palanquins; dieses ist das ordentliche Fuhrwerck bemittelter Leute des Landes. Barmhertzigkeit und Mitleiden sind hier nicht erlaubet, denn als ich eines Tages von ohngefehr in ein Hauß kam, wo man einen jungen Sclaven bald todt schlug; sagte man mir frey ins Gesicht fort zu gehen, oder man würde mich an seine Stelle legen. Weil ich mir nichts zu thun machen wollte, so stellte ich mich als ob ich nichts gehört hätte, und gieng gantz stille und ohne Antwort fort.

Des Verfassers Reise auf das

Eines Tages kam mir die Lust an eine kleine Reise nach dem festen Lande zu thun. Zu diesem Ende nahm ich einen Frey-Brief oder Erlaubniß

von

feste Land bei Goa, und seine unterschiedenen Begebenheiten.

von dem Corregidor, den ich ohne Mühe erhielt, denn kein Portugiese kan ohne diese Erlaubniß dahin reisen, allein Indianern stehet es frey; doch müssen sie vorher mit einem rothen Creutze in der lincken Hand gezeichnet seyn, welches mit einer gewissen Art Ocker gemachet wird, der zu dem Ende allzeit in Bereitschafft stehet.

Nach gehaltener Erlaubniß nahm ich meinen Diener und einen Indianischen Dolmetscher mit mir, setzte mich auf ein Fahrzeug, und ließ mich an einem Orte ans Land setzen, welcher der Paß der Mutter GOttes genennet wird, und davon ich viel gehöret hatte. Ich traff daselbst einen Hauptmann mit etlichen Soldaten an, welche diesen Ort genau bewachen, der etwann eine halbe Meile von Goa lieget. Ich wieß ihnen meinen Erlaubniß-Schein, worauf sie uns durchliessen.

Nach einen kurtzen Wege traff ich eine Menge Wohnungen derer Indianer und Braminen an, und weil ich so wohl als meine Leute hefftig vom Durste geplaget wurden, so gieng ich in eines Braminen Hauß etwas zu trincken zu fordern, sie reichten mir solches unverzüglich, als sie aber sahen, daß ich das Geschirre mit denen Lippen berührte fingen sie ein gantz befremdliches Geschrey und Geheule an. Ich fragte meinen Dollmetscher nach der Ursache eines solchen Geplerres, und dieser berichtete mich, daß sie das Gefässe durch Berührung meiner Lippen vor verunreiniget hielten, weil die Gewohnheit dieser Leute war,

den

den Kopff hinterwärts zu beugen, und mit der rechten Hand ohne Berührug des Gefässes sich das Geträncke in den Mund zu güssen; so bald ich solches vernahm, ließ ich das Gefässe durch meinen Indianer auf das reinste saubern, überreichte ihnen hernach dasselbe mit grossen Entschuldigungen meiner Unwissenheit wegen des Gebrauches und Gewohnheiten des Landes, wieder, welches sie ein wenig beruhigte.

Von diesem Orte gieng ich weiter, einen ziemlich wohlgebauten Tempel oder Pagode zu besehen. Beim Eintritt in dieselbe erblickte ich einen von diesen Abgöttern, welcher ein grosses Götzen-Bild mit Blumen ausputzte, dessen Bild einem Kalbe nicht ungleich sahe; allein kaum hatte ich mich mit meinen Leuten etwas näher hinzugemacht, dasselbe etwas genauer zu betrachten, so erhob sich von einigen Alten ein neues Zeter-Geschrey, welche auf mich zu gelauffen kamen, und mich befragten, warum ich so vermessen wär mit meinen Schuhen in einen so heiligen Ort zu gehen. Mein Dollmetscher besänfftigte diese Schrey-Hälse mit der vorigen Entschuldigung wie die ersten.

Nachdem wir diesen sogenannten heiligen Ort verlassen hatten, gieng ich bei mir zu Rathe, ob ich weiter gehen wollte, ich befürchtete überall dergleichen Geschrey anzutreffen; gleichwohl beschloß ich noch eine Pagode zu besehen, bei deren Eintritt ich einen Braminen oder Priester antraff, welcher sich den gantzen Leir mit Asche beschmie-

schmieret, und als ich weiter hinein gehen wollte, ohngeachtet ich meine Schuhe ausgezogen hatte, so hefftig an zu schreyen fing, und als ein Verzweiffelter mit Händen und Füssen strampelte, daß ich mich solches nicht getrauete, sondern wieder zurück zu gehen genöthiget war. Dieser Mann war so scheußlich und kotigt, daß sich das Hertz im Leibe umwendete, wenn man ihn ansahe.

Ich erfuhr von meinem Dollmetscher, daß diese Volcker unterschiedene Arten von Pagoden hätten. Es giebt welche, die dem Frieden, andere, die dem Kriege und andere, die der Liebe geweihet sind, allwo diejenigen Jungfern, die sich verheyrathen, die erste Nacht bei ihren Braminen zu bringen. Und in der That sahe ich in einem Tempel von dieser letzten Art ein Götzen-Bild, welches eine gantz nackende Manns-Person vorstellte. Es sind lauter Jungfern, die in diesem Tempel dienen, wie bei denen alten Römern die Vestalen. Gemeiniglich thut man sie im zehenden Jahre ihres Alters hinein, und bleiben biß in ihe zwantzigstes darinne, worauf sie an einem gewissen Orte ihre übrige Lebens-Zeit unterhalten werden; ich sahe in diesem Dorffe recht schöne Weiber, und artige Mägdgen; die letzten verheyrathet man in achten oder neunten Jahre ihres Alters, nach [illegible]er Zeit sie niemand mehr verlanget, weil man sie wegen der allzugrossen Hitze des Landes vor keine Jungfern mehr hält.

Weil

Weil es daselbst weder Schencken, noch Herbergen, noch Speise-Wirthe gab, uns aber gleichwohl hungerte, so ließ ich durch meinen Dollmetscher fragen, ob uns nicht iemand die Gefälligkeit erweisen, und vor Geld etwas zu Essen lassen wollte. Es waren zwar wohl einige kleine Buden, worinne man Früchte, Wurtzeln und andre Garten-Gewächse verkauffte, allein sie waren nicht gekocht. Nach langen Suchen traffen wir endlich eine guthertzige Alte an, die uns ein Plätzgen unter einem überhangenden Dache einräumte, und nachdem sie einen Arm voll Dornen und ander Holtz-Gestride gebracht, und ein von Platanen-Blättern zusammen genähetes Tisch-Tuch darüber geworffen hatte, worauf sie einen Hauffen gekochten Reiß mit einer gewissen Brühe, die Caril heisset, ausschüttete, und mir in eine kleinen kupffernen Gefässe Wasser zu trincken vorsetzte; allein so bald ich die Lippen daran brachte, fing sie ein so gräßliches Geschrey an, biß wir sie wie die ersten durch Sauberung des Gefässes und mit vieler Mühe beruhigten. Nach diesem wollte ich ihr Geld vor ihre reichliche Malzeit geben: allein sie weigerte sich beständig solches anzunehmen; ihr aber nichts schuldig zu bleiben, warff ich etwas kleine Müntze ihren kleinen Töchtern hin, welche da waren, und diejenige Orte wo ich hingespien hatte, sehr sorgfältig abwischten.

Die Breter in ihren Häusern bestreichen sie mit Kuh-Miste, welche sie ungemein zu poliren

wissen; dieses geschiehet, wie sie sagen, sich vor der Beschwerligkeit derer Ameissen zu bewahren; und in der That sind sie in so grosser Menge daselbst, daß sie vor diesen kleinen Bestien nichts bewahren können. Dieser Beschwerung abzuhelffen, machen sich diese Leute Schenck-Tische die auf kleinen Säulen und mit denenselben in mit Wasser angefüllten Gefässen stehen, darinne die Ameissen, wenn sie hinauf kriechen wollen, ersauffen. Nahe bei diesem Dorffe fand ich einen sehr grossen Baum mit Tamarinden, deren Hülsen etwann so lang wie bei uns die kleinen Bohnen waren. Als wir ein wenig weiter durch einen ziemlich öden Ort kamen, sahen wir sieben oder acht solcher Heiden mit Heulen und Schreyen aus allen Kräfften lauffen, wobei sie gantz erschrocken schienen. Ich ließ sie durch meinen Dollmetscher nach der Ursache ihres Betrübnisses fragen, worauf sie zur Antwort gaben, daß sie nach ihrem Vater lieffen der sich ersäuffen wollte; in der That hatte ich noch keine Viertel-Meile zurück geleget, als ich sie mit demselben zurück kommen und ihn nach allem Vermögen trösten sahe. Der gute Mann hatte sich eine ihm begegnete Widerwärtigkeit zu Gemüthe gezogen, und weil er sehr alt war, so sehnte er sich zu sterben; denn es ist die Gewohnheit bei diesen Leuten, daß sie sich mit Gifft vergeben oder ersäuffen, wenn ihnen etwas widriges oder ein unvermuthetes Unglück begegnet.

In Ansehung derer Weiber ist allhier kein Gesetze, welches ihnen verbiethet sich mit ihren verstorbenen Männern zu verbrennen. Sie beobachten eben dieselben Ceremonien, welche ich oben erzehlet habe, und sterben auch mit einer bewunders würdigen Standhafftigkeit. Diejenigen welche sich zu verbrennen weigern, werden ihre gantze Lebens-Zeit vor ehrloß gehalten, und dürffen sich nicht unterstehen, unter die andern auch gar zu ihren Eltern und Freunden zu kommen, welche sie mit tausend Vorwürffen und Schimpff-Worten belegen, und wohl gar die Augen auskratzen würden. Weil es aber unter ihnen viel kleinmüthige Frauen giebet, die sich vor dem Feuer fürchten, so vergeben sie sich so bald als ihre Männer den letzten Athem ausblasen, und denn werden beide Leichen mit einander verbrannt.

Eigenschafft der weiblichen Cörper.

Ubrigens haben diese arme verblendete wahrgenommen, daß die weiblichen Cörper von Natur ein so öhlichtes Wesen haben, daß man, wenn man haben will daß fünff oder sechs Mannes-Cörper bald verzehret und zu Asche verbrannt werden sollen, nur einen Frauen-Cörper darzu werffen darff, welcher so gut als Oel oder Fett zur Vermehrung der Flamme und Verzehrung derer andern Cörper dienet. Die Mahometanischen Mohren, welche in einem Theile des festen Landes bei Goa gegen Pechelin wohnen, verbiethen denen Weibern sich auf solche Art zu verbrennen,

allein so gleich nach ihrer Männer Tode vergeben sie sich mit Gifte.

Anderer Ursprung, warum die Indianerinnen sich nach dem Tode ihrer Männer verbrennen.

Ich habe oben den Ursprung dieser verdammten Gewohnheit erwehnet, welche nach Beobachtung derer Alten lange Zeit bei diesen Indianischen Völckern in Brauch gewesen sind. Hier erzehlte man mir die Sache auf eine andere Art. Ein ziemlich umgänglicher Bramine versicherte mir, daß dieser Gebrauch von einem ihrer ersten Könige herkäme, welcher bei Verspührung, daß alle Männer in seinem Königreiche starben, einige davon öffnen ließ, und dadurch erfuhr, daß sie ihre Weiber vergeben hatten, andere Männer zu bekommen, daher gab er Befehl, daß sie sich in Zukunfft mit denen verstorbenen Leichen ihrer Männer verbrennen sollten, wovon doch diejenigen so Kinder hatten. wegen derselben Erziehung ausgenommen waren, allein sich niemals wieder verheyrathen durfften. Sie beobachten dieses Gesetze sehr genau, und bringen ihre übrige Lebens-Zeit mit weinen, schreyen und seufftzen zu; welches sie zu gewissen Stunden des Tages und Nachtes thun, und dabei auf eine so ausserordentliche Art schreyen und heulen, daß es einem erbarmet.

Da ich währender meiner Reise einige Nächte ausserhalb Goa schlieff, so ward ich manchmal gantz betäubet durch das Schreyen und Wehklagen dieser unglückseeligen Weiber, daß ich kein Auge zu thun konnte. Eben dieser Bramine, davon ich geredet habe, erzehlte mir die Historie einer

einer Liebes-Heldin, welche darinne bestand, daß eine von denen Jungfern, welche in denen Pagoden dienen, und nach Ablauff der gesetzten Zeit vor sich allein lebte, eine Manns-Person zu ließ, welcher sich so starck mit derselben erhitzte, daß er auf der Stelle todt blieb. Man machte so gleich die gewöhnlichen Anstalten zu Verbrennung des Verstorbenen, und da der Scheiterhauffen im vollem Brande war, hatte sie so viel Hertze sich mitten in die Flamme zu stürtzen, und dabei mit heller Stimme auszuruffen, daß sie dieses Merckmal ihres Liebes-Eifers dem Verstorbenen schuldig wär, weil er so viel Muth gehabt vor sie zu sterben.

Nachdem ich diese Gegend um Goa durchwandert hatte, nahm ich mir vor auf eine andere Seite zu gehen, und zu dem Ende setzte ich mich an einem gewissen Orte des Flusses zu Schiffe, wo sehr grosse und geräumliche Stuffen hinabgehen. Dieses ist der Ort wo diese Heiden alle Jahre von drei und vier hundert Meilen hinkommen sich zu gewisser Zeit zu baden. Es befanden sich damals mehr als hundert tausend Personen, so wohl Männer als Weiber und Kinder daselbst; sie werffen eine unglaubliche Menge Früchte in diesen Fluß in der Einbilduug daß das Wasser solche bei Ausgang des Jahres wiederbringet. Ich konnte mich über dieser Thorheit des Lachens nicht enthalten, wobei allzeit einige von diesen Heiden im Stiche bleiben; denn es ersäuffen sich gemeiniglich eine grosse Anzahl Personen, wel-

welche wegen der grossen Heiligkeit dieses Ortes dadurch in ihr Paradieß zu kommen gedencken.

Als ich mich unten an dieser Treppe mit meinen Leuten zu Schiffe gesetzet, ließ ich mich durch den Paß des Meeres GOttes und von Puchelin führen, welches eine ziemliche artige vier Meilen von Goa gelegene Stadt ist. Mein Dollmetscher führte mich in das Hauß eines Abgöttischen Bürgers von seinen Bekannten zur Herberge, welcher mir ein klein Bette unter einer übergehenden Laube seines Hauses machte. Nachdem ich die Abend-Malzeit verzehret legte ich mich nieder. Ich hatte nicht lange gelegen, als mir eine Indianerin, welcher der Bürger Nachricht davon gegeben, ihre Tocher brachte, welche sich ohne alle Complimente auskleidete und sich zu mir niederlegte. Sie war auf das höchste dreyzehen Jahre alt, und ihre Mutter gieng in währender Zeit einige Schritte zurück. Ich verwunderte mich höchlich über diese Begebenheit, und rückte ein wenig in dem Bette zurücke, dadurch zu bezeugen, daß ich diesem guten Mägdgen nicht beschwerlich seyn wollte, worüber sich dieses arme Ding dermassen ensetzte und betrübte, daß sie ohne Anstand über laut zu weinen und zu seufftzen anfing, und mit Gewalt haben wollte, daß ich ihr etwas sagen sollte; als die Mutter das seufftzen und wehklagen ihrer Tochter hörte, bemühte sie sich dieselbe zu trösten; endlich stand dieses arme Mägdgen, nachdem dieses Possen-Spiel einige Stunden gedauert, wieder auf, nahm ihre Klei-

Kleider, und gieng gantz beschämt fort. Mein Diener hingegen, wie er mir des Morgens erzehlte, hatte wegen grossen Hungers fast die gantze Nacht mit Essen zu gebracht.

Das erste, so mir auf der Strasse ins Gesichte kam, als ich aufgestanden war, war ein gantz nackender und über und über mit Asche bedeckter Heidnischer Priester, die er sich von Zeit zu Zeit über den Leib streuete; dieses war ihm leichte, denn er saß als ein Affe zusammen gekrümt vor einem von Kuh-Miste angezündeten Feuer; er hatte lange Haare wie die Frauen, und grosse gekrümte Hörner, welche er auf einem langen Stocke auf denen Achseln trug. Dieses war der abscheulichste Anblick, den ich Zeit meines Lebens gesehen habe, denn er saß in einer erstaunenden Ernsthafftigkeit, und sahe sein Feuer ohne die gerinste Wendung des Haupts und derer Augen beständig an.

Dergleichen Andächtige bringen öffters vier und fünff Tage zu, da sie nur etwas weniges essen, denn sie machen insonderheit viel aus der Enthaltung, und essen niemals etwas beseeltes oder das das Leben gehabt. Sie wollen auch nicht einmal rothe Wurtzeln nnd Garten-Gewächse, als rothen Mangold und Rüben essen, weil sie behaupten, sie hätten Blut. Man siehet in denen Einöden dieses Landes viele Hospitäler, welche ausdrücklich zu Unterhaltung derer Thiere, und zugleich vor die vorbei reisende Pilgrims erbauet sind. Diese Hospitäler werden auf

Kosten reicher Indianer unterhalten, welche bei ihrem Tode durch ihre letzten Willen grosse Vermächtnisse darzu bestimmen.

Nachdem ich mich lange genung in diesem Canton aufgehalten hatte, und im Begriff stand meine Rückreise nach Goa anzutreten, ersuchte mich ein reicher Indianischer Kauffmann, der ungemein wohl Portugiesisch redete, bei ihm einzusprechen und einige Erfrischungen zu nehmen. Die freye Miene und die großmüthige Manieren dieses Mannes, verpflichteten mich seine Höflichkeit zu beantworten nnd nicht auszuschlagen. Er ließ uns im Augenblick eine kostbare Collation von Früchten und Confecturen auftragen, und wir trancken gantz reichlich, ohne daß dieserwegen der geringste Lermen entstand, denn ich und meine Leute hatten uns mit einem aus Cocos, der in diesem Lande wächset, verfertigten Trinck-Geschirre versehen. Unter währenden Essen unterredeten wir uns, der Kauffmann und ich, von unterschiedenen Sachen; unvermerckt kamen wir in unserm Gespräche auf die unterschiedenen Wohn-Plätze unserer Völckerschafft in Indien, und auf die Würckung ihrer unmäßigen Eifersucht gegen ihre Weiber, davon er mir folgende Historie erzehlte.

Historie eines Portugiesischen Officiers.

Einem Portugiesischen Officier zu Goa traumte eine Nacht, daß seine Frau in den Armen eines seiner besten Freunde läge; über diesem schreckhafften Traum erwachte er, sprang auf, ergriff in voller Raserey seinen Degen, und jagte

ihn

ihn seiner schlaffenden Frauen durch die Rippen. Als er hierauf die Schändligkeit seiner begangenen That überdachte, und die Furcht vor denen Verfolgungen von seiner Frauen sehr mächtigen Anverwandten darzu kam, so flüchtete er in aller Eil nach der Stadt Jsaphan, welche einem Heidnischen Printzen zugehöret. Weil dieser Officier ein Man von ungemeinen Wuchs und Ansehen war, so wollte ihn dieser Printz beständig um seine Person haben, und gab ihm Wohnung und ansehnliche Bestallung, wovon er sich Standes gemäß erhalten konnte. Der Portugiese war höchst-vergnügt über den schönen Anfang seines Glückes, und hielt es vor gelegen dasselbe noch höher zu treiben, daher wendete er alle Mittel und listige Erfindungen an, sich in dem Gemüthe dieses Fürsten immer fester zu setzen, es glückte ihm auch sein Vorhaben so wohl, daß er dessen Schwester zur Braut erhielt, und die Hochzeit mit vieler Pracht vollzogen ward.

Der Printz willigte in diese Verbindung um so viel lieber, weil er in der Hoffnung stand, es würde sein neuer Schwager seine Religion verlassen, und dagegen die seinige annehmen. Allein des Portugiesen Standhafftigkeit war unbeweglich, und er wollte ohngeachtet aller ihnen getanen Versprechen und Drohungen die Christliche Religion niemals verlassen. Der Fürst war hierüber gantz rasend, daß er seinen Zweck nicht erlangen konnte, und beschloß des Portugiesen Untergang, welchen er auch an dem

Tage, da er sterben sollte, gefangen nehmen lassen wollte, die Neuvermählten, vor welchen der Printz sein Vorhaben auf das sorgfältigste verbarg, bekam unterdessen gleichwohl Nachricht davon, und sagte solches ihrem Manne, welcher unverzüglich die Flucht zu nehmen sich entschloß, und seine Frau, welche er sehr lieb hatte, er suchte ihm Gesellschafft zu leisten. Die Frau willigte darein, und nachdem sich diese beide Personen mit eiuer guten Anzahl Edelgesteinen und andern Kostbarkeiten, nebst zwei guten Pferden versehen hatten, nahmen sie die Nacht drauf die Flucht, und zwar mit solcher Eilfertigkeit, daß sie mit anbrechenden Tage zu Pechelin ankamen, von da sie weiter nach Goa giengen. Als der Printz des Morgens drauf von der Flucht seiner Schwester und ihres Mannes Nachricht erhielt, ließ er viel Reuterey zusammen komen, dieselben zu verfolgen, allein es war zu späte, denn sie befanden sich bereits an einem sichern Orte. Was die beiden Flüchtigen anbetrifft, so erlangte der Portugiesische Officier nach ihrer Ankunfft zu Goa, vermittelst seiner Freunde und seines Geldes Vergebung, der an seiner ersten Frau begangenen Mordthat, indem er bei dem Gericht sich mit der vielfältigen ihm erwiesenen Untreu entschuldigte. Sehet, sagte der Indianische Kauffmann hierauf, wie die grösten Verbrechen in Goa ungestrafft bleiben.

Nachdem ich mich gegen meinen freigebigen Wirt wegen der guten Bewirtung bedancket hatte,

hatte, nahm ich Abschied von ihm und meinen Weg nach Goa, allwo wir sehr späte und müde ankamen. Den folgenden Tag sahe ich den Einzug vieler Abgesandten von unterschiedenen Indianischen Königen und Fürsten mit an; sie sassen alle in prächtigen Palanquins, von ihren Leuten begleitet, die Pfeile nnd Bogen zu ihren Waffen hatten, und besuchten den Unter-König, welcher den Namen eines Unter-Königs in Indien annahm, um den Frieden in ihren Haven, Ländern und Cüsten, kurtz, so weit als sich ihr Gebiete erstreckte, zu bestätigen.

Die acht Tage, so mein Procurator zu Abschreibung meiner Briefschafften verlanget hatte, waren verflossen; er trug sie zu Oviedo, welcher selbige einen Nachmittag alle gegen einander hielt, welches mir ziemlich lange vorkam, denn ich hatte meinen Procurator dahin begleitet; als er endlich alle genau durchgesehen, gab er mir dieselbe auf anderweitige acht Tage wieder zurück, mit der Versicherung, mir nach Verlauff dieser Zeit eine Abschrifft des gantzen Testaments meiner Tante zu überliefern, welche ich auf den Unterricht meines Beschützers des Jesuitens gefordert hatte.

In der Tat hielt er sein Wort, und überlieferte mir diese Abschrifft vier Tage hernach. Ich zeigte sie meinem Procurator, und denen ehrwürdigen P. P. Jesuiten, Suarez und Olivarez, welche ich inständig ersuchte, Mittel zu finden, den Schluß meiner Sache zu beschleunigen,

nigen, weil mir diese Stadt höchst verdrüßlich, und das Schiff der H. Heiland längstens in einem Monate nach Lissabon unter Seegel gehen sollte.

Ich will mich hier mit Erzehlung der viele Gänge und Wege die ich thun muste, die schändlichen Schelmereien die mir der geitzige Oviedo machte, noch die vielen Vorsprüche die ich zu Endigung dieser Sache anwenden müssen, zu erzehlen, welche sich endlich nach vielen hin und wieder Reden und Streite damit endigte, daß mir Oviedo funffzehen tausend Ducaten bezahlte, als so hoch sich seinem Vorgeben nach, die gantze Erbschafft meiner Tante nach Abzug aller aufgewendeten Unkosten belauffen haben sollte. Ich muste ihm eine Quittung vor Notarien geben, und dieselben zugleich von vieren derer vornehmsten Bürger der Stadt unterschreiben lassen: ich mochte ihm vorstellen was ich wollte, daß diese Erbschafft nach dem Testamente meiner Tante viel wichtiger seyn müste, so war seine Antwort, daß meine Tante viel Schuldner hinterlassen hätte, welche gar nicht im Stande wären zu zahlen, und noch andere die sehr ungewiß wären; daß er von seinen eigenen Mitteln einen Theil dieser Schulden vorschösse, und ich von keinem Unglücke zu sagen hätte, da ich von meiner ersten Indianischen Reise eine so ansehnliche Summe zurück brächte.

Nachdem ich also meine Sache zu Stande gebracht, machte ich mit dem Hauptmanne des Schif-

Schiffes der H. Heiland vor mich und meinen Diener Richtigkeit, welcher sich vor Freuden kaum zu lassen wuste, daß er wieder nach Europa zurück kommen sollte. Ich machte meine Geräte und Lebens-Mittel zusammen, und nahm Abschied von meinen Wohlthätern. Diese ehrlichen Patres konnten sich nicht enthalten mich tausendmal mit vielen Thränen zu umarmen: sie gaben mir auch einige Briefe an ihre Freunde in Lissabon mit, und ich muste ihnen versprechen, ihnen alle Jahre von meinem Zustande Nachricht zu geben, welches ich auch bis ietzo gehalten habe. Allein ich habe nur noch einen von diesen Freunden, denn der ehrliche Vater Suarez starb zu Ende des siebenzehnden hundert und fünff und zwantzigsten Jahres.

Der Tag unserer Einschiffung war erschienen, ich nahm nach seiner völligen Befriedigung mit frühem Morgen von meinem Wirte Abschied, und gab ihm einige kleine Geschencke; ich kan das Betrübniß nicht aussprechen, so dieser gute Mann bei meiner Abreise bezeigte, er blieb gantz starr und stumm. Ich schickte meine Sachen zu Schiffe, und gab meinem Diener Befehl dieselben nicht einen Augenblick aus dem Gesichte zu lassen; ich folgte eine Minute drauf, wir fuhren längst des Flusses bis in den Haven, wir bestiegen das Schiff des H. Heilands, und ich nahm die mir angewiesene Cajütte oder Cammer in Besitz; darinne ich meinen

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/353 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

nen Bedienten bei mir behielt, welchen ich an keinem andern Orte schlaffen lassen wollte.

Der übrige Tag ward in grosser Unruhe derer ab- und zugehenden, und mit Uberbringung derer Waaren und Ballen vollends zurück geleget. Gegen den Abend befanden die Steuer-Leute den Wind so, wie sie ihn wünschten, man hob also die Ancker, und gieng unter Seegel. Es war ein Donnerstag der neunzehende Jenner des tausend sieben hundert und neunzehenden Jahres. Es waren unserer mehr als vier und zwantzig Personen von allerhand Stande, die ziemlich ansehnliche Besatzung ungerechnet, auf dem Schiffe.

Drei Wochen hernach befanden wir uns längst der Arabischen Cüste, und weil der Wind beständig gut blieb, so entdeckten wir den folgenden ein Theil von Abyssinien, folgends die Insul des H. Laurentius und endlich das Vorgebürge der guten Hoffnung, welches wir den zehenden Martius mit sehr guten Winde vorbei schifften. Wir waren sehr nahe es zu besehen, und es schien uns als ein niedrig Bollwerck.

Einige Tage hernach befanden wir uns auf der H. Helenen-Insul, bei welcher Gelegenheit ein grosser Wort-Streit auf dem Schiffe zwischen denen Reisenden, Schiffs- und Steuer-Leuten und dem Herrn des Schiffes entstand. Denn einige wollte mit aller Gewalt an dieser Insul anlanden Erfrischungen einzunehmen, die andern aber behaupteten, man müsse sich des gu-

ten

ten Wetters zu Nutzen machen, welches sich leichtlich ändern könnte; endlich lösete der Hauptmann diesen Gordischen Knoten auf, das ist, er machte allem Streite ein Ende; denn nachdem er den Vorrath seines süssen Wassers hatte untersuchen lassen, und befand, daß er zur Gnüge damit versehen war, so kam er auf das Verdeck und machte bekannt, daß er von dem König in Portugall Befehl habe, an keinem Orte als im äussersten Nothfall Ancker zu werffen; diese Erklärung stopffte allen Streitenden den Mund.

Als wir endlich die Asorischen Insuln zurück geleget, und noch einige Zeit mit gutem Winde fortgeschiffet hatten, erblickten wir die Portugiesischen Cüsten, und kamen den vier und zwantzigsten Junii zu St. Catharine nahe bei Belen an. Den Tag darauf nahm ich eine kleine Barque, worein ich meine Kleider, meine übrigen Sachen und kleinen Schatz bringen ließ, und kam Abends zu Lissabon an, allwo ich meine Mutter in vollkommener Gesundheit antraff, welche über meine unvermuthete Ankunfft höchst erfreuet war.

E N D E.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/355
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/356
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/357
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/358
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
2 0363247

III/9/280 JG 162/6/3

Gregn. C 9/5

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/359
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/360
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/361
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn351806431/362
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG